Heft 1 Januar 2000 8,– DM

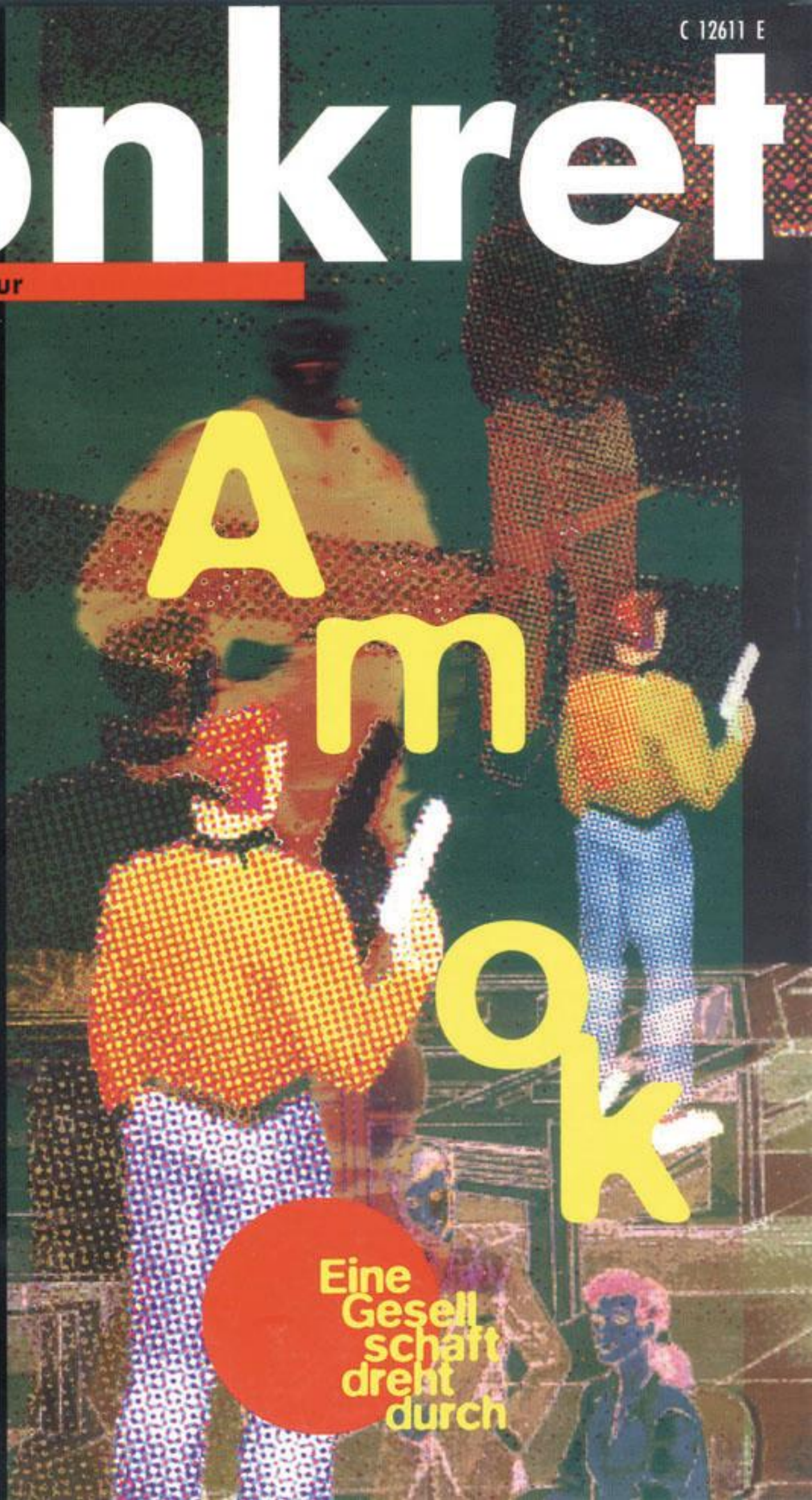
C 12611 E

konkret

Konkret: Politik & Kultur

A 65 68 · CH sfr. 8,– · L lfr 193 · I lit 10.000 · E ptas 900 · NL hfl 10,– · GR 1.600 Dr

- Castro für Gremliza
- Not for sale: Kohl, Glogowski, Mannesmann
- Zwangsarbeit: Wir geben nix!
- Wem gehört die WTO?
- Mrs. Tingle: The kids are alright
- Reim-patrouille: Macht Hacks bloß Flachs?
- Kamerad Schlingensief



in konkret Januar 2000

hier konkret von Martin Hantke, Salomon Korn
Wächst die Gefahr des Antisemitismus, wenn die Zwangsarbeiter nicht bald die Entschädigungsangebote der deutschen Industrie annehmen? Salomon Korn, Vorstandsvorsitzender der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main und Präsidiumsmitglied im Zentralrat der Juden in Deutschland, sieht hinter dieser Fragestellung eine Drohung

von konkret

an konkret

Katastrophe Weltmarkt von Fidel Castro

herrschaftszeiten

»Eine natürliche Erscheinung« von Otto Köhler
Die ökonomische Vernunft gebietet, daß sich die deutsche Wirtschaft mit den Vertretern der NS-Zwangsarbeiter auf eine Entschädigungs-zahlung geeinigt hat, wenn dieses Heft die Druckerei verläßt. Mitunter aber pfeifen Wirtschaftsunternehmen auch auf ihr Eigeninteresse – aus Gründen des nationalen Selbstverständnisses

Adolfinismus von Rolf Surmann
Deutsche »Erinnerungskultur«: In der Gedenkstätte Fort Zinna/Torgau werden Opfer der NS-Militärjustiz denunziert und Täter, die dort nach ‘45 inhaftiert waren, geehrt

Korruption? Gratifikationen! von Georg Fülberth
Schmiergelder ändern keineswegs die Gesinnung von Politikern – sie belohnen sie

Ware Welt von Oliver Tolmein
Die Welthandelsorganisation kämpft für den »freien Markt« – wie die Industrieländer ihn verstehen

Operation Orange von Manfred Sohn
Mannesmann contra Vodafone: Das deutsche Kapital als verfolgende Unschuld

Pohrt antwortet von Wolfgang Pohrt
Über Menschen, die man außer mit dem Messer nicht verletzen kann

German Fight Club von Jürgen Elsässer
Ein postmoderner Faschismus könnte als Bewegung ideologiefreier Amokläufer entstehen. In Deutschland hätte das Modell allerdings wenig Chancen

Wir helfen Naumann aufs Pferd VII von Karl-Heinz Hansen
Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach. Eine Zwischenbilanz

Handbuch des Bomberpiloten von Horst Pankow
Wer wird zur größten Opfergruppe der Menschheitsgeschichte? Da kommen Sie nie drauf

Gala für Grosny von Ralf Schröder
Im Kampf um Tschetschenien zeigt das linksliberale Milieu ein Herz für die Schwachen

Was tun? Antideutsche Realpolitik? von gruppe demontage

»Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet«, hatte KONKRET-Redakteur Jürgen Elsässer im letzten Heft behauptet – dagegen müßten »Staatsbürgernationen wie Jugoslawien und Frankreich, Rußland und die USA« verteidigt werden. Dieser Angriff auf den »simplen Antinationalismus« wollte Diskussion provozieren – und hat es erfreulicherweise auch. Weitere Beiträge sind erwünscht

Was tun? Engels als Kronzeuge? von Cordula Behrens-Nadaff, Klaus Thörner

»Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet«, hatte KONKRET-Redakteur Jürgen Elsässer im letzten Heft behauptet – dagegen müßten »Staatsbürgernationen wie Jugoslawien und Frankreich, Rußland und die USA« verteidigt werden. Dieser Angriff auf den »simplen Antinationalismus« wollte Diskussion provozieren – und hat es erfreulicherweise auch. Weitere Beiträge sind erwünscht

Amokologie Grundkurs I+II von Hermann L. Gremliza

In diesem Sinne - Patient lebt von Georg Fülberth

In diesem Sinne - Stimmung machen von Tjark Kunstreich

In diesem Sinne - Dopende Deppen von Jürgen Roth

kunst & gewerbe von Rayk Wieland

Fünf ist Trümpf von Rayk Wieland
Kulturkolumne

Jeder gegen jeden von Kay Sokolowsky
Das Fernsehen, die Affirmation und der Amoklauf: eine Beziehungskiste

Von Hippies und Serial Killers von Bernhard Schmid
Michel Houellebecqs vielgepriesener Roman »Elementarteilchen« handelt von der Verwandlung der Menschen in isolierte Partikel des entfesselten Marktes. Schuld daran soll die Libertinage im Gefolge von 68 sein

Einen Jux will er sich machen von Joachim Rohloff
Wie Christoph Schlingensief seinem Publikum die Zeit mit Nazi-Späßen vertreibt

Reimpatrouille von F. W. Bernstein
In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Joachim Rohloff

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Jens Hoffmann

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Hermann Kant

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Mathias Wedel

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Jürgen Roth

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von André Thiele

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Georg Fülberth

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Frank Schäfer

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Peter O. Chotjewitz

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Reimpatrouille von Kay Sokolowsky

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Buch & Deckel von Felicita Reuschling

Simone Borowiak: Pawlows Kinder. 256 Seiten, Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 1999, 39,90 Mark

Buch & Deckel von Michael Rudolf

Joachim Lottmann: Deutsche Einheit. Ein historischer Roman aus dem Jahr 1995. Haffmans Verlag, Zürich 1999, 384 Seiten, 39 Mark

Buch & Deckel von Thomas Schaefer

Sebastian Faulks: Die Liebe der Charlotte Gray. Deutsch von Karin Szpott. C. Bertelsmann Verlag, München 1999, 543 Seiten, 48 Mark

Kein spezifisch deutsches Problem? von Matthias Küntzel

Zweiter Teil eines Beitrags über die Versuche der Kritischen Theorie, den Holocaust zu verstehen

Moral und Kritik von Gerhard Scheit

Anmerkungen zu Matthias Küntzels Beitrag über die Kritische Theorie

filmtheater von Max Annas

End of Days – Nacht ohne Morgen

filmtheater von Dietrich Kuhlbrodt

eXistenZ

filmtheater von Dietrich Kuhlbrodt

Tötet Mrs. Tingle!

filmtheater von Max Annas
007 – Die Welt ist nicht genug

filmtheater von Marit Hofmann
Blair Witch Project

filmtheater von Marit Hofmann
American Beauty

Melodie & Rhythmus von Martin Büsser
Iggy Pop: Avenue B. Virgin

Melodie & Rhythmus von Michael Rudolf
Mr Bungle: California. Wea

Buch des Monats von Jan Pehrke
Mike Davis: Ökologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe.
Verlag Antje Kunstmann München 1999, 540 Seiten, 78 Mark

Gremlizas Express von Hermann L. Gremliza

Konkret 01/00, S. 3

Martin Hantke, Salomon Korn

hier konkret

Wächst die Gefahr des Antisemitismus, wenn die Zwangsarbeiter nicht bald die Entschädigungsangebote der deutschen Industrie annehmen? Salomon Korn, Vorstandsvorsitzender der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main und Präsidiumsmitglied im Zentralrat der Juden in Deutschland, sieht hinter dieser Fragestellung eine Drohung

konkret: Das Bremer Institut für Sozialgeschichte beziffert die den Zwangsarbeitern von deutschen Unternehmen geschuldete Summe auf 180 Milliarden Mark. Dagegen haben die deutsche Wirtschaft und die Bundesregierung acht Milliarden Mark als »letztes Angebot« bezeichnet.

Korn: Wenn man die angebotenen acht Milliarden Mark umrechnet, von denen nach bestimmten Abzügen 6,3 Milliarden übrigbleiben, kommt man im Durchschnitt auf einen Betrag von etwa 3.900 DM für jeden der noch lebenden 1,6 Millionen Zwangsarbeiter. Schließt man die Zwangsarbeiter der Landwirtschaft aus, so reduziert sich die Zahl der Anspruchsberechtigten auf die Hälfte, dann käme man auf den doppelten Betrag pro Person. Das sind Summen, die im Verhältnis zu dem, was man diesen Menschen schuldet, nur lächerlich sind. Es geht im Augenblick sowieso nur noch um eine symbolische Entschädigung. Gerade deshalb dürfte es eigentlich überhaupt keine Diskussion geben, anstelle der acht Milliarden zehn Milliarden Mark anzubieten – eine Zahl, die in ihrer Zweistelligkeit wenigstens Symbolwert besitzt. Im Verhältnis zu dem, was die deutsche Industrie im Jahr verdient, sind das wirklich Peanuts.

konkret: Warum ist man noch nicht einmal zu dieser billigen Symbolik bereit?

Korn: Es ist das späte Gift des Völkischen, das hier durchschlägt. Würde man die Zwangsarbeiter als gleichwertige Menschen betrachten, wäre das entsprechende Unrechtsbewußtsein und Mitgefühl da, und alles ginge viel schneller.

konkret: Manfred Pohl, der Leiter des historischen Instituts der Deutschen Bank, hat gesagt, wenn jetzt noch weiter »gefeilscht« wird, könnte »in Deutschland eine neue Welle des Antisemitismus entstehen«.

Korn: Herr Pohl ist ein anerkannter Historiker und sollte sich nicht als Meinungsforscher und schon gar nicht als Kassandra betätigen. Es gibt keinen Antisemitismus, der durch diese Diskussion neu erzeugt würde, sondern einen latent vorhandenen, der jetzt möglicherweise an die Oberfläche kommt und manifest wird. Wenn Herr Pohl wirklich verantwortungsbewußt dächte, dann würde er sich eher um letzteres Phänomen Sorgen machen. Will er analysieren, oder will er drohen?

konkret: In die gleiche Richtung geht eine aktuelle Umfrage, die groß in der »Welt« vorgestellt wurde. Angeblich, so ihr Tenor, wachse durch die Entschädigungsdiskussion der Antisemitismus. Suggestiv wurde in der Erhebung gegen die seit Anfang der fünfziger Jahre geleistete »Wiedergutmachung« Stimmung gemacht: »Wie kann es sein, daß es trotz der bislang erfolgten Zahlungen von 104 Milliarden Mark immer noch Opfer ohne Entschädigung gibt?«

Korn: Die 104 Milliarden Mark haben mit dem Anspruch, der jetzt erhoben wird, überhaupt nichts zu tun. Es ging dabei um Zahlungen an vor allem jüdische Opfer, während es aktuell bei den Zwangsarbeitern zu 90 Prozent um Nichtjuden geht. Die Betroffenen, meist aus Osteuropa, konnten, solange es den Eisernen Vorhang gab, ihre Ansprüche überhaupt nicht geltend machen. Es gab auch keinen Druck amerikanischer Anwälte, weil zu diesem Zeitpunkt noch nicht so viele deutsche Firmen wie jetzt auf den amerikanischen Markt drängten. Nun erst ist eine historische Konstellation eingetreten, die diese Menschen, die man fast bis zum Tod ausgebeutet hat, in die Lage versetzt, ihre Ansprüche geltend zu machen. Das wird natürlich nicht thematisiert. Statt dessen werden antisemitische Vorurteile hochgekocht. Diese Umfrage ist auf Grund ihrer suggestiven Anlage mit äußerster Vorsicht zu behandeln.

konkret: Einerseits gibt es das Hochkochen von Umfragewerten, andererseits Passivität bei der Verfolgung antisemitischer Straftaten. Wie beurteilen Sie etwa das Verhalten der Berliner Behörden angesichts der nicht abreißenden Schändung jüdischer Friedhöfe?

Korn: Das ist ein Phänomen, welches wir aus den 60er Jahren kennen. Bei den Ordnungskräften ist immer noch die Ansicht verbreitet, der Staat würde nicht vorrangig von rechts gefährdet, sondern eher von links. Was dort geschieht, wird zwar als kriminell eingestuft, nicht aber als staatsgefährdend. Würde von linker Seite ähnliches geschehen, dann würden vermutlich die staatlichen Kräfte viel stärker reagieren. Bei den Ordnungskräften, die ja normalerweise eher zum Konservativen hin tendieren, muß ein Bewußtsein dafür geschaffen werden, daß die Geschichte lehrt, solche Dinge frühzeitig anzupacken. Es ist wichtig, diese uneinsichtigen Täter zu ächten und gesellschaftlich auszugrenzen.

Die eigentlich wichtige Frage lautet aber: Warum haben nach Walsers Paulskirchenrede im Oktober 1998 viele deutsche Politiker so auffällig geschwiegen? Das ist es, was mir Sorge bereitet: daß prominente Menschen aus Politik, Kultur und Wissenschaft wenig Zivilcourage gezeigt haben, oder aber innerlich und heimlich auf der Seite von Walser stehen. Die Tatsache, daß Gerhard Schröder geäußert hat, ein deutscher Schriftsteller dürfe so etwas sagen, er als Kanzler aber nicht, zeigt doch ein merkwürdiges Verhältnis zur Wahrhaftigkeit. Sind Schriftsteller die modernen Hofnarren, die Dinge sagen dürfen, welche sich Politiker, die in Wirklichkeit ebenso denken, aus Gründen der Staatsräson verkneifen müssen?

Interview: Martin Hantke

Konkret 01/00, S. 4

von konkret

Alle tausend Jahre einmal stellt Hermann L. Gremliza seine Kolumne aus besonderem Anlaß einem besonderen Zeitgenossen bzw. Genossen zur Verfügung. Fürs nächste Jahrtausend ist's – Feinheiten der Kalenderforschung hintan – nun soweit: Gremliza räumt für Castro das Feld und weicht mit seinem »Grundkurs Amokologie« auf die Seite 38 aus. Immerhin gibt es Fidels Kuba schon fast so lange wie KONKRET, und da kann ein kleiner Crossover nicht schaden. Im Gegenzug, so hört man, wird HLG zum 50. Jahrestag der kubanischen Revolution den Leitartikel der »Granma« schreiben.

Castros Kommentar paßt gut zum geplatzten Milleniumsgipfel der Welthandelsorganisation WTO in Seattle. Ist dessen Scheitern der Anfang vom Ende der Globalisierung; und was folgt daraus? Die Rückkehr zum Protektionismus oder ein Comeback des Internationalismus? Oliver Tolmein (»Ware Welt«, S. 21) bleibt aus gutem Grund skeptisch. In Deutschland jedenfalls wurde das Scheitern der Seattle-Konferenz vom BDI und seiner Regierung für Schuldzuweisungen an die Adresse der USA genutzt. Der Nadelstreifen-Antiamerikanismus ist dabei genauso demagogisch wie sein Lederjacken-Vorläufer, denn die USA haben schließlich ihren Binnenmarkt vergleichsweise großzügig für die Exporte der Drittweltstaaten geöffnet (und nehmen dafür ein ständig wachsendes Minus in ihrer Handelsbilanz in Kauf) – während Export-Weltmeister Deutschland unter Freihandel vor allem einen Freibrief zum Niederkonkurrieren anderer Volkswirtschaften versteht.

Das Anliegen der Redaktion, zum Widerspruch zu reizen und so das dialektische Denken zu befördern, hat gefruchtet. So viel Diskussion war selten: Elsässers Essay über den »Aufstand der Stämme« (KONKRET 12/99), Küntzels Kritik der Kritischen Theorie (ebenda) und Hacks' »Jetztzeit«-Kolumne haben für viele Debattenbeiträge gesorgt, von denen wir in diesem Heft einige veröffentlichen. Auch Leserbriefe gingen so zahlreich ein, daß wir die Rubrik ausnahmsweise auf vier Seiten erweitert haben. Die Kontroversen sollen, so weitere Texte eingehen, fortgesetzt werden.

»Er war der letzte normale Mensch in diesem Jahrtausend«, rühmte Peter Hacks einen, der 1986 von der BRD in die DDR wechselte und noch 1989 deren Staatsbürgerschaft erwarb: Ronald M. Schernikau. Schernikau starb 1991, nicht ohne den Roman zu hinterlassen, nach dem sich »das deutsche Feuilleton seit einem Jahrzehnt verzehrt: den großen Roman von der Wiedergeburt Deutschlands« (Georg Fülberth). Natürlich fiel der Text ganz anders aus, als es das neue Deutschland haben wollte, und deshalb blieb er ungedruckt – bis jetzt. Ein kleiner Verlag hat Schernikaus Riesen-Werk *Legende* jetzt aufgelegt: satte 848 Seiten im Hardcover zum Spottpreis von 68 Mark. Bestellung am besten direkt beim Verlag ddp Goldenbogen, Weisse Gasse 6, 01069 Dresden.

Die Dokumentation zur Konferenz »Deutschland: wiedergutgemacht« (vgl. KONKRET 8/99) ist endlich erschienen. Die Broschüre im Umfang von 44 Seiten, darin auch Beiträge von KONKRET-Autoren, ist für sieben Mark plus drei Mark Porto direkt beim Konferenzveranstalter zu bestellen: Bündnis gegen IG Farben, Engeldamm 68, 10179 Berlin.

Im Rahmen einer Ringvorlesung über die Folgen des Jugoslawien-Kriegs referiert Hermann L. Gremliza am 18. Januar 2000 um 19 Uhr an der Universität Marburg (Hörsaalgebäude Biegenstraße) über »Deutsche Kriegsziele im Kosovo-Krieg«.

Jürgen Elsässer referiert und diskutiert über das von ihm herausgegebenen Buch *Nie wieder Krieg ohne uns. Das Kosovo und die neue deutsche Geopolitik* (**konkret texte 22**) am 22. Dezember in Stuttgart (19.30 Uhr, BAZ, Ludwigstr. 110a, 79197 Stuttgart). Schwerpunkt werden die Schwachstellen der theoretischen und praktischen Intervention der Linken während des Kosovo-Kriegs sein.

Auch andere KONKRET-Autoren stehen im nächsten Jahr wieder zu Lese- und Vortragsreisen zur Verfügung: Otto Köhler beschäftigt sich mit den vergangenen und künftigen Feldzügen von Bundeswehrmacht und deutscher Industrie (vgl. *Hitler ging – sie blieben*. **konkret texte 9**); Jürgen Roth und Kay Sokolowsky wissen mancherlei über Komplotte und Wahnvorstellungen aus zweitausend Jahren zu berichten (vgl. *Der Dolch im Gewande*. **konkret texte 20**), und Joachim Rohloff kennt sich mit Geschichtsrevisionismus, Martin Walser und anderen Betriebsnudeln der Berliner Republik aus (vgl. *Ich bin das Volk*. **konkret texte 21**). Auch das sehr gemischte Doppel Hermann L. Gremliza und Horst Tomayer läuft sich bereits wieder warm, um im Frühjahr den Deutschen von der Nas bis an den Memel Mores zu lehren. Anfragen bitte

an den Verlag.

Konkret 01/00, S. 6

an konkret

Im Leeren

KONKRET 12/99: »Revanche d'une superpuissance« von Jürgen Elsässer

Es ist zweifelsohne schwer, in 24 Zeilen die gut 200 Seiten des von mir verfaßten und im Konkret Literatur Verlag erschienenen Buchs *Bombengeschäfte. Zur politischen Ökonomie des Kosovo-Krieges* zu würdigen. Für Voreingenommenheit und mangelnden ungetrübten Blick spricht, wenn alle drei darin vorgetragenen Kritikpunkte haarscharf ins Leere gehen.

1. erwähnt Elsässer kritisch meine Auffassung, »daß der ›Balkan Krieg, anders als vorausgegangene Kriege, mittelfristig keine positive Auswirkung auf die kapitalistische Ökonomie haben‹ wird«. Zum einen schrieb ich »dürfte« statt »wird.« Sodann findet sich diese Passage (S.76) im Rahmen einer Analyse der aktuellen Konjunktur, vor deren Hintergrund die relativ geringen Kosten dieses Krieges zu bewerten sind. Schließlich argumentiere ich direkt im Anschluß dieses Zitats just in der Richtung, die Elsässer und der KONKRET-Redaktion gefallen sollte, nämlich gegen eine »ökonomistische Sicht« der entscheidenden Kriegsgründe. Es heißt dort: »Im Balkan-Krieg 1999 überwiegen die politisch-strategischen Aspekte.«

2. zitiert Elsässer eine mir zugeschriebene Aussage, wonach auf dem Balkan »damit ›ein strategischer Sieg des Dollars mit einer Vernichtung des Euros‹ näher gerückt sei«. Diese Aussage stammt nicht von mir; ich zitiere hier (S. 125) William Pfaff aus der »Los Angeles Times«. Daß der Krieg allerdings *auch* ein Angriff auf das zentrale deutsche und EU-Projekt »Euro« war, ist eine von mehreren Interessen, die ich der US-Regierung in diesem Krieg zuschreibe. Elsässer verkneift sich nicht den Triumph festzustellen: »Wolfs Beweis – der Fall des Euro-Kurses – war allerdings bei Erscheinen des Buches bereits Makulatur.« Um selbst Opfer der Volatilität des Euro-Kurses zu werden. Im übrigen – egal, wo nun der Kurs des Euros bei Erscheinen des Januar-KONKRET-Heftes steht – ist doch unübersehbar, daß der Euro vor und während des Krieges in dem Maß fiel, wie der Krieg wahrscheinlich wurde und andauerte, und immer dann stieg, als Frieden »drohte«.

3. meint Elsässer von mir zitieren zu können: »Eine überzeugende Erklärung für das Treiben der Kriegspartei gab es kaum.« Dieses Buchzitat ist aus dem Zusammenhang gerissen und erscheint damit in völlig falschem Licht. Ich argumentiere dort (S. 13), daß der »Krieg in den Köpfen« u. a. auch dadurch gewonnen wurde, daß *die Linke* und die Antikriegspartei »keine überzeugende Erklärung« für das Treiben lieferte (oder eine solche unzureichend verbreitet war), nämlich eine Erklärung des Krieges aus dem *Kapitalverhältnis* heraus.

Das ist das Hauptthema meines Buches. Daher der Untertitel: *Zur politischen Ökonomie des Kosovo-Krieges.* Doch zu diesem wesentlichen Anliegen und Inhalt des Buchs fand sich in KONKRET leider kein Wort.

Winfried Wolf

Berlin

In Gesellschaft

KONKRET 11/99: »Nicht so dramatisch« von Gaby Hommel

Als entschiedener Gegner der Politik der Asylrechtsmißachtung und -abschaffung durch BRD-Regierungen, -Behörden und Verwaltungsgerichte befürworte ich zwar jeglichen Protest gegen die deutsche Abschiebepraxis, aber ich war doch sehr verwundert, daß in diesem Fall ausgerechnet die »Internationale Gesellschaft für Menschenrechte« (IgfM), als Akteur in Erscheinung tritt und dies nicht kritisch hinterfragt wird.

Die IGfM hat eine besondere Geschichte: 1972 rief der NTS (Bund russischer Solidaristen) die GfM (Gesellschaft für Menschenrechte, 1981 in IGfM umbenannt) ins Leben – zwecks Einflußnahme auf die öffentliche Meinung. Der NTS wurde in den 30er Jahren von russischen Emigranten gegründet und kämpfte an der Seite der Wehrmacht 1943-1945 in der Wlassow-Armee, wurde vom Oberkommando der Wehrmacht mit nationalrussischer Propaganda in den Kriegsgefangenenlagern betraut, war antisemitisch und eine offizielle Filiale der Gestapo in den besetzten Gebieten. Nach dem Sieg der Alliierten begaben sich die NTSler unter den Schutz westlicher Geheimdienste, die die NTSler gut für den Kalten Krieg brauchen konnten.

Dem NTS gehörte die Mehrzahl der 13 Gründungsmitglieder der GfM als Mitglieder an oder standen ihm nahe: u. a. Iwan Agrusow, langjähriger IGfM-Geschäftsführer, NTS Mitglied (vgl. Anwesenheitsliste NTS-Jahresversammlung vom 9.2.71 in Bad Homburg), oder Leonid Müller, langjähriger Schatzmeister der IGfM, dessen Bad Homburger Wohnsitz 1967-1981 die offizielle Kontaktadresse des NTS war. Aber nicht nur die Gründung der IGfM war unseriös. Der HTS (NPD-naher Hochschulring Tübinger Studenten) war korporatives Mitglied der IGfM. Der Westberliner IGfM-Sprecher Gericke war gleichzeitig Sprecher der »Aktionsgemeinschaft 13.8.« – bestehend aus dem »Aktionskomitee Oder-Neiße« (u. a. DVU, Wiking-Jugend, Deutscher Block) und der »Aktion Widerstand«. Kontakte zur Paneuropa-Union, den Vertriebenenverbänden, dem Wikitobund etc. wurden gepflegt.

1987 betrieb die IGfM auf dem evangelischen Kirchentag in Frankfurt einen Stand zusammen mit den »Christen für Partnerschaft statt Gewalt e.V.«, die Inkatha-Chef Buthelesi als »auf Gewaltlosigkeit eingeschworen« bezeichnete, gegen den damaligen Boykott Südafrikas auftrat und gegen den ANC. Auch auf die letzten aktuellen Äußerungen der IGfM kann man sich einen Reim machen: Sie will die Menschenrechte tschetschenischer Rebellen gesichert sehen – am besten durch die Verdrängung Rußlands aus dem Kaukasus. Damit ist die IGfM wieder am Anfang ihrer Geschichte angelangt: Was mit der Konterrevolution gegen die Oktoberrevolution begann, sich mit der Destabilisierungspolitik gegen die Sowjetunion fortsetzte, zeitigt heute bessere Aussicht auf Erfolg als je. KONKRET sollte dies nicht unterstützen!

Annette Müller

Frankfurt a. M.

Im Glauben

KONKRET 12/99: »Panzer und Moral« von Justus Wertmüller

Justus Wertmüller hätte sich doch etwas mehr mit der von ihm so genannten »Hardware« – nämlich der tatsächlichen Politik – beschäftigen sollen, anstatt nur lange über die »Software« zu spekulieren – also über die »Vorstellungen« von Politik, zum Beispiel die »deutsche Vorstellung von Menschenrechten«. Welche »Vorstellungen«, möglicherweise gar von »Menschenrechten«, in den Köpfen Fischers, Scharpings und Schröders spuken: Man will es lieber gar nicht wissen. Einige Blicke auf die politischen Taten, die sie begehen, sollte man schon wagen, um krasse Fehleinschätzungen wie diejenigen Wertmüllers zu vermeiden.

1. »Der Kemalismus« sei ein »Feindbild der deutschen Außenpolitik«, behauptet Wertmüller. Tatsächlich jedoch wird die Regierung und insbesondere das Militär der Türkei, das ebenjenen Kemalismus repräsentiert, seit Jahrzehnten von (bundes-)deutschen Regierungen unterstützt und am Leben erhalten. Allein schon aus ökonomischen Gründen wäre andernfalls das türkische Regime und mit ihm der Kemalismus längst am Ende, der türkische Staat ist seit längerem de facto zahlungsunfähig. Auch die seit 1965 bestehende Waffenpartnerschaft zwischen der BRD und der Türkei im Rahmen der Nato ist doch wohl eher eine Stütze des Kemalismus als eine »feindliche« Handlung. (Nebenbei: Der Kemalismus scheint ja nicht mal mehr dem »kurdischen Nationalismus« als Feindbild zu dienen, wenn man die jüngere Entwicklung der größten kurdischen Partei betrachtet.) Die Beispiele für lebenserhaltende Maßnahmen, die insbesondere Deutschland der Türkei hat angedeihen lassen, sind zahlreich. Wertmüller weiß dem lediglich einige »FAZ«-Zitate und zwei Äußerungen deutscher Politiker von 1913 bzw. 1915 entgegenzuhalten – wohlgemerkt: Zeitungskommentare und Verlautbarungen.

2. Die Türkei betreibe eine Politik des »Laizismus als Kampfprogramm gegen die islamisch geprägte Rückständigkeit« (oder habe sie betrieben), behauptet Wertmüller. Da ist er wohl einfach der türkischen Propaganda aufgesessen. Oder was ist von einem »laizistischen« Staat zu halten, der Hunderttausende von religiösen Bediensteten beschäftigt und Zehntausende von Moscheen gebaut hat und weiterhin baut – alles für eine religiöse Strömung, den sunnitischen Islam, der somit von Beginn der Türkischen Republik an de facto zur Staatsreligion erhoben wurde. Im vorigen Jahr beschloß die Regierung, daß die Zahl der Moscheen bis 2010 von 74.000 auf 106.000 erhöht werden soll und 240.000 zusätzliche Prediger und Koranlehrer eingestellt werden sollen (Zahlen aus: »ami«, Nr. 8/9 1999). Die »Rückständigkeit« hingegen war im Gegensatz zum Laizismus immer fester Bestandteil der türkischen Regierungspolitik. Gezielt wurden im Südosten die quasi-feudalistischen Strukturen aufrechterhalten. Die ökonomische »Aufholjagd« im Westen des Landes und die »Rückständigkeit« des Ostens sind zwei (gewollte) Ergebnisse ein und derselben (kemalistischen) Wirtschaftspolitik.

3. Die »Minderheitenpolitik« diene der deutschen Außenpolitik als »Joker«, Deutschland agiere damit in Opposition zur USA, dem »traditionellen Bündnispartner der türkischen Eliten«, behauptet Wertmüller. Nun war es jedoch gerade die US-Regierung, die im Sommer ihren offiziellen Menschenrechtsbeauftragten, Staatssekretär Koh, in die Türkei schickte. Er informierte sich dort insbesondere über die Situation der Kurden, sprach mit Politikern kurdischer Parteien und richtete deutliche Worte an die türkische Regierung, die Unterdrückung der Kurden und die Menschenrechtslage betreffend. Ist der

US-Staatssekretär, der von der staatstreuen türkischen Presse auf das heftigste angefeindet wurde, ein U-Boot der Deutschen? Tatsächlich ist es längst nicht so einfach, wie es sich Wertmüller macht. Sowohl im Auswärtigen Amt wie auch im State Department und in anderen Nato-Staaten gibt es sicherlich schon länger Überlegungen, die kurdische Karte zu spielen, dadurch den Irak, den Iran und Syrien zu schwächen und einen direkteren Einfluß in einem destabilisierten Nato-Partner Türkei zu erhalten. Bisher lag diese Option nur in der Schublade, weil die Risiken zu hoch schienen und scheinen. Aus Sicht der Nato hat sich das autoritäre türkische Regime bislang zweifellos bewährt. Und die türkischen Militärs haben schon so manche Krise gemeistert, zur Not eben durch einen Putsch. Und sollten sie wieder zu dieser Möglichkeit greifen, können sie sich auch diesmal der Unterstützung nicht nur der USA, sondern auch Deutschlands sicher sein – »Feindbild Kemalismus« hin oder her.

4. Deutschland sei »auf Seiten der Kurden«, behauptet Wertmüller. Vielleicht schließt er dies aus Äußerungen deutscher »Menschenrechts«-Politiker des Inhalts, daß Kurden doch auch Menschen seien. Warum aber, wenn Deutschland »auf Seiten der Kurden« steht, wird die größte kurdische Organisation, also die PKK mitsamt ihrem Umfeld, in Deutschland als einzigem westeuropäischem Staat kriminalisiert, werden ihre Aktivisten verfolgt und in Schnellverfahren abgeurteilt? Warum werden dann kurdische Flüchtlinge in die Türkei abgeschoben, in die Folterkeller, viele in den sicheren Tod? Alles, weil Deutschland »auf Seiten der Kurden« steht? Nein, die deutsche Politik interessiert das Wohlergehen der Bevölkerung in der Türkei nicht die Bohne, weder dasjenige der Kurden noch dasjenige der marginalisierten Tagelöhner noch dasjenige der Oppositionellen, Gewerkschafter und Journalisten in den dortigen Gefängnissen.

Das paßt zwar nicht zu Wertmüllers Mutmaßungen über »Vorstellungen«, ist aber Realität.

Henning Hofmann

Kiel

Im Irrtum

KONKRET 12/99: »Aszendet Marx« von Ralf Blendowske

Der Kapitalismus ist in Gefahr. Ralf Blendowske eilt herbei, ihn zu retten. Er führt schwere Waffen ins Feld, die Astrologie, die Statistik, die USA und Karl Marx. Doch leider, die Waffen erweisen sich teils als Rohrkrepierer, teils als stumpfe Schwerter, teils kehren sie sich gegen ihn selbst. Das Beispiel der USA ist, entgegen dem ersten Anschein, kein Modell für die flächendeckende Durchsetzung der mikroelektronischen Revolution in der industriellen Produktion. Die USA liegen etwa beim Einsatz von Industrierobotern gegenüber Japan und Westeuropa weit zurück (vgl. Paul Kennedy: *In Vorbereitung auf das 21. Jahrhundert*. S. 112 ff., Zahlen S. 120). Statt auf die elektronischen sprechenden Werkzeuge setzt man dort auf die lebenden sprechenden Werkzeuge, auf die »working poor«. Die Anzahl der Beschäftigten beweist daher nichts, außer den technologischen Konservatismus der amerikanischen Industrie.

Auch mit der statistischen Größe der »Kapitalproduktivität« hat Blendowske kein Glück. Er stellt richtig fest, daß diese Kennziffer seit den 60ern kontinuierlich fällt. Bei Marx hieß dies »der tendenzielle Fall der Profitrate«, was bei ihm nur ein anderer Ausdruck war für die »steigende organische Zusammensetzung des Kapitals«, ein Resultat der rasant steigenden Produktivkräfte. Trenkle und die Krisis-Gruppe sprechen aber nicht von einer Entwicklung, die schon stattgefunden hätte, sondern von Tendenzen, die in der Zukunft ihre Wirkung entfalten. Statistiken aus den »letzten sechzig Jahren« helfen daher nur bedingt weiter, eher schon Trendanalysen. Eine Studie der Internationalen Metallarbeitergewerkschaft in Genf prophezeit, das innerhalb der nächsten 30 Jahre 2 bis 3 Prozent der Weltbevölkerung in der Lage sein werden, alles zu produzieren, was wir auf diesem Planeten zum Leben brauchen (vgl. das Interview mit Bernard Lietaer in der amerikanischen Zeitschrift »Yes«, eine deutsche Übersetzung ist veröffentlicht in »Zukünfte« Nr. 25, auch zu finden unter http://www.sfz.de/zk25_s49_s52.html. Mit diesen Zahlen verwandelt sich das Marx-Zitat, daß Blendowske für seine These vom unsterblichen Kapitalismus mobilisiert, geradewegs gegen seine Absicht. Setzen wir die Zahlen der Internationalen Metallarbeitergewerkschaft in das Zitat ein, so klingt es schon bedrohlicher: »Gesetzt, durch die Produktivität der Industrie sei es soweit, daß, wenn früher 2/3, jetzt nur noch 2 Prozent der Bevölkerung unmittelbar in der materiellen Produktion beteiligt.« – »Die 98 Prozent bestünden nun teilweise aus Besitzern von Profit und Rente, teils aus unproduktiven Arbeitern (die auch der Konkurrenz wegen schlecht bezahlt), die ihnen die Revenue aufessen helfen und ihnen dagegen ein Äquivalent in services geben, oder aufdrängen wie die politischen unproduktiven Arbeiter. Es könnte angenommen werden, daß ... diese unproduktiven Arbeiter im ganzen auf einer höheren Bildungsstufe stünden als früher die unproduktiven, und namentlich auch schlechtbezahlte Künstler, musici, Advokaten, Ärzte, Gelehrte, Schulmeister, Entdecker etc. sich vermehrt hätten.«

Eine Gesellschaft, in der 2 Prozent die gesamte Revenue produzieren, die von den anderen 98 Prozent aufgegessen wird, hat nur noch sehr wenig mit dem bisherigen Kapitalismus zu tun. Die Krisis-Gruppe schlägt vor, angesichts solcher

Zahlenverhältnisse über das mögliche Ende der kapitalistischen Epoche nachzudenken. Nach unserer Auffassung hat ein solcher Vorschlag nichts mit »Astrologie« zu tun, sondern eher etwas mit historischer Bildung.

Ulrich Berger, Christoph Stein

Berlin

In Donesien

KONKRET 11/99: »Einmal Timor zweiter Klasse« von Horst Pankow

Was die Großmannssucht unserer Superweltpolitiker betrifft: Das hat Horst Pankow gut beobachtet. Dann aber wird es wild, dann spielen Fakten keine so große Rolle mehr: Natürlich ist das Abkommen über das Referendum nicht zwischen Indonesien, Uno und Widerstandsrat (hübsch, wie er alles in Gänsefüßchen setzt, was ihm nicht paßt) geschlossen worden. Solche Abkommen werden zwischen Staaten geschlossen, und dritter Unterzeichner war hier Portugal als noch immer zuständige Kolonialmacht. (Um mal dran zu erinnern: Die indonesische Besetzung war immer illegal und ist von niemandem außer Australien anerkannt worden.) Schön auch die neutrale Formulierung, daß »mehr als 20 Prozent der etwa 900.000 Einwohner ... in den letzten Jahren aus anderen Teilen Indonesiens zugewandert« sind. Erstens: Osttimor ist und war nie ein »Teil Indonesiens« (s.o.). Zweitens: Das hört sich so schön harmlos an: zugewandert. Noch nie etwas von der brutalen indonesischen Transmigrasi-Politik gehört? Oder davon, daß ungefähr genauso viele Leute, wie zugewandert sind, davor erstmal weggemacht (durch einfaches Abmurksen, Verhungernlassen usw.) werden mußten?

Weiter im Text: Daß die Fretilin »auf ihre vormals sozialistische Orientierung verzichtete«, stimmt so nicht (siehe ein Interview mit einem aus der Führung im »Diario de Noticias« vor ein paar Wochen). Aber die brauchen einfach Geld und sonstige Unterstützung, und das ist leider heute mit plakativem Sozialismus schwer zu machen. Daß sie sich dann »Ethnopolitik« (was immer das sein mag) »und Marktwirtschaft auf die Fahnen« geschrieben haben, woher hat Pankow das? Es dient ihm nur dazu, einen auf beiden Seiten vorzufindenden »völkischen Haß« zu konstruieren und dann mit dem Konstruieren erst richtig loszulegen. Er baut sich dort sein eigenes Kosovo nach, mit Henkern auf beiden Seiten. Wen haben denn die osttimoresischen Henker umgebracht?

Rüdiger Polke

Düsseldorf

In Zucht

KONKRET 12/99: »Bolschewik Park« von Alexander Bogner

Angestachelt durch die als banal einzustufenden, aus wissenschaftlicher Sicht wohl eher vernachlässigbaren Äußerungen eines Peter Sloterdijk, zeigt uns Alexander Bogner, daß auch er etwas herausgefunden hat. Nämlich daß Blochs »aufrechter Gang« in Wahrheit heillos infiziert sei von einer für Marxisten, also traditionelle Linke typischen, schier unerträglichen Fortschrittsgläubigkeit.

Nun ist Zitieren keineswegs immer nur Glückssache, sondern unterliegt gewissen Regeln. Das Wichtigste beim Zitieren sollte indes selbst für einen Journalisten sein, daß der Kontext verstanden worden ist, der nun gerade bei dem in Rede stehenden Zitat besonders einfach und unmißverständlich ist. Im zweiten Band der Taschenbuchausgabe von *Prinzip Hoffnung* befaßt sich Ernst Bloch, wie die Überschrift des 35. Kapitels ausweist, mit ärztlichen Utopien. Der Abschnitt, dem beide Bloch angeblich inkriminierenden Aussagen entnommen sind, ist mit »Arznei und Planung« betitelt. Einen Absatz lang (S. 530 bis 533) kritisiert Bloch die von ihm eigens mit dem Attribut »utopisch« versehenen Pläne der künstlichen Zuchtwahl, wobei er explizit auf die seinerzeit praktizierten Formen der Eugenik eingeht: »Solche Zuchtwahl soll vor der Geburt geschehen, nach ihr gelten nicht mehr die immerhin komplizierten Mendelschen Regeln, sondern die des schlichten Mords. Dieser wird angewandt auf alle außerhalb der Normen Stehenden, und Norm war bei den Nazis nur der Esel unten, die Bestie oben.« Seine Kritik an der Eugenik gipfelt in drei Sätzen, von denen Bogner freilich nur an dem mittleren Gefallen zu finden scheint.

Ich zitiere diese drei Sätze vollständig (Bogners Zitat kursiv): »Dazu also ist die Eugenik verkommen; Beethoven, der Sohn eines unheilbaren Trinkers, wäre nach ihr nie geboren worden, und wäre dies passiert, so hätte ihn ›der Krieg als Züchter‹ ausgetilgt. *Erst eine nicht mehr kapitalistische Gesellschaft könnte im Problemgebiet der Eugenik, mit anderen Mitteln und Maßen der Auslese nach dem Rechten sehen.* Wobei die beste Eugenik vermutlich in guter Kost und Wohnung, in unbeschwerter Kindheit besteht.«

Ähnlich steht es auch mit dem anderen Zitat aus diesem Absatz, von dem Bogner wiederum nur den Absatz exkaviert, der seine Nullhypothese bestätigen soll. Auch hier sei der Einfachheit halber nur der unmittelbar davor und danach stehende Satz hinzugefügt (Bogners Zitat in kursiv): »Die Beherrschung des individuell-biologischen Habitus und die Abschaffung seiner als eines ›Schicksals‹ sind gewiß ein Ziel, doch erst wird diese Planung die wirklichen Slums niederreißen, bevor sie dem Slum des schwächlichen Leibs nahetritt. *Alles spricht dafür, auch auf dem Weg organischer Züchtung die Aggressionstriebe zu reduzieren, die sozialen zu befördern; so wie der Nährwert des Getreides, die Süßigkeit der Kirschen gesteigert worden ist.* Aber die züchtende Gesellschaft muß erst selbst gezüchtet werden, damit der neue menschliche Nährwert nicht nach den Anforderungen der Menschenfresser bestimmt wird.«

Soweit ich erkennen kann, belegen diese Zitate ziemlich genau das Gegenteil von dem, was Bogner ihnen unterzuheben versucht: Bloch will mitnichten lediglich die »falsche Zucht durch die richtige ersetzen«, sondern macht deutlich, daß erstens die künstliche Zuchtwahl eine Utopie ist, zweitens unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen zwangsläufig auf Barbarei hinausläuft und drittens die Beherrschung des individuell-biologischen Habitus, etwa durch Reduktion des Aggressionstriebs »auf dem Weg organischer Züchtung«, zwar wünschenswert wäre, daß aber einer sozialen Eugenik der Vorrang einzuräumen sei.

Ulrich Kramer

Bielefeld

Konkret 01/00, S. 11

Fidel Castro

Katastrophe Weltmarkt

Die heute auf unserem Planeten vorherrschende Wirtschaftsordnung wird zusammenbrechen. Das kann sogar ein Schüler begreifen, der gut genug addieren, subtrahieren, multiplizieren und dividieren kann, um im Fach Rechnen die Note »Ausreichend« zu erhalten. Aber viele sind derartig infantil, daß sie jene als Skeptikerbezeichnen, die diese Themen ansprechen. Das gegenwärtige System ist unhaltbar, denn es fußt auf blinden, chaotischen, verderblichen und destruktiven Gesetzen der Gesellschaft und der Natur.

Selbst die Theoretiker der neoliberalen Globalisierung, ihre besten Leute, Verkünder und Verfechter des Systems, zeigen sich unsicher, schwankend, widerspruchsvoll. Es gibt tausend Fragen, auf die man keine Antwort hat. Es ist heuchlerisch, wenn gesagt wird, daß die Freiheit des Menschen und die absolute Freiheit des Marktes untrennbare Begriffe sind, so als ob die Gesetze des letzteren, die die egoistischsten, ungleichsten und erbarmungslosesten Sozialordnungen hervorgebracht und den Menschen zu einer bloßen Ware herabgestempelt haben, mit der Freiheit des Menschen korrespondieren würden. Die Millionen Kinder auf der Welt, die gezwungen sind, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten, sich zu prostituieren, Organe zu spenden und Drogen zu verkaufen; die Abermillionen Beschäftigungslosen, die Armut, der Handel mit Drogen und Immigranten sind, wie der Kolonialismus von gestern und seine dramatische Folgeerscheinung heutiger Unterentwicklung, das Produkt von Systemen, deren Fundament die Gesetze des Marktes waren. Es ist unmöglich zu vergessen, daß der Kampf um die Märkte die Ursache für das schreckliche Massenmorden beider Weltkriege dieses Jahrhunderts war.

Die heutige Weltordnung ist aus vielen Gründen unhaltbar.Neue und unerwartete Phänomene treten auf, die sich jeglicher Kontrolle seitens der Regierungen und internationalen Finanzorgane entziehen. Es geht bereits nicht mehr nur um die künstliche Schaffung unermeßlichen Reichtums ohne jegliches Verhältnis zur realen Wirtschaft. Allein die Finanzkrise Rußlands, auf das nur zwei Prozent des Bruttoinlandsproduktes aller Länder der Welt fallen, bewirkte ein Sinken des Dow-Jones-Index an der New Yorker Wertpapierbörse um 512 Punkte an nur einem Tag. Panik brach aus, es drohte eine Art Südostasien in Lateinamerika und damit ein großes Risiko für die nordamerikanische Wirtschaft. Mit Mühe und Not konnte bislang die Katastrophe abgewendet werden.

Alle Welt spricht von einer internationalen Finanzkrise. Die einzigen, die noch nichts darüber erfahren haben, sind die nordamerikanischen Bürger. Sie haben mehr denn je ausgegeben und schreiben bereits rote Zahlen. Doch das macht nichts. Ihre transnationalen Konzerne investieren das Geld der anderen. Da der Binnenmarkt groß ist und hier mehr ausgegeben wird, hält sich die Wirtschaft anscheinend gut, wenngleich die Gewinne der Konzerne gesunken sind. Mega-Fusionen, Euphorie: Die Aktienpreise steigen erneut. Noch einmal wird russisches Roulett gespielt. Die Theoretiker des Systems haben den Stein der Weisen entdeckt. Sämtliche Zugänge werden überwacht, damit keine den Traum störenden Gespenster eindringen können. Schon wird das Unmögliche möglich. Krise? Niemals!

Ein Phänomen, das Tag für Tag riesige und unkontrollierbare Ausmaße annimmt, sind die Spekulationsgeschäfte mit Währungen. Sie belaufen sich auf mindestens eine Billion Dollar täglich. Einige behaupten, es seien 1,5 Billionen. Vor knapp vierzehn Jahren betrug diese Spekulationssumme noch 150 Milliarden im Jahr. All das bezahlt die immense Mehrheit der Völker der Welt mit dem stetem Risiko ihres ökonomischen Zusammenbruchs. Bei der geringsten Unvorsichtigkeit entwertet der Ansturm der Spekulanten die Währung eines jeden ihrer Länder. Die Weltordnung hat dafür die Bedingungen geschaffen. Absolut niemand ist sicher oder kann es sein. Die Wölfe, in Rudeln und auf Computerprogramme gestützt, wissen, wo, wann und warum sie angreifen.

Ein Nobelpreisträger der Wirtschaftswissenschaften schlug vor vierzehn Jahren vor, als die Spekulationen ein Zweitausendstel der heutigen betrugen, jedes Spekulationsgeschäft dieser Art mit einem Prozent zu besteuern. Heute wäre dieses eine Prozent ausreichend für die Entwicklung sämtlicher Länder der Dritten Welt. Es wäre eine Form der Regulierung und Eindämmung der schädlichen Folgen der Spekulation. Doch regulieren? Das kollidiert mit der fundamentalistischen Doktrin und stört den idyllischen Traum vom Paradies des freien Marktes und des privaten Unternehmertums. Im Gegenteil gibt’s noch allerhand zu deregulieren, sogar den Arbeitskräftemarkt. Die Arbeitslosenunterstützung ist auf ein Mindestmaß zu reduzieren, um nicht für »Bummelanten« und »Faulenzer« zu sorgen. Das Rentensystem ist zu privatisieren. Der Staat hat sich nur mit Polizei und Armee zu befassen, um für Ordnung zu sorgen, Protestaktionen zu unterdrücken und Krieg zu führen. Es ist nicht einmal zulässig, daß er an der Währungspolitik der Zentralbank teilhat. Diese hat absolut unabhängig zu sein.

Daß die gegenwärtige Wirtschaftsordnung unhaltbar ist, zeigt die Verletzlichkeit und Schwäche des Systems, das unseren Planeten in ein gigantisches Kasino, Millionen Menschen und gelegentlich sogar ganze Gesellschaften in Glücksspieler verwandelt und die Funktion des Geldes und der Investitionen verfälscht hat, denn ihr Streben ist weder auf die Produktion

noch auf das Anwachsen der Güter der Welt gerichtet, sondern darauf, um jeden Preis Geld mit Geld zu gewinnen. Eine derartige Deformation führt die Weltwirtschaft unvermeidlich zum Desaster.

Es gibt viele andere Probleme der Weltwirtschaft. Die vorherrschende Ordnung hat zu kämpfen mit Inflation, Rezession, Deflation, möglichen Überproduktionskrisen, einem anhaltenden Sinken der Produkte des Grundbedarfs. So unendlich reiche Länder wie Saudi Arabien haben bereits Haushalts- und Handelsbilanzdefizite, obwohl sie acht Millionen Barrels Erdöl pro Tag exportieren. Die optimistischen Wachstumsprognosen lösen sich in Rauch auf. Es gibt nicht die geringste Vorstellung, wie die Probleme der Dritten Welt zu lösen sind. Welches Kapitalvermögen, welche Technologien, Vertriebsnetze, Exportkredite stehen den unterentwickelten Ländern zur Verfügung, mit denen sie sich Zutritt zu Märkten verschaffen, konkurrieren und exportieren könnten? Wo sind die Verbraucher ihrer Produkte? Wie können die Mittel für das Gesundheitswesen in Afrika bereitgestellt werden, wo 22 Millionen Menschen HIV-positiv sind und die Bekämpfung nur dieser einen Krankheit nach dem heutigen Preisniveau 200 Milliarden Dollar jährlich kosten würde? Wie viele werden noch sterben müssen, bis ein schützender Impfstoff oder ein die Krankheit heilendes Medikament zur Verfügung steht?

Sechs Milliarden Menschen leben auf diesem Planeten. Es ist fast sicher, daß es in nur fünfzig Jahren 9,5 Milliarden sein werden. Die Gewährleistung von Nahrungsmitteln, Gesundheit, Bildung, Beschäftigung, Kleidung, Schuhwerk, Wohnraum, Trinkwasser, Elektrizität und Transport für eine derart große Anzahl von Menschen, die ausgerechnet in den ärmsten Ländern leben werden, wird eine kolossale Herausforderung sein. Man wird zuerst die Konsumptionsmuster definieren müssen, denn wir dürfen nicht weiterhin den Geschmack und den Lebensstil des Verschwendungsmodells der Industriegesellschaften nachahmen wollen. Das wäre Selbstmord. Die Entwicklung der Welt darf nicht den transnationalen Konzernen und den chaotischen Gesetzen des Marktes überlassen werden.

Auszüge aus der Rede des Comandante en Jefe Fidel Castro Ruz anläßlich der Feierlichkeiten zum 40. Jahrestag des Sieges der Revolution in Santiago de Cuba am 1. Januar 1999

Konkret 01/00, S. 12

herrschaftszeiten

Lambsdorffs Little Helpers

Der Stuttgarter Arbeitsrichter Dieter Worbs hat die Entschädigungsansprüche eines ehemaligen Zwangsarbeiters aus dem heutigen Polen abgewiesen. In der Urteilsbegründung vom 7. Juli 1999, zitiert u. a. in der November-Ausgabe der Zeitschrift »Arbeit und Recht«, führt Worbs aus, was er über Weltkrieg und Holocaust gelernt hat, nämlich »daß die Situation der deutschen Gefangenen in vielen Fällen schlimmer (war) als in den ehemaligen deutschen Konzentrationslagern«. Das eröffnet ganz neue Perspektiven: Sind es nicht eigentlich die Deutschen, denen eine Entschädigung zusteht?

Bilanz der Einheit

15. August, dpa:

Einer dpa-Zählung zufolge, die auf mehreren Quellen beruht, gab es 56 Tote seit 1990, die erwiesenermaßen oder vermutlich auf das Konto von Rechtsextremisten gehen.

Grenz-Regime (1)

5. Oktober, »Junge Welt«:

Immer wieder kommen Flüchtlinge in Abschiebehaft oder während ihrer Abschiebung zu Tode, mindestens 35 Todesfälle hat Pro Asyl seit Mai 1993 gezählt ... »Bei Tod in Abschiebehaft oder während einer Abschiebung ist es bislang noch nie zu einer Verurteilung eines Behördenvertreters oder eines BGS-Beamten gekommen«, berichtet Pro Asyl-Sprecher Karl Kopp.

Ein Nazi-Mord weniger (1)

12. Oktober, Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der Abgeordneten Jelpke und Pau:

Das ... Geschehen um den Tod des algerischen Asylbewerbers am 13. Februar 1999 in Guben/Brandenburg wird ... im Rahmen des polizeilichen Meldedienstes »fremdenfeindliche Straftaten« nicht als Verdacht des Mordes, sondern als Landfriedensbruch gewertet.

Grenz-Regime (2)

27. Oktober, Presseerklärung der Bundestagsabgeordneten Ulla Jelpke:

38 Flüchtlinge an deutschen Grenzen 1997-1999 gestorben ... 38 Menschen starben vermutlich bei dem Versuch, trotz Verbot und hochgerüsteter Abschottung, die deutsche Grenze zu überwinden.

Ein Nazi-Mord weniger (2)

28. Oktober, Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der Abgeordneten Jelpke und Pau, den Amoklauf des Berliner Nazi-Terroristen Kay Diesner betreffend:

Die Strafverfolgungsbehörden des zuständigen Bundeslandes haben die Ermordung des Polizeibeamten nicht als politisch motivierte Straftat, sondern als eine Tat zur Verdeckung einer anderen Straftat gewertet.

Menschenvernichtungsmaschinerie erster Güte

Udo Jürgens nach dem Tod von Rex Gildo über das Show-Business

Ein Nazi-Mord weniger (3)

28. Oktober, Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der Abgeordneten Jelpke und Pau, die Tötung eines Vietnamesen am 31. Januar 1997 im brandenburgischen Fredersdorf betreffend; der Täter hatte angegeben, er wolle »Fidschis plattmachen«, »Fidschis« müßten »raus aus Deutschland«:

Nach Auswertung des gegen den Täter ergangenen Urteils hat das zuständige Landeskriminalamt dieses Tötungsdelikt nicht mehr als fremdenfeindlich motivierte Straftat eingestuft.

Schlesien wird unser

28. Oktober, »Wirtschaftswoche«, Interview mit dem französischen Ex-Geheimdienstchef Pierre Marion:

Marion: Der einzige französische Beitrag zur Eindämmung des deutschen Expansionismus bestand darin, die Unantastbarkeit der Oder-Neiße-Grenze zu sichern. Aber ich gehe nicht davon aus, daß es dabei bleibt.

Frage: Sie meinen, aus Kalingrad wird wieder Königsberg und aus Wroclaw wieder Breslau?

Marion: Sehen Sie sich die deutsch-polnische Grenze an, sie verläuft wenige Kilometer östlich von Berlin. Sie glauben doch nicht, daß es noch lange so bleibt?

Frage: Aber die Polen leben seit über 50 Jahren in den alten deutschen Ländern, sie sind dort zu Hause. Meinen Sie wirklich, die Deutschen wollten sie wieder vertreiben?

Marion: Das nicht, aber in den Randgebieten zu Deutschland wird die wirtschaftliche Macht der Deutschen den Spielraum des polnischen Souveräns erheblich einschränken. Ähnlich wie im US-Grenzland zu Kanada, vielleicht sogar etwas stärker.

Fischers Freunde (1)

29. Oktober, ARD, »Balkan – Gewalt ohne Ende. Teil 2: Der Krieg und ein fauler Friede«:

Vor dem Krieg, so vertrauliche Berichte der OSZE-Beobachter, habe die UCK mehr Kosovo-Albaner umgebracht als die Serben.

Fischers Freunde (2)

2. November, Dossier der International Crisis Group über die Menschenrechtssituation im Kosovo:

Der Krieg mag aufgehört haben, aber die Zahl der Morde ist genauso hoch wie zur Zeit vor den Luftschlägen im März. In den zwei Monaten vor den Luftschlägen wurden im Durchschnitt 10-15 Serben und etwa die gleiche Zahl von UCK-Kämpfern bei verschiedenen Angriffen getötet. Seit zwei Monaten ist diese Zahl jetzt immer noch ungefähr ebenso hoch.

Die International Crisis Group wird von der EU, den USA und 13 weiteren Staaten finanziert. In ihrem Kuratorium sitzen die früheren Premierminister Michel Rocard (Frankreich), Malcolm Fraser (Australien) und Shimon Peres (Israel) sowie der Großfinanzier George Soros.

Schuldigkeit getan

13. November, AP:

Zum ersten Mal seit dem Ende des Kosovo-Krieges hat Bayern wieder einen Kosovo-Albaner nach Pristina abgeschoben.

Deutsche Bosse

17. November, »Frankfurter Allgemeine« (Elisabeth Noelle-Neumann: »Die Unternehmer als Patrioten«):

... »Wenn jemand sagt ›Ich will nicht fragen, was tut der Staat für mich, sondern was tue ich für den Staat?‹ Ist das Ihre Auffassung, oder ist das nicht Ihre Auffassung?« Diese Frage wurde die neunziger Jahre hindurch laufend an die Bevölkerung in West- und Ostdeutschland, aber auch an die Unternehmerspitze im seit 1987 dreimal jährlich befragten Capital-Elite-Panel gestellt. »Ist meine Auffassung«, antwortet die deutsche Bevölkerung ohne Schwanken von Jahr zu Jahr zu 22 Prozent. »Nicht meine Auffassung«: 44 Prozent. Die Unternehmer sagten zu 77 Prozent »Ist meine Auffassung«, 13 Prozent: »Nicht meine Auffassung.«

Seit April 1990 wird monatlich vom Allensbacher Institut festgestellt: »Ist die Wiedervereinigung für Sie eher Anlaß zur Freude oder eher Anlaß zur Sorge?« In der Mitte der neunziger Jahre wie auch heute sagte etwa jeder zweite Westdeutsche: »Mehr Anlaß zur Freude«, um 30 Prozent herum empfinden mehr Sorge. Die westdeutschen Unternehmer im Elite-Panel sagen zu über 90 Prozent: »Mehr Freude.«

Blühende Landschaften

17. November, »Frankfurter Allgemeine«:

Nur 29 Prozent der Tschechen sind der Meinung, daß die Lage in ihrem Land heute besser sei als zur Zeit der kommunistischen Herrschaft. Das ist das Ergebnis einer Umfrage, die das Institut IVVM am Dienstag in Prag veröffentlichte. Danach sagten 23 Prozent der 1.018 Befragten, vor der demokratischen Wende von 1989 sei die Lage im Land besser gewesen. 36 Prozent meinen, daß der politische Wechsel die wesentlichen Lebensbedingungen nicht verändert habe.

Es geht auch anders

18. November, »Frankfurter Allgemeine«:

Frankreichs Arbeits- und Sozialministerin Aubry hat sich dafür ausgesprochen, die Fristen für den sogenannten freiwilligen Schwangerschaftsabbruch von bislang zehn auf zwölf Wochen zu verlängern ... In einem Gespräch mit der linksgerichteten Zeitung »Libération« ... erläuterte Frau Aubry, daß Ärzte an öffentlichen Krankenhäusern, die Abtreibungen aus Gewissensgründen ablehnten, der Zugang zu Leitungsfunktionen gesperrt werden sollte.

Pressefreiheit

26. November, »Tageszeitung«:

Der Lokalredakteur (des »Coburger Tageblattes«; Anm. d. Red.) Herbert Mackert mußte vor sechs Wochen seinen Platz räumen, weil er einem Coburger Promi zu nahe trat: Wolfgang Vatke, Verwaltungsdirektor des lokalen Landestheaters. Vatke hatte im März in einem Text von Mackert Erschütterndes über seinen 17jährigen Sohn Gerd lesen müssen. »Gerd«, hieß es darin ohne Nennung des Nachnamens, hatte – in Springerstiefeln und mit Kurzhaarschnitt – in einer Kneipe einem 51jährigen Behinderten vor Zeugen ins Gesicht gespuckt, ihm den Behindertenausweis zerrissen und ihn als »Kommunisten-« und »Judenschwein« beschimpft, bevor er

ihm auf dem Heimweg nachstellte. Das Opfer landete mit einem gebrochenem Oberarm im Krankenhaus.

Meißen ist nicht überall

2. Dezember, »Frankfurter Allgemeine«:

Nach der Tatverdächtigen-Statistik hat sich die Gewaltkriminalität von Kindern und Jugendlichen seit 1984 verdreifacht. Allerdings ist Pfeiffer (Kriminologisches Institut Niedersachsen; Anm. d. Red.) sich nicht sicher, wie er diese Zahlen interpretieren soll: Könnte der Anstieg wenigstens zum Teil damit zu erklären sein, daß Straftaten heute eher angezeigt werden und die Dunkelziffer entsprechend sinkt?

Bemerkenswert sind Pfeiffers Beweise dafür, daß die Tatschwere im Durchschnitt stark zurückgegangen ist: Raubdelikte mit hohem Schaden und schwere Körperverletzungen haben deut-

lich abgenommen; leichte Delikte zugenommen. Das widerspricht der weitverbreiteten Ansicht, Jugendliche seien brutaler gewor-

den.

Taz-Sachen

15. Juni, »Tageszeitung«: *Über dem Kosovo schwebt Leichengeruch ... Die Berichte*

von Flüchtlingen über Greuelta-

ten serbischer Paramilitärs scheinen sich nun vor Ort zu bewahrheiten.

17. Juni, »Tageszeitung«:

Eine Topographie des Schreckens ... Kfor-Soldaten und Journalisten entdeckten Massengräber und Spuren von Übergriffen, die teilweise exakt den Schilderungen entsprachen.

18. Juni, »Tageszeitung«:

Immer höher wird die Zahl der Opfer von Massakern im Kosovo geschätzt.

19./20. Juni, »Tageszeitung«:

Die Zahl von Massakern und Morden scheint die schlimmsten Befürchtungen der letzten Monate zu übertreffen.

Tatsachen

11. November, »San Francisco Chronicle«:

Nach fünf Monaten Untersuchung und Exhumierung der Toten im Kosovo haben die Ermittler 2.108 Leichen in Massengrabstätten gefunden ... In einem Bericht an den UN-Sicherheitsrat sagte die Chefanklägerin des UN-Kriegsverbrechertribunals in Den Haag, Carla del Ponte, daß die Leichen an 195 Grabstätten gefunden worden sind ... »Es gibt auch eine beträchtliche Anzahl von Stätten, wo die genaue Zahl der Leichen nicht ermittelt werden kann«, sagte sie und fügte hinzu, daß an einigen Orten Leichen verbrannt oder Beweise auf andere Weise beseitigt worden waren.

Aber eine gründliche Untersuchung der Mine von Trepca, wo nach albanischen Angaben viele Leichen eingeäschert worden sein sollen, erbrachte keinerlei Beweise für ein Verbrechen. Auch in Ljubenic in der Nähe von Pec fand man in einem Grab, über das breit berichtet worden ist und das angeblich 350 Leichen enthalten sollte, nur fünf ... Nach einem Bericht des State Department enthielten die untersuchten Grabstätten im Durchschnitt lediglich 17 Leichen, dennoch heißt es weiter: »Wir erwarten, daß die Gesamtzahl toter Kosovo-Albaner letztlich über 8.000 liegt, wenn einmal alle Gräber geöffnet sind.«

Allerdings, so sagen westliche Amtsträger in Pristina, haben die Ermittler die schlimmsten Gräber als erste geöffnet ... Einige mutmaßen, daß eine Zahl von 5.000 näherliegend sei, wenn man von dem ausgeht, was bisher gefunden wurde ... Einige Offizielle hinterfragten auch, ob die Toten Kämpfer der UCK waren oder eines natürlichen Todes gestorben seien.

Haltet den Dieb!

3. Dezember, »Tageszeitung«; drei Wochen nach der Pressekonferenz von Carla del Ponte über die Leichenfunde im Kosovo ist auch bei der »Taz« der Groschen gefallen:

Keine Hinweise auf systematisches Massentöten im Kosovo. Die bisher gefundenen Gräber liefern keinen Beleg für den von der Nato stets behaupteten Völkermord ...

Dreck am Stecken hat freilich nicht die »Taz«, sondern die anderen:

Seit über zwei Monaten wird die Zahl der Opfer des Kosovo-Krieges in den westlichen Medien diskutiert ... Trotzdem ... hat sich bisher kaum ein westliches Medium der neuen Erkenntnisse angenommen, ohne sie zugleich zu kommentieren.

Konkret 01/00, S. 14

Otto Köhler

»Eine natürliche Erscheinung«

Die ökonomische Vernunft gebietet, daß sich die deutsche Wirtschaft mit den Vertretern der NS-Zwangsarbeiter auf eine Entschädigungs-zahlung geeinigt hat, wenn dieses Heft die Druckerei verläßt. Mitunter aber pfeifen Wirtschaftsunternehmen auch auf ihr Eigeninteresse – aus Gründen des nationalen Selbstverständnisses

Nein, übelnehmen kann das dem Grafen keiner, irgendwann einmal mußte es ja aus ihm heraus. Otto Lambsdorff hatte in dem endlosen Theater um eine Entschädigung der Zwangsarbeiter eine wirklich tolle Performance hingelegt. Vom Kanzler beauftragt, eine »Grundlage zu schaffen, um Sammelklagen zu begegnen und Kampagnen gegen den Ruf Deutschlands und seiner Wirtschaft den Boden zu entziehen« (»FAZ«), hatte er den deutschen Standpunkt zwischen scheinbarem Entgegenkommen – die Unternehmen sollten ein wenig aufstocken, meinte er schließlich – und angesagter Härte imponierend ausbalanciert: »Es wird bei den Klägeranwälten und den Opferorganisationen einen Aufschrei der Empörung geben, egal, welchen Betrag ich nenne. Das ist die Dramaturgie solcher Verhandlungen, da werde ich die Nerven behalten müssen.«

Irgendwann allerdings mußte der in den Aufbaujahren nach 1945 innerhalb der nordrheinwestfälischen NS-FDP (s. KONKRET 10/99) politisch sozialisierte Gutsbesitzersohn dann doch die Nerven verlieren und sein Herz sprechen lassen: »Die Beschäftigung von Ostarbeitern ist eine natürliche historische Erscheinung. Sie haben schon immer so gearbeitet und tun dies sogar heute.« So äußerte er sich Ende Oktober bei Verhandlungen in Warschau über die in der Landwirtschaft eingesetzten Zwangsarbeiter. »Ich habe das«, erläuterte Lambsdorff, »in voller Übereinstimmung mit dem Bundeskanzler gesagt.« Und dann begründete er, »warum wir landwirtschaftliche Zwangsarbeiter – übrigens nicht nur aus Polen – von Entschädigungsüberlegungen ausnehmen wollen«.

Wie grotesk deren Forderungen sind, wie wenig ihre Knechtschaft mit Nazi-Unrecht zu tun hat, weiß der Graf am besten: Er habe, so erläuterte einer seiner Mitarbeiter, der polnischen Verhandlungskommission »in anekdotischer Form« erzählt, daß es auf dem Hof seiner Eltern immer Arbeiter aus Polen gegeben habe und auch heute noch gebe. Und hätte er sich in Vorbereitung auf sein neues Amt mal für einen Abend in die wissenschaftliche Literatur vertieft, dann wüßte er auch, wie recht er hat mit seinem Verweis auf die Tradition, dann wüßte er, wie sehr auch der Hof seiner Eltern von den Arbeitern aus Polen profitierte. Ulrich Herbert schreibt in seinem Standardwerk *Fremdarbeiter:* »Der Hauptvorteil von Saisonarbeitern bestand darin, daß sie geholt und weggeschickt werden konnten, ohne daß der Unternehmer über das reine Geld-für-Arbeit-Verhältnis hinaus irgendwelche Verpflichtungen gehabt hätte; die Polen taten jede Arbeit, die Länge ihrer Arbeitszeit richtete sich nach der physischen Leistungsfähigkeit; Ungehorsam, Widerstand oder gar Streik waren nicht zu erwarten oder konnten doch in kürzester Zeit mit rabiaten Mitteln und dem vollen Einsatz der Behörden im Keim erstickt werden. Wenn sich auch die Marktkräfte nicht völlig ausschließen ließen, so war man doch nicht gezwungen, unliebsame Begleiterscheinungen der Industriegesellschaft wie sozialen Versorgungsanspruch, gewerkschaftliche und politische Organisation der Arbeiter und das zunehmende Eingreifen des Gesetzgebers in die Beziehung zwischen Arbeiter und Unternehmer hinzunehmen.«

Ausbeutung von insbesondere polnischen »Ostarbeitern« gehört zur Grundausstattung des deutschen Reiches in diesem Jahrhundert. Es gab, stellt Herbert fest, »weitverbreitete Ansätze eines rassistischen Dünkels gegenüber den Polen, der die Diskriminierung der Saisonarbeiter als ›normal‹ und eher selbstverständlich akzeptierte«. Und ebenso selbstverständlich durften sie bei Kriegsbeginn 1914 nicht in ihre Heimat zurück, sondern mußten nun als Zwangsarbeiter für die Deutschen tätig sein. Der Wirtschaftswissenschaftler Eberhard Trompke nannte 1941 in seiner Untersuchung zum *Arbeitseinsatz als Element deutscher Wehr- und Kriegswirtschaft 1914-18* den Einsatz von Kriegsgefangenen in der Industrie eher problematisch, in der Landwirtschaft aber sei er so »erfolgreich« gewesen, daß er »namentlich gegen Ende des Weltkrieges unentbehrlich für die deutsche Wirtschaft« wurde.

Dementsprechend früh, stellt Herbert fest, begannen vor dem Zweiten Weltkrieg die Vorbereitungen für die zu erwartenden Kriegsgefangenen; seit Herbst 1937 wertete das Wirtschafts- und Rüstungsamt des OKW die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs dazu aus. Ein Erfolgsbericht von 1941: »Von den ins Reichsgebiet übergeführten polnischen Kriegsgefangenen sind ... häufig innerhalb weniger Tage nach ihrer Einlieferung 70 – 80 Prozent dem Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft zugeführt worden. So konnten noch für die Hackfruchternte 1939 rund 30.000 Kriegsgefangene ... zum Einsatz gebracht werden. Anfang Oktober« – also vier bis fünf Wochen nach Kriegsbeginn – »waren es bereits 110.000. Im Februar 1940 standen der deutschen Volkswirtschaft rund 270.000 polnische Kriegsgefangene zur Verfügung.« Ein Jahr nach Kriegsbeginn waren rund 470.000 »Zivilpolen aus dem Generalgouvernement und den neuen Ostgebieten« allein in der deutschen Landwirtschaft eingesetzt.

Fritz Sauckel, der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz, erklärte im März 1944 bei einer Besprechung der Zentralen Planung, »von den fünf Millionen ausländischen Arbeitern«, von denen er damals ausging, seien »keine 200.000 freiwillig gekommen«. Und so liegt es wohl auch innerhalb der Grenzen der Normalität des Grafen Lambsdorff, daß keine

zwei Monate nach dem Überfall auf Polen 1939 die Deutschen dort eine Arbeitspflicht für alle Männer zwischen 18 und 60 Jahren einführten.

Insgesamt mehr als sieben Millionen Ausländer sind während des Zweiten Weltkriegs nach Deutschland zum »Arbeitseinsatz« gebracht worden, nicht gerechnet die Zwangsarbeiter vor Ort in den okkupierten Gebieten. Seit dem Ende der Sklaverei im 19. Jahrhundert ist der deutsche »Ausländereinsatz« der größte Fall der massenhaften, zwangsweisen Ausbeutung von ausländischen Arbeitskräften. Ohne die »Fremdarbeiter« wäre nichts mehr gelaufen. Ulrich Herbert: »Die deutsche Landwirtschaft wäre schon Ende 1940 ohne die etwa zwei Millionen dort beschäftigten ausländischen Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr in der Lage gewesen, die Lebensmittelproduktion auf dem geforderten Niveau zu halten, die gesamte Kriegswirtschaft war spätestens seit dem Herbst 1941 alternativlos auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen.«

Die Lage war so ernst, daß sich NS-Wissenschaftler Gedanken um eine – welch Sünde wider das deutsche Volkstum! – ausreichende Ernährung der Zwangsarbeiter zwecks Erhaltung ihrer Arbeitskraft machten. Dietrich Eichholtz hat in seiner *Geschichte der Kriegswirtschaft* beschrieben, welch komplizierte Menschenversuche Professor Heinrich Albrecht Kraut (1963 Großes Bundesverdienstkreuz, 1973 mit Stern) im Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitsphysiologie anstellte, um die gerade noch ausreichende Kalorienzahl für die volle Einsatzfähigkeit sowjetischer Kriegsgefangener zu ermitteln.

Wie Graf Lambsdorff sah es auch der Reichsführer SS als selbstverständlich an, daß der Pole in der deutschen Landwirtschaft arbeitet – aber natürlich auch in der Industrie. Heinrich Himmler hatte deshalb schon am Tag vor dem Weihnachtsfest 1939 angeordnet, daß jeder in Deutschland arbeitende Pole ins KZ eingewiesen wird, falls er die Arbeit verweigert. Und Lambsdorffs Parteifreund, der hochliberale erste Präsident des Bundesverfassungsgerichtes Hermann Höpker Aschoff, hatte in seiner Zeit als Chefjurist der Haupttreuhandstelle Ost bitter beklagt, daß zu wenig Sklavenarbeiter aus dem ehemaligen Polen, dem Generalgouvernement, ins Reich importiert würden: »Wenn die Zahlungsbilanz des Gouvernement nicht in Ordnung ist, muß eben weniger eingeführt und mehr ausgeführt werden. Und da man drüben keine Waren hat, die man ausführen kann, bleibt eben nichts anderes übrig als Arbeitskräfte. Das war auch der ursprüngliche Plan, daß das Gouvernement etwa zwei Millionen Arbeitskräfte für das Großdeutsche Reich zur Verfügung stellen sollte. Aus diesem Plan ist leider nie etwas geworden, und ob in Zukunft etwas daraus werden wird, weiß niemand. Ob wir letzten Endes die Sache ohne das Gouvernement machen können? Die rechtlichen Möglichkeiten dazu würde wohl die Einsatzverordnung bieten.«

Sie haben die Sache gemacht, und aus den vom späteren Chef des Bundesverfassungsgerichts eingeforderten zwei Millionen Zwangsarbeitern waren im Laufe der Kriegsjahre bis 1944 immerhin, wie ein soeben vorgelegtes Gutachten belegt, 1,66 Millionen zivile Sklavenarbeiter geworden, von denen 70 Prozent in der Landwirschaft, gut 20 Prozent in der Industrie und knapp 10 Prozent in den übrigen Wirtschaftsbereichen tätig werden mußten, für insgesamt 6 Millionen Arbeitsjahre.

Höpker Aschoff, der im Ausplündern von Polen und Juden hocherfahrene höchste Jurist der jungen Bundesrepublik, war übrigens ein guter Freund von Theodor Heuss, dem ersten Bundespräsidenten. Der deutsche Staat, der sich 1949 auf den Boden des Grundgesetzes gestellt hatte, wehrte alle Ansprüche ab, die gegen die Nutznießer der Zwangsarbeit damals hätten erhoben werden können: »Seine Verbringung zum Arbeitseinsatz erfolgte nicht wegen seiner Zugehörigkeit zu einem fremden Staat oder zu einem nicht-deutschen Volkstum«, beschied 1966 das Bundesverwaltungsamt Köln den Wiedergutmachungsantrag des ehemaligen Ostarbeiters Edmund Petraschkowitsch und erläuterte, die »Verbringung« sei vielmehr »eine Maßnahme zur Beseitigung des kriegsbedingten Mangels an Arbeitskräften, von der Personen aller Nationalitäten betroffen« gewesen seien. Wiedergutmachung abgelehnt, denn: »Die von dem Antragsteller vorgetragenen Umstände des Arbeitseinsatzes sind nach eingehender Würdigung auf die allgemeine Verschlechterung der Lebensbedingungen im Verlauf des Krieges zurückzuführen. Der Antrag war daher abzulehnen.«

Nun gut, auch nur der bescheidene Versuch einer Wiedergutmachung war in diesem Staat für solche Zwangsarbeiter nicht möglich. Das kann aber, gerade mit den rechtlichen Möglichkeiten, die nun die Sammelklagen in den USA bieten, nicht länger dazu führen, daß geschuldeter Lohn nie bezahlt wird. Adolf Hitler hatte dazu am 4. Mai 1942 einen interessanten Einfall: »Man müsse nur einmal errechnen«, so stenographierte sein Eckermann Henry Picker des Führers Tischgespräch mit, »wieviel dadurch gewonnen würde, daß der ausländische Arbeiter statt ... RM 2.000 wie der Inlandsarbeiter nur RM 1.000 jährlich verdiene.«

Diese Betrachtung legt der Wirtschaftswissenschaftler Thomas Kuczynski einem Gutachten zugrunde, das er im Auftrag der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts ausgearbeitet hat. Kuczynski fragte nicht nach der historisch-moralischen Verantwortung – das ist für deutsche Unternehmer ein kurioses Fremdwort. Er berechnete die Lohnkosten der deutschen Arbeitskräfte und hält die der deutschen Industrie für Zwangsarbeiter entstandenen Kosten dagegen. Kuczynski: »Wären die Lohnkosten für Zwangsarbeitskräfte (eben)so hoch gewesen, so bestünde kein Entschädigungsanspruch gegenüber den Unternehmen, in denen Zwangsarbeit geleistet worden ist.« Das bedeutet aber auch: »Die Entschädigungsansprüche werden also aus den wirtschaftlichen Resultaten der geleisteten Zwangsarbeit abgeleitet und

zwar unabhängig davon, ob die Anspruchsberechtigten heute ... noch am Leben sind oder nicht. Denn es gilt«, so Kuczynski, »daß durch Zwangsarbeit ›erwirtschaftete‹ Einnahmen und Gewinne prinzipiell als Hehlergewinne zu betrachten und zurückzuzahlen sind.«

Kuczynski berücksichtigt dabei sowohl den amtlichen Lebenshaltungsindex von 1940/44 zu 1999 (1:5,64), wie den Lohnindex (1:21,92), und in komplizierten Berechnungen, die jeweils immer von der für die Unternehmen günstigsten Untergrenze ausgehen, kommt der Wirtschaftswissenschaftler – ohne Zins und Zinseszins – auf einen Betrag von 180 Milliarden, den Deutschlands Wirtschaft für Zwangsarbeit schuldet.

Jürgen Jeske, Chefideologe der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, der im Sommer 1997 die Image-Tagung »Unternehmen im Nationalsozialismus« im IG-Farben-Hochhaus geleitet hatte, veröffentlichte zum Antikriegstag 1998 in seinem Blatt den Leitartikel »Die Unternehmen, die Schuld und das Geld«, in dem er die »Rechtsauffassung« für durchgesetzt erklärte, daß »die Betriebe im Auftrag der Gefangenenverwaltung« handelten. Die Nazischergen hätten sie gezwungen, Sklavenarbeiter zu beschäftigen. Jetzt, nach Bekanntwerden des Kuczynski-Gutachtens, schreit er nach »Rechtsfrieden«, nach einem »Schutz vor neuerlichen Klagen mit Hilfe der amerikanischen Regierung«. Er beteuert noch immer: »Die heutigen Unternehmen verdanken ihren ›Reichtum‹, auf den man so gern verweist, in erster Linie der Aufbauleistung nach dem Krieg und nicht der Zwangsarbeit.«

Und er wird noch mal unverschämt: »Polen erhielt zu Zeiten der Regierung Schmidt vor diesem Hintergrund einen zinsgünstigen Kredit von einer Milliarde.« Die Milliarden, die die Zwangsarbeiter zur Verfügung stellten, indem sie nicht bezahlt wurden, waren ein Riesenkredit an die deutsche Wirtschaft, auf den bisher keinerlei Zins – und wäre er noch so niedrig – fällig geworden ist. Wo Jeske aber den Staat als Helfershelfer begreift, hat er recht: »Insofern geht es an der Sache vorbei, wenn man heute den Unternehmen ... immer wieder vorwirft, sie hätten sich in dieser Frage taub gestellt. Sie durften sich in vollem Einklang mit der Politik aller bisherigen Bundesregierungen fühlen.« Von Adenauer bis Schröder. Adenauer wollte 1952 Israel als angemessene Wiedergutmachung für den Holocaust ein Krankenhaus für zehn Millionen Mark spendieren.

»Die Wiedergutmachung«, befand noch vor einem Jahr die »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, sei eine »große Geste der Umkehr gewesen«. Sie fuhr fort: »Die Wiedergutmachung ist abgeschlossen. Die Kassen werden nicht wieder geöffnet, hat der Bundeskanzler zu Recht gesagt.« Der Kanzler hieß damals noch Kohl. Aber auch er müßte, genauso widerwillig wie heute Schröder, die Kasse wieder aufschließen. Im Interesse der deutschen Wirtschaft, die sich in den USA nicht länger Mengele-Plakaten mit dem Slogan »Bayers größter Kopfschmerz« ausgesetzt sehen möchte oder – wie Mercedes – dem Werbespruch »Design – Leistung – Zwangsarbeit«. Die Opfer sind, endlich, nicht länger wehrlos. Und die US-Regierung geht nicht länger mit der Berliner Republik, die sich zur Großmacht aufplustert, durch dick und dünn.

Manfred Pohl, der Chef des Historischen Instituts der Deutschen Bank, weiß in der »FAZ« von Unternehmern zu berichten, die gerade in den USA waren, daß »ihnen ein ziemlich kalter Wind entgegenbläst und daß diese Anzeigenkampagnen durchaus Wirkung gezeigt haben«. Und wenn die Verhandlungen nicht zu einem Ende kämen, dann müsse man befürchten, »daß verschiedene amerikanische Staaten, wie Kalifornien das ja teilweise schon gemacht habe, Gesetze auf den Weg bringen, die das Ganze noch verschärfen werden«. Jürgen Chrobog, der deutsche Botschafter in Washington, ängstigt sich bereits: »Einzelne US-Staaten haben bereits Gesetze, die deutsche Firmen vom Markt fegen können.«

Das alles wäre vermieden worden, hätte die Industrie rechtzeitig einen Bruchteil dessen gezahlt, was sie den Zwangsarbeitern schuldet. Jetzt muß der Jude büßen, der bekanntlich immer noch hinter allem steckt: »Es könnte natürlich in Deutschland eine neue Welle von Antisemitismus entstehen«, droht Pohl. Drei Tage später echot die »Welt«-Schlagzeile aus der Hauptstadt der Berliner Republik: »Die antisemitische Stimmung in Deutschland wächst.« Schuld seien die Juden unter den Zwangsarbeitern, die – statt dem Mordprogramm »Vernichtung durch Arbeit« zum Opfer gefallen zu sein – auch nach einem halben Jahrhundert wie die anderen endlich den Lohn für ihre Zwangsarbeit sehen wollen.

Und natürlich könnte die Wirtschaft zahlen, selbst die 180 Milliarden, die Kuczynski als unterste Grenze einer angemessenen Entschädigung errechnete, die aber die Opfer-Anwälte nie zu fordern wagen. Von den fünf bis sechs Billionen DM Nettogeldvermögen der deutschen Haushalte besitzen die obersten zehn Prozent, deren schneller Wohlstand nach dem Krieg auf der Ausbeutung der Zwangsarbeiter beruhte, die Hälfte. Kuczynski: »Mit dem Blick auf das Gesamtvermögen sind die 180 Milliarden weniger als ein Prozent dessen, worüber das oberste Zehntel verfügt. Dieses Zehntel vor allem ist gefragt. Es sollte bedenken, daß die Entschädigungsansprüche der Zwangsarbeitskräfte nicht nur ein furchtbares Erbe deutscher Geschichte sind, sondern in vielen Fällen auch und insbesondere ein Erbe, das ein Teil ihrer eigenen Unternehmensgeschichte ist. Wer erbt, muß Steuern zahlen, zuweilen über fünfzig Prozent. Die 180 Milliarden DM, die Entschädigungsansprüche der ehemaligen Zwangsarbeitskräfte, stellen damit verglichen ein Bruchteil der üblicherweise zu zahlenden Erbschaftssteuern dar.« – »Ist das bei diesem furchtbarsten Erbe deutscher Geschichte schon zu viel verlangt?«

Aber sicher. Die asoziale Energie der deutschen Wirtschaftseliten läßt sich durch solche Erwägungen nicht eindämmen. Wenn man sie zur Einhaltung von Mindeststandards menschlicher Gesittung veranlassen will, bedarf es eines unausweichlichen Drucks, der sie zwingt zu zahlen. Entweder wird es nicht viel sein, eine kleine Entschädigung – die geforderten zehn bis zwanzig Milliarden – , die den Überlebenden wenigstens ein paar Sorgen am Ende ihres Lebens abnimmt. Oder, und das wird dann richtig teurer, die Konsequenzen eines Boykotts durch das mächtigste Wirtschaftsimperium der Welt, dem Deutschland – trotz DaimlerChrysler und Deutscher Bank in den USA – den Rang noch nicht abgelaufen hat.

Literatur:

Das Gutachten der Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts von Thomas Kuczynski erscheint in Heft 1/2000 der Zeitschrift »1999«.

Das 1985 erstmals erschienene Grundlagenwerk von Ulrich Herbert: *Fremdarbeiter. Politik und Praxis des »Ausländer-Einsatzes« in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches* ist soeben in erweiterter Neuauflage herausgekommen (Dietz-Verlag, Bonn 1999, 592 Seiten, 48 Mark).

Das Sammelwerk des Militärgeschichtlichen Forschungsamts *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg* enthält in Band 5/1 *(Organisation und Mobilisierung des deutschen Machtbereichs)* einen umfangreichen Beitrag von Hans Umbreit über die Ausbeutung der besetzten Gebiete und die Rekrutierung von Arbeitskräften im Rahmen der deutschen Rassenpolitik (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1.062 Seiten, 78 Mark).

Die unentbehrliche, aber lange vergriffene *Geschichte der Deutschen Kriegswirtschaft 1939-1945* von Dietrich Eichholtz, deren erster und zweiter Band 1971 und 1985 in der DDR erschienen sind, während der dritte erst 1996 im von der VCH-Gruppe übernommenen Akademie-Verlag herausgebracht wurde, ist soeben in fünf Teilbänden vom Karl Saur Verlag, München, neu aufgelegt worden (ca. 2.000 Seiten, 680 Mark).

Wiedergutmachung – der Kleinkrieg gegen die Opfer, das 1988 erschienene Buch von Christian Pross, kommt in Kürze in zweiter erweiterter Auflage heraus (Philo Verlag, Berlin, 286 Seiten, 36 Mark).

Konkret 01/00, S. 17

Rolf Surmann

Adolfinismus

Deutsche »Erinnerungskultur«: In der Gedenkstätte Fort Zinna/Torgau werden Opfer der NS-Militärjustiz denunziert und Täter, die dort nach ‘45 inhaftiert waren, geehrt

Kulturelles Gedächtnis wird neuerdings genannt, wenn historische Ereignisse über die persönliche Erinnerung hinaus in Form von Gedenkorten, Namensgebungen und anderen manifesten Erinnerungsmalen gesellschaftlich präsent bleiben sollen. Wie der sächsische Justizminister Heitmann sich das hinsichtlich der jüngsten deutschen Geschichte vorstellt, hat er in der Feststellung umrissen, das Gedenken an die Opfer, die die Deutschen nach 1945 haben bringen müssen, sei ihm wichtiger als die Erinnerung etwa an die Opfer der NS-Militärjustiz. Er zielte dabei auf einen Gedenkort, der bisher vor allem dadurch bekannt geworden ist, daß hier 1945 sowjetische und US-amerikanische Soldaten zusammentrafen.

Torgau war mit seinen beiden Gefängnissen Fort Zinna und Brückenkopf sowie dem Hauptsitz des NS-Militärgerichts aber auch die Zentrale der Wehrmachtsjustiz. Von den über 70.000 als Deserteure und Wehrkraftzersetzer Verurteilten haben nicht einmal 4.000 die Quälereien in den KZs und Strafbataillonen überlebt. Auch in Torgau mußten die Inhaftierten Erschießungen mit ansehen oder in ihren Zellen mit anhören. Zu ihnen gehörte der Deserteur Ludwig Baumann. Zum Tode verurteilt und in Eisen gelegt, erwartete er hier seine Hinrichtung, bis er von seiner »Begnadigung« zu zwölf Jahren Zuchthaus erfuhr. Für ihn wie für die anderen noch lebenden zirka vierhundert Verfolgten der NS-Militärjustiz ist Torgau deshalb der zentrale Ort ihres Gedenkens.

Ludwig Baumann weist darauf neuerdings mit Nachdruck hin. Denn nicht nur für die sächsische Landesregierung steht im Vordergrund, daß die sowjetische Militäradministration von 1945 bis 1950 die Anlage zur Inhaftierung von NS-Funktionären und

-Sympathisanten nutzte und sie bis 1989 von den DDR-Behörden als Strafvollzugsanstalt weiter betrieben wurde. Ein großes Kreuz, von Geistlichen christlicher Konfession eingeweiht, wurde auf Betreiben der »Opfer des Stalinismus« bereits 1992 aufgestellt. Doch auch einer einzelnen Person, dem »Engel von Fort Zinna«, wird hier seit 1996 mit einer Ehrentafel gedacht. Gemeint ist Professor Dr. Friedrich Timm, der von 1950 bis 1955 an diesem Ort inhaftiert war. Nach einstimmigem Beschluß des Beirats der Stiftung Sächsische Gedenkstätten sowie einer finanziellen Unterstützung von 2.000 Mark kam diese Ehrung zustande.

Schon 1994, zwei Jahre vor Anbringung der Tafel also, war einer wissenschaftlichen Studie allerdings zu entnehmen, daß dieser deutsche Akademiker eine Doktorarbeit über »Herkunft und Rasse im Zusammenhang mit ›Verbrechertum‹« vergeben und für »sehr gut« befunden hatte. Die Besonderheit der Arbeit bestand darin, daß dieser Frage anhand von Tätowierungen nachgegangen wurde, die – wie der Verfasser Erich Wagner schrieb – »ich von 800 Tätowierten der verschiedensten Bevölkerungsschichten (in Buchenwald) gesammelt habe«. Seit den 60er Jahren hatten bereits Eugen Kogon und andere darauf hingewiesen, daß Wagners »Forschung« das Interesse der berüchtigten KZ-Kommandanten-Ehefrau Ilse Koch auf tätowierte Häftlinge gelenkt und zur Herstellung von »Souvenirs« aus tätowierter menschlicher Haut geführt hatte.

Das »derzeitige Erscheinungsbild« des Ortes will die Gedenkstättenleitung nun ändern. Sie schrieb deshalb einen Ideenwettbewerb für die »Opfer politischer Gewaltherrschaft am Fort Zinna Torgau« aus. Der Titel meint, was er befürchten läßt. In das Gedenken für »die zu Unrecht Verfolgten der sowjetischen Besatzungsmacht« und »die zu Unrecht Verfolgten in der DDR-Justiz« sollen nun »die zu Unrecht Verfolgten der Wehrmachtsjustiz« einbezogen werden. Diesem totalitarismustheoretisch motivierten Vorsatz entspricht der preisgekrönte Entwurf. Vereinfacht skizziert, schlägt er die Schaffung einer gestuften Fläche mit Stelltafeln zu den drei genannten Gruppen vor. Die Opfer der NS-Militärjustiz empfinden diese Konstellation verständlicherweise als Ausdruck der Mißachtung ihrer Leidensgeschichte. Nicht nur, weil sie gezwungen werden sollen, an diesem Ort mit NS-Tätern gemeinsam zu gedenken, sondern weil zu diesen »zu Unrecht Verfolgten« selbst Leute wie der als »Henker von Torgau« zum Tode verurteilte Franz Klose zählen.

Aus der Formulierung »zu Unrecht Verfolgte der Wehrmachtsjustiz« folgt, daß man in Torgau die Verbrechen der NS-Militärjustiz und ihrer Blutrichter nicht als grundsätzliches Unrecht ansieht. Das sich hieraus ergebende Verlangen nach »Einzelfallprüfung« empfinden deshalb all diejenigen als fortdauernde Mißachtung ihres Lebenswegs, die sich der Wehrmacht verweigert haben und sich heute noch dafür verantworten sollen. Gegenüber Ludwig Baumann, heute Sprecher der Opfer der NS-Militärjustiz, verstieg sich der wissenschaftliche Mitarbeiter der Stiftung, Pampel, gar zu der schriftlichen Rechtfertigung dieser Position, indem er u. a. Kriterien aufstellte wie die Forderung nach Wahrung der »Verhältnismäßigkeit der Mittel« bei einer Desertion. Hierunter versteht er, daß bei »Fahnenflucht« nicht das »Leben der Kameraden« hätte bedroht werden dürfen, »denn hier wurde unter Umständen nicht nur der Gehorsam gegenüber kriminellen Vorgesetzten verweigert, sondern Mitmenschen elementare Solidarität und Kameradschaft versagt«.

Daraus folgt nicht nur, daß man hierzulande offensichtlich nicht in der Lage ist, zwischen den Verbrechen der Wehrmacht sowie ihrer Justiz einerseits und dem Unrecht, das nach 1945 geschehen ist, andererseits zu unterscheiden. Es entsteht eine Atmosphäre persönlicher Denunziation. Im Beirat, der über die Gestaltung des Gedenkortes mit entscheidet, ist Ludwig Baumann deshalb vielfältigen Anfeindungen ausgesetzt. Da ist von einer »adolfinischen Militärjustiz« die Rede, die es auch mit solchen zu tun gehabt habe, »die wegen Feigheit vor dem Feind belangt wurden«. Oder es kommt vor, daß man dem Sprecher der NS-Opfer vorwirft, er vertrete die Interessen der Opfer lediglich deshalb so vehement, weil er darunter leide, nicht auch erschossen worden zu sein.

Sind das nur Jagdszenen in der Provinz? Wohl kaum. Betrachtet man den Kontext, so erscheint dieser Konflikt eher als Teil eines Gesamtprozesses, der vom akademischen und journalistischen Coup gegen die »Wehrmachtsausstellung« bis zur Denunziation des Hitler-Attentäters Elser in der Antrittsvorlesung eines Privatdozenten reicht. Nicht zufällig sind beide Angriffe mit der Frage einer Rehabilitierung der Deserteure eng verbunden. Denn der öffentliche Nachweis, daß die Wehrmacht einen Vernichtungskrieg geführt hat, gibt denjenigen zusätzlich recht, die sich ihm in irgendeiner Form verweigerten. Der »wissenschaftliche Diskurs« hingegen, nach dem ein einfacher Mann wie Elser nicht die moralische Kompetenz für ein Attentat auf Hitler gehabt und auch nicht verantwortungsvoll gegenüber Mitbetroffenen gehandelt habe, erinnert nicht nur an das beschriebene Prüfungsverlangen gegenüber den Opfern der NS-Militärjustiz, sondern schränkt das Recht auf Widerstand und Desertion letztlich auf »Eliten« ein. Es gehört offensichtlich zum Geist der »Berliner Republik«, daß ihr selbst die vorgebliche Anerkennung und Entschädigung von NS-Opfern zu deren Beleidigung und Verhöhnung gerät.

Rolf Surmann schrieb in KONKRET 9/99 über die Entschädigungspolitik der rot-grünen Regierung

Konkret 01/00, S. 18

Georg Fülberth

Korruption? Gratifikationen!

Schmiergelder ändern keineswegs die Gesinnung von Politikern – sie belohnen sie

»Antikorruptionismus ist immer reaktionär.«

Hermann L. Gremliza, 1984

Große Welt

Also schön, gestehen wir: 1991 hat der damalige Schatzmeister der CDU, Kiep, mindestens eine Million von einem Waffenhändler namens Schreiber erhalten, der am Verkauf von Panzern an Saudi-Arabien interessiert war, und zur selben Zeit haben Kabinett und Bundessicherheitsrat die Lieferung dieser Fahrzeuge auch tatsächlich genehmigt. Mit diesem Vorgang werden ein paar Delikte verbunden gewesen sein: Es ist denkbar, daß Kiep seine Partei betrogen hat, indem er eine an sie adressierte Spende zur Begleichung einer privaten Anwaltsrechung verwandte. Letztere war aber im Zusammenhang mit einer früheren Straftat, die er für die Union begangen hatte, angefallen, so daß er für sich geltend machen konnte, die Summe habe ihm zugestanden. Dann bliebe allerdings der Vorwurf der Steuerhinterziehung an ihm hängen. Kann auch sein, daß er selbst in diesem Falle ehrlich war, seine Partei aber nicht: nämlich dann, wenn sie das Geld nahm und nicht öffentlich deklarierte.

Da kommen schon ein paar Strafsachen zusammen, und falls sie nicht zur Anklage gelangen, kann angenommen werden, daß auch hier mit einer krummen Tour gearbeitet wird. Ein Delikt aber wird man den Beteiligten nicht vorwerfen können: Korruption. Die liegt nämlich nur dann vor, wenn eine Amtsperson um persönlichen Vorteils willen ihre Pflichten verletzt.

Das hat Kiep sich nicht zuschulden kommen lassen. Er hat vielmehr getan, was sein Job von ihm verlangte: Geld für seine Partei eintreiben und dabei die Geldgeber im Dunkeln lassen, wenn sie das wollen. Falls auf diesem Weg etwas für ihn abgefallen sein sollte, dann mag der Staatsanwalt das für »Untreue« halten. Für Kiep selbst und die Union war das nur unvermeidliches Brauchtum im inneren Geschäftsgang. Daß ihm die CDU irgendwann, auch wenn er es persönlich nicht nötig hatte, seine Unkosten ersetzen würde, gehört zum korrekten Verkehr unter Partei- und Geschäftsfreunden. Wollte ein Spender ungenannt bleiben, ging es halt nur auf diese Weise. Dies könnte erklären, weshalb die Union eine Zuwendung nicht meldet. Das juristisch Gebotene läßt sich in diesen Dingen nicht immer mit den Forderungen höherer politischer Sittlichkeit in Einklang bringen. Meist klappt aber auch das. Wenn zum Beispiel Großspenden kleingesplittet und dann an eine einzige Partei gegeben werden, hat das zwei Vorteile: Der Absender kann sie von der Steuer absetzen, und die Adressatin muß seinen Namen nicht nennen.

Helmut Kohl regt sich völlig zu Recht auf, wenn ihm Bestechlichkeit zugetraut wird. Pflicht eines jeden Parteivorsitzenden ist es, schwarze Kassen zu haben und öffentlich nichts davon zu wissen. Selbstverständlich hätte der Kanzler die Panzer auch dann an Saudi-Arabien geliefert, wenn kein Geld geflossen wäre. Das war damals seine Politik: Kompensation für die Nichtbeteiligung am Golf-Krieg, Loyalität gegenüber den Vereinigten Staaten, die dies wollten. Und unzweideutig verstand er sich auch immer als Förderer der deutschen Wirtschaft, Waffenproduktion inbegriffen. Was das anging, hätte Herr Schreiber sein Geld ruhig behalten können.

Daß er dennoch zahlte, hat allerdings auch seine Logik. Seine Auftraggeber – der »Spiegel« spricht vor allem von Thyssen Henschel – waren am Gedeihen einer Regierung interessiert, die ziemlich ganz von selbst in ihrem Sinn handelte. Parteien sind keine Gewerbebetriebe, sie erzeugen keinen Mehrwert, müssen also von woandersher Zufuhr erhalten. Politik dieses Zuschnitts ist nicht käuflich. Wird sie aber mit offen deklarierten Industriespenden – und in diesem Fall auch noch aus einer Waffenschmiede – bedacht, dann entsteht ausgerechnet dieser falsche Eindruck.

So läuft das nicht. Nur Klein-Fritzchen stellt sich vor, es werde für eine konkrete politische Handreichung ein einmaliger Betrag gezahlt. Das macht allenfalls mal ein Schulhausmeister, wenn er für ein paar Scheine einer Fensterputz-Firma den Zuschlag gibt. Kommt so etwas in der Politik vor, ist es eine Ausnahme und ein Kunstfehler. Der Flick-Mann v. Brauchitsch hat es ganz richtig ausgedrückt: Es handelt sich nicht um Schmiergelder von Fall zu Fall, sondern um kontinuierliche Pflege einer ganzen »politischen Landschaft«.

Als einst ein Ministerpräsident von Baden-Württemberg zurücktreten mußte, weil er mit einem Manager Schiff gefahren war, erklärte er: »Den Späth kann man nicht kaufen.« Ihm ist zu glauben: Immer hatte er sich als das Cleverle dargestellt, welches zum Wohl des Landes im täglichen Umgang mit den Mächtigen der Wirtschaft die Dinge regelt. Einem solchen Zweck hätte es nicht gedient, wäre er zu den Arbeitsessen mit Henkelmann und Thermoskanne erschienen.

Der Politiker-Typus, der mit »der Wirtschaft« auf du und du steht, gilt längst als vorbildlich. Sehr häufig ist er in Städten, Gemeinden und Landkreisen zu finden. Lesen Sie irgendwo die lokale Presse, finden Sie immer wieder mal Berichte über

einen Bürgermeister, der einem örtlichen Unternehmen bei der Steuerhinterziehung behilflich ist, deshalb zu einer Geldstrafe verurteilt, danach aber – als Retter des Standorts – mit großer Mehrheit wiedergewählt wird.

Graf Lambsdorff wurde rechtskräftig wegen Steuerhinterziehung belangt. Dies trägt er ebenso stolz wie seine Kriegsverletzungen. Erstens hat er das Geld nicht in die eigene Tasche geschaufelt (die ist schon voll), sondern es ging an die FDP. Zweitens ist er Ehrenvorsitzender einer Steuerbekämpfungspartei.

Die Weite der Gesinnung, welche Helmut Kohl auszeichnet, weist auch sein Nachfolger auf. Gerhard Schröder kann nicht bestochen werden. Ob er wirklich ein Automann ist, weiß kein Mensch. Vielleicht fährt er zu Hause heimlich Dreirad. Aber er hat das Wort »Industriepolitik« ja fast ganz allein für sich neu erfinden lassen, und wenn er einerseits mit dem Flugzeug des VW-Chefs zum Opernball nach Wien fliegt und andererseits die Altauto-Verordnung der EU kippen läßt, dann macht er letzteres nicht für ersteres, sondern weil beides in sein PR-Konzept paßt. Im Wahlkampf sagte er: »Meine Mutter, die Putzfrau«, und erzählte, er könne am ehesten etwas für sie und ihresgleichen tun, wenn er mit den Großen auf gutem Fuß steht. Also zeigte er die dicke Zigarre so lange vor, bis die Wahlergebnisse dies für einige Zeit verboten. Die angebliche Beschimpfung, er sei der »Genosse der Bosse«, hat vielleicht seine eigene Werbe-Agentur ausgestreut.

Wir befinden uns hier also in einer Region der Politik, wo es keine Korruption gibt, sondern nur den Verkehr von gleich zu gleich, wozu eben auch ein uniformer Umgang auf hohem Niveau gehört. Bringt einer das nicht von Haus aus mit, wird die Differenz stillschweigend beglichen, um die Bestätigung einer Grundorientierung zu erleichtern, die aber ohnehin schon da war. Nennen wir es: Gesinnungslohn. Aber dieses Wort trifft die Sache nicht genügend, denn es unterstellt konkrete Auftragsbeziehungen, die auszuschließen sind.

Gewiß gibt der Eindruck der Gleichheit von ökonomisch Herrschenden und politisch Regierenden nur einen falschen Schein wieder, und das ist gefährlich für letztere. Ist ein Politiker nicht mehr so brauchbar wie früher (und sei es nur, weil sich ein besserer fand), können die Peanuts von gestern zum Mühlstein von heute werden. 1989 scheiterte der Plan, Kohl durch Späth zu ersetzen. Der Umgang mit dem Cleverle wurde danach vielleicht ein bißchen weniger sorgfältig. Und als es Zeit war zu scheiden, wurde die feine Beziehung zur anrüchigen Kumpanei. Die Position bleibt also wackelig, auch wenn ein Wechsel von der Dienstwohnung auf der Solitude zu Jenoptik ja nicht gerade eine Deklassierung ist.

Die Höhenluft des staatsmonopolistischen Verkehrs ist nun allerdings für Bodo Hombach und Gerhard Glogowski offensichtlich zu dünn gewesen. Wenn der eine billig zu einem teuren Haus kommt, der andere sich von einer Kaffeerösterei und einer Bierbrauerei einschenken läßt und bei seiner anschließenden Hochzeitsreise zwischenzeitlich nicht mehr weiß, wer sie bezahlt hat: dann erschließt sich kein politischer Sinn mehr. Natürlich stimmte der gerade zurückgetretene Ministerpräsident von Niedersachsen mit der Unternehmerwirtschaft ebenso herzlich überein wie sein Vorgänger. Er hat aber nicht deutlich gemacht, daß er das selbstverständlich auch umsonst täte. Weil er das kleine Ferkel nicht versteckte, dachte man in seinem Fall eben weniger an den großen Staatsmann und Hüter des kapitalistischen Gemeinwohls als an den Oberinspektor mit der nach oben offenen Hand oder an das städtische Amt, welches die Bauanträge aus unerklärlichen Gründen mal schneller und mal langsamer und mal gar nicht genehmigt. Nach wie vor gilt Korruption – trotz Strauß' Onkel Alois und Amigo Streibl – hierzulande als etwas eher Sozialdemokratisches. Das Kleine-Leute-Milieu ist für diese Partei zwar nur noch ein Klischee, aber es haftet weiterhin an.

Das zeigt sich sogar am Unterschied zwischen Graf Lambsdorff und Strauss-Kahn. Sollte es stimmen, daß der sozialistische Wirtschafts- und Finanzminister Frankreichs vor seiner Amtszeit Anwaltsrechnungen für Dienstleistungen, die er gar nicht erbracht hat, schrieb, wird sich bestimmt zugleich herausstellen, daß er dies nicht für sich persönlich tat, sondern für seine Partei – wie Lambsdorff. Anders als bei diesem dürfte die milde Gabe allerdings nicht völlig freiwillig erfolgt sein. Sie soll vom Vorstand einer sozialistisch orientierten Studierenden-Einrichtung gekommen sein, und es ist zu vermuten, daß nicht alle Mitglieder dieser Körperschaft informiert und einverstanden waren. Lambsdorff hat nur den Staat betrogen, Strauss-Kahn aber – falls die Vorwürfe denn wahr sein sollten, was noch nicht erwiesen ist – hätte auch ein bißchen in den eigenen Reihen danebengegriffen.

Ein Stockwerk tiefer

Spätestens mit der Erwähnung Hombachs haben wir mittlerweile schon eine andere Welt betreten, in der eine weniger herrenmenschliche Gesinnung herrscht. Es ist das Schattenreich der Staatsbau-Ämter, der Beschaffungsabteilungen von großen Behörden, der kommunalen Auftragsvergabe, der Vettern- und Cousinenwirtschaft. Die Blätter sind voll davon, und die Paragraphen sind eindeutig. Hier handelt sich um jene Korruption, die dort entsteht, wo Staat und Markt aneinanderstoßen. Schaffte man einen von beiden ab, wäre das Problem beseitigt. Da sie in bürgerlichen Gesellschaften aber einander bedingen, ist das nicht möglich.

(Notabene: Daß in sozialistischen Staaten die Korruption blühte, hat zwei Gründe. Erstens: Das Phänomen dehnte sich in dem Maße aus, in dem die künftige – nämlich die bürgerliche – Gesellschaft sich unter der nachrevolutionären Hülle herausbildete. Zweitens: Es waren Mangelgesellschaften. Wo die Dürftigkeit am größten ist und daneben schon ein

gewisses materielles Gefälle besteht, ist die Versuchung zu Bestechung und Unterschleif am größten; so auch in nachkolonialen Staaten.)

Die gesellschaftliche Ächtung der Korruption ist in der Regel so groß, daß kein Fleiß der Staatsanwälte ihr gerecht werden kann. Der Zorn hat einen Angebots- und einen Nachfrage-Aspekt. Auf der potentiellen Nehmerseite – also der staatlichen und kommunalen – stehen diejenigen, die von niemandem bestochen werden, weil sie nicht an der richtigen Stelle sitzen. Die Anbieter-Seite zerfällt in zwei Fraktionen. Zur ersten gehört, wer zum Beispiel bei öffentlichen Ausschreibungen nicht zum Zuge kam, weil die Konkurrenten fetter geschmiert haben. Man nimmt sich vor, es beim nächsten Mal besser zu machen, schimpft zunächst aber, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen. Aber auch die erfolgreichen Mitbewerber sind unzufrieden, denn ihnen tut natürlich das schöne Geld leid, um das sie insgeheim ihr offizielles Angebot aufstocken mußten. So kommt es, daß Handwerks- sowie Industrie- und Handelskammern sich heftig über dieselbe Korruption ereifern, von der ihre je einzelnen Mitglieder insgeheim wissen, daß es ohne sie nicht läuft. Das ist gemeint, wenn Sie wieder einmal in der Zeitung lesen, die Kosten seien zu hoch.

Die Sache hat eine internationale Seite. Ende Oktober konnte man viel von einem »Globalen Sumpf« (»Zeit«) lesen. Anlaß war eine diesmal viel beachtete Tagung einer Nichtregierungsorganisation mit dem Namen »Transparency International« (TI) im südafrikanischen Durban. Deren Funktionäre freuten sich darüber, daß nunmehr doch immer mehr gesetzliche Maßnahmen ergriffen und zunehmend auch durchgesetzt werden, welche die Bestechung von öffentlichen Amtsträgern durch private Anbieter behindern sollen.

Liest man genauer, dann zeigt sich, daß vor allem eine ganz bestimmte Form der Korruption gemeint ist: die Zahlung hoher Zuwendungen an staatliche Behörden in Entwicklungsländern durch Firmen in den kapitalistischen Zentren. Es wird über Milliardenverluste gejammert. Diese entstehen den Anbietern, die der Ansicht sind, es müßte allmählich auch billiger gehen, soll heißen: Ohne die Bestechung seien ihre Gewinne natürlich noch höher.

In dieser neuen Reinlichkeit drückt sich eine internationale Machtverschiebung aus. Jahrzehntelang war es angeraten, Staaten und Potentaten der Dritten Welt (man nennt sie jetzt wieder häufiger »Bananenrepubliken und Diktaturen«) durch allerlei Zuwendungen bei guter Laune zu halten, zum Beispiel wegen der Systemkonkurrenz oder weil man dort interessante Märkte vermutete. Zur politisch motivierten Großzügigkeit besteht jetzt kein Anlaß mehr, ökonomisch ist bei den Abgehängten unterhalb der Schwellenländer kaum noch etwas zu holen, und die anderen sind inzwischen zur Konkurrenz geworden, der nichts zu schenken ist. Also kann man moralisch werden.

Es ist wie mit den Menschenrechten und Pinochet: Solange man Kumpane brauchte, konnte man manches durchgehen lassen. Seit diese aber nur noch lästige Dienstboten von einst sind, ist es nützlicher, Kants Kategorischen Imperativ demonstrativ (und nur scheinbar) in Kraft zu setzen. Geschieht dies weltweit, erweist sich, daß solche Moralität den reichen Gesellschaften im Umgang mit den Armen dienlich ist, und so soll es sein. Menschenrechte und Antikorruptionismus sind die Markenzeichen und Machtmittel der internationalen – sollen wir sagen: imperialistischen? – Centers of Excellence.

Wettbewerb und Geselligkeit

Korruption ist immer dann ein beliebtes Thema, wenn sich gleichzeitig ein Konsens herausbildet (oder hergestellt werden soll), wonach der Staat nicht als investierendes, nachfragendes und transferierendes Wirtschaftssubjekt auftreten soll. Der Zeigefinger weist regelmäßig über die aktiven Schieber, Geber und Nehmer hinweg auf ganz andere Figuren, die schon deshalb nicht dazu gehören, weil sie kein Geld haben, um zu bestechen, und keine Position, um sich bestechen zu lassen: zum Beispiel Sozialhilfeempfänger.

Die Klage gegen Staat und Korruption wird im Namen des Marktes erhoben. Adam Smith hat vor über zweihundert Jahren erklärt, wie er funktioniert: Individuen bieten an und fragen nach, und aus dem Ausgleich von beidem ergibt sich das Gemeinwohl. Zugleich beschwerte er sich schon darüber, daß dies in der Realität nicht klappt, weil Interessentengruppen die Öffentlichen Hände für sich selbst tätig werden lassen. Er nannte dabei ausdrücklich und ausschließlich – denn er war ein guter politischer Ökonom – die Unternehmer, die man von den Staatsgeschäften fernhalten müsse. Smith' Epigonen im zwanzigsten Jahrhundert sehen statt dessen fast nur noch Zusammenrottungen von Gewerkschaftern und Bauern.

In Wirklichkeit wird derlei aber wahrscheinlich gar nicht durch kriminelle Energie und bösen Willen erzeugt, sondern vom Markt selbst. Die Konkurrenz dort schafft Gewinner und Verlierer, und sind erstere zu gut, errichten sie Monopole, die sich sofort auch der Staatsmaschine bedienen wollen. Von deren Konstruktion hängt es ab, ob auch den Verlierern eine Position eingeräumt wird (und sei es, um deren Stimmen zu sichern).

Marktbehauptung ist häufig effizienter, wenn sie nicht von einzelnen versucht wird, sondern von Kollektiven. So entstehen Preisabsprachen und Kartelle. Soll gegen sie der Wettbewerb verteidigt werden, ist schon wieder die Einrichtung einer entsprechenden Gesetzgebung und einer staatlichen Kontrollbehörde nötig. Auf diesen Vorgang nehmen diejenigen, denen

das Handwerk gelegt werden soll, ebenfalls Einfluß. So geschah es bei der Entstehung des Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkung 1957.

Der Markt scheint ein umgekehrter Mephisto zu sein: Er deklariert das (im Sinne des Wettbewerbs) Gute, und herauskommt: das böse Kollektive.

Vielleicht ist einfach schon die allererste Voraussetzung falsch: die von Margret Thatcher verkündete These, es gebe in Wirklichkeit nur Individuen auf der Welt. Es zeigt sich nämlich: Läßt man diese machen, wie sie wollen, klumpen sie sich zusammen. Korruption entsteht dadurch, daß man sie daran hindert: Denn erst dann gibt es die Normen und Institutionen (zum Beispiel Markt und Gesetze), die sie zu unterlaufen versuchen.

Fassen wir zusammen: Korruption, immer wieder als eine Durchbrechung des Wettbewerbs verkannt, wird durch diesen erst erzeugt. Die Regeln, welche den unbehelligten Markt garantieren sollen, schaffen freie Bahn für einen Vollzug, der sie ständig umgeht. Dies kommt daher, daß der Mensch zwar ein gesellschaftliches Wesen ist, aber kein marktwirtschaftliches.

Das wäre fast schon wieder tröstlich, hätte das, was daraus folgt, nämlich die gesetzwidrige individuelle Bereicherung, nicht auch schon wieder die typisch kapitalistische Klassenstruktur: Unten kommt weniger dabei heraus als oben. Beim politischen Personal ganz, ganz oben (in der Region Kohl-Schröder) braucht man so etwas nicht, und ganz, ganz unten kann man es nicht.

Ich danke Jens Weiß für Belehrung.

Georg Fülberth schrieb in KONKRET 12/99 über PDS und PUS

Konkret 01/00, S. 21

Oliver Tolmein

Ware Welt

Die Welthandelsorganisation kämpft für den »freien Markt« – wie die Industrieländer ihn verstehen

Es war beinahe symbolträchtig, wie sich, als das Jahr 1999 schon ziemlich ausgebrannt schien, die Delegationen aus über 150 Staaten ausgerechnet im hohen Norden der USA versammelten – dort, wo Kurt Cobain sich einst mit Nirvana auf den Weg gemacht hatte, die Popwelt zu erobern, und wo er nach seinem mythenumwobenen Selbstmord begraben liegt. In Seattle wollten vor allem die außenhandelsorientierten Industriestaaten im Rahmen der Ministerratstreffen die auf drei Jahre angelegte Milleniums-Runde für die WTO einläuten, auf daß der Welthandel künftig noch freier werde. Tatsächlich, und das erinnert an ein älteres Märchen als das vom depressiven Popstar, hatten sich die Vertragspartner im Vorfeld aber nicht einmal auf eine Tagesordnung für die Seattle-Verhandlungen einigen können. Die Welthandelsorganisation, die 1994 im Zuge der Uruguay-Runde der Gatt-Verhandlungen zu Macht und Ansehen gekommen ist, befindet sich bereits in der Krise.

Im Märchen von des Kaisers neuen Kleidern siegt die Aufklärung: Als ausgesprochen ist, was jeder sieht, aber niemand wahrhaben mag, ist es um die Majestät geschehen. Nackt ist ihre Autorität perdu. Im Kapitalismus am Ende des 20. Jahrhunderts verhilft die Wahrheit, auch wenn sie offensichtlich ist, den Menschen noch lange nicht zu einem Happy-End. Zwar konnten die Gegner/innen der WTO einige Mobilisierungserfolge mit ihrer »Battle in Seattle«- Kampagne gegen den weltweiten Freihandel erzielen. Trotz der von lokalen Sponsoren in Seattle – vor allem Microsoft und Boeing – aufgebrachten erheblichen Dollarbeträge für eine industriefreundliche PR-Arbeit, konzentrierte sich das Interesse der Medien auf die von massiven Polizeieinsätzen beeinträchtigten Aktionen der zahlreichen Nichtregierungsorganisationen und ihrer Aktiven auf der Straße. Die Opposition gegen die WTO-Politik der letzten Jahre ist aber auch unübersehbar heterogen: Linke Globalisierungsgegner treffen sich hier mit neurechten Protektionisten; während Umweltschützer/innen und Gewerkschafter/innen aus dem Norden zu verhindern suchen, daß nationale Schutzstandards der Internationalisierung zum Opfer fallen, befürchten Anti-WTO-Gruppen aus dem Süden, daß diese Schutzstandards vor allem Exporte in die Industrienationen verhindern und damit die Verelendung der unterentwickelten Länder festschreiben; während manche die WTO und den Freihandel am liebsten als gefährliche Instrumente des Großkapitals ganz abschaffen möchten, streben andere eine Reform der neugeschaffenen Instrumentarien an.

Aber nicht nur die Uneinigkeit ihrer Gegner, deren Dissens über die Frage, ob der nackte Kaiser nun völlig unansehnlich ist oder vielleicht attraktiv genug, um, neu eingekleidet, doch wieder als Majestät reüssieren zu können, verhindert, daß die Krise der WTO ihr baldiges Verschwinden in die Bedeutungslosigkeit ankündigt. Die Mechanismen der WTO und ihre Funktionsweise sind keineswegs so eindeutig und bloß böse, wie die Reden und Schriften vieler Globalisierungsgegner glauben machen wollen. Anders wäre die bisherige Erfolgsgeschichte der mehr als 130 Vertragsstaaten umfassenden Organisation auch schwer zu verstehen. Im Vorfeld des Treffens von Seattle signalisierte das Interesse der Volksrepublik China an einem WTO-Beitritt, daß die Schwellen- und Entwicklungsländer in den Freihandel durchaus Hoffnungen setzen, die einnehmenden Parolen der Liberalisierungs-Befürworter, es handele sich dabei um eine »win/win«-Vereinbarung, bei der niemand verlieren würde, also nicht für pure Propaganda gehalten werden. Allerdings ist bei den Schwellen- und Entwicklungsländern, die nicht zuletzt wegen ihrer enormen Verschuldung auf Exporte um fast jeden Preis setzen müssen, seit der Gründung der WTO die Erkenntnis gewachsen, daß die westlichen Industrienationen, wenn sie für Liberalisierung und Öffnung der Märkte werben, durchaus nicht gleiche Offenheit für alle meinen: Vor allem die Märkte für landwirtschaftliche Güter, die für die Länder des Südens von besonderer Bedeutung sind, weil Getreide, Früchte und andere landwirtschaftliche Erzeugnisse neben Textilien ihre wichtigsten Exportgüter sind, wurden faktisch kaum geöffnet, weil die Industrienationen ihre Landwirtschaften durch massive Subventionierung konkurrenzfähig halten wollen.

Immerhin: Der WTO liegt die Idee zugrunde, daß der Welthandel durch ein rechtliches Regime geregelt werden soll, das für alle gilt und von allen Vertragsparteien angerufen werden kann, um so die einseitige Durchsetzung der Interessen der im Konfliktfall jeweils Mächtigeren zu verhindern. Damit ist ein Instrumentarium geschaffen, das jedenfalls theoretisch auch den Entwicklungs- und Schwellenländern helfen kann, sich gegen die starken Industrienationen zu behaupten, insbesondere gegen die USA und die EU-Staaten. In der Praxis allerdings laufen die Verfahren kaum gleichberechtigt ab, da sie meist die Interessen von Konzernen oder von starken Wirtschaftsverbänden tangieren, die in westlichen Nationalstaaten ihren Hauptsitz haben und die ihren Regierungen juristische und ökonomische Ressourcen zur Verfügung stellen, Expertisen ausarbeiten oder Feldstudien erarbeiten lassen und damit in der Lage sind, die Konfliktlösungs-Gremien mit einem Fundus von sorgfältig recherchiertem und aufbereitetem Material zu versorgen, während die Entwicklungsländer und ihre zurückgebliebenen einheimischen Industrien nur über geringe Ressourcen verfügen. Damit ist ihnen auch eine Lobbyarbeit in den WTO-Gremien, die die Entscheidungen vorbereiten, kaum möglich. Transparenz und demokratische Entscheidungsstrukturen sind so in der WTO nicht einmal ansatzweise gewährleistet.

Gravierender noch ist, daß die WTO und ihre Gremien die ganze Welt und was sich in ihr regt nur aus einem Blickwinkel betrachten: Erweist es sich als Handelshindernis oder fördert es den Freihandel? Jede Umweltschutzregelung, jeder neue Produktionsstandard ist den Fanatikern des freien Marktes ein Graus. Wenn ein Staat seiner Industrie scharfe Auflagen z. B. zur Reduzierung des Schadstoffausstoßes verordnet und die dadurch steigenden Produktionskosten durch Umweltzölle ausgleichen will, wird damit in den Augen der WTO-Kontrolleure vor allem der freie Warenverkehr eingeschränkt. Wenn eine nationale Regierung, unter dem Druck einer starken Protestbewegung im Land, den Verkauf von gentechnisch veränderten Lebensmitteln verbietet, wird damit ebenfalls eine Barriere für den Welthandel errichtet. Wenn ein Staat keine Güter einführen will, die unter extrem schädigenden Bedingungen, sei es durch Kinderarbeit, Raubbau an ökologischen Ressourcen oder durch gesundheitszerstörende Formen der Produktion, hergestellt worden sind, diskriminiert er damit die Industrie des Exportlandes. Zudem ignoriert die WTO gelassen alle anderen völkerrechtlichen Bindungen, die Staaten eingehen oder eingegangen sind. Wenn die Verpflichtung eines Landes aus einer internationalen Konvention beispielsweise zum Schutz der Meeresschildkröten in Konflikt mit den Geboten des freien Welthandels gerät, gehen die WTO-Gremien selbstverständlich, aber gegen jede internationalrechtliche Gepflogenheit, davon aus, daß die sich aus dem WTO-Vertrag ergebenden Verpflichtungen obsiegen. Und sie sind damit erfolgreich, weil allein die WTO im internationalen Recht über eine effizient arbeitende Schiedsgerichtsbarkeit verfügt, der sich alle ihr angehörenden Staaten im WTO-Vertrag für alle mit dem Handel in Zusammenhang stehenden Fälle dauerhaft und zwingend unterworfen haben. Das von der WTO entwickelte internationale (Frei-)Handelsrecht soll damit, so die Vorstellung seiner Verfechter, die Basis für das gesamte internationale Recht bilden und alle anderen Verträge und Abkommen aushebeln oder als pure Symbolik erscheinen lassen.

Besonders krass gerät die WTO in Konflikt mit bestehenden rechtlichen Vereinbarungen im Bereich des Trips-Abkommens (Trade Related Intellectual Property Rights). Trips verlangt von allen Unterzeichner-Staaten, daß sie geistiges Eigentum in Form von Patenten und Markenrechten schützen. Der Mindeststandard, den das Abkommen festlegt, liegt selbst über den in vielen Industrienationen üblichen Standards. Problematisch ist das vor allem, weil nahezu alle Produkte und Produktionsverfahren unter diesen weitreichenden Patentschutz fallen sollen, auch Medikamente, veränderte Mikroorganismen und mikrobiologische Prozesse (nicht aber Pflanzen und Tiere). Damit sind Konflikte mit dem Biodiversivitäts-Abkommen vorgezeichnet, das den Schutz der Artenvielfalt, aber auch des Wissens über den Umgang mit und die Einsatzmöglichkeiten von natürlichen Ressourcen auf lokaler Ebene sicherstellen soll. Aber auch jenseits eines Konfliktes mit diesem und anderen Abkommen erweist sich Trips als ein Instrument, bei dem die »Freihandel über alles«-Problematik besonders deutlich wird, da es gerade die Entwicklungs- und Schwellenländern massiv benachteiligt. Über seine derzeit anstehende Überarbeitung ist deswegen ein erbitterter Streit zwischen den Industriestaaten, vor allem USA, Kanada und Argentinien, und den Entwicklungsländern, vor allem den afrikanischen Staaten, entbrannt.

Kurzfristig sollen die Vertragsstaaten ein detailliertes Patent- und Markenrecht entwickeln, das für viele der Länder nicht nur völlig neu, sondern auch aufwendig und teuer ist. Vor allem handeln die Entwicklungsländer mit der Schaffung eines umfassenden Patentschutzes aber mittel- und langfristig gegen ihre eigenen Interessen. Das gilt vor allem dann, wenn künftig, wie es die westlichen Staaten zunehmend fordern, die Patentrechte auch auf Tiere und Pflanzen ausgedehnt werden sollen. Denn die dann von den Staaten des Südens selbst geschützten und gesicherten Patente, die zu über neunzig Prozent von den Unternehmen des finanzstarken Nordens gehalten werden, sichern nicht nur den großen transnationalen Konzernen erhebliche Profite, sie beschleunigen und verstärken eine Entwicklung, die den Industrienationen die Verfügung über eine der letzten Ressourcen sichert, die derzeit noch den Entwicklungsländern zur weitgehend freien Verfügung steht: der Natur. Außerdem führt die Belastung von Produkten und Produktionsverfahren mit Patenten regelmäßig zu einem erheblichen Anstieg der Preise, also dazu, daß sich die armen Länder viele Waren immer weniger werden leisten können.

Bei Pharmazeutika zeichnet sich diese Entwicklung bereits heute ab – mit möglicherweise dramatischen Folgen, wie sich am Beispiel der Auseinandersetzungen zwischen den USA und Südafrika um eine Zwangslizensierung von Arzneimitteln zeigen läßt. 1997 verabschiedete die südafrikanische Regierung ein Gesetz, das es möglich machte, teure, patentgeschützte Medikamente westlicher Firmen als Generika in Südafrika selbst herzustellen und billig zu verkaufen. Dabei hatte die südafrikanische Regierung vor allem teure Aids-Arzneimittel im Blick: Drei Millionen Menschen sind nach Schätzungen der Uno derzeit in Südafrika mit HIV infiziert, täglich kommen etwa 1.500 Infektionen dazu. 16 Prozent der schwangeren Frauen tragen den Virus in sich. Die durchschnittlichen monatlichen Kosten für eine moderne Aids-Medikation liegen bei knapp 2.000 DM. Das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Arbeiters in Südafrika erreicht dagegen kaum 5.500 DM. Südafrika hat nicht genug Geld, eine Therapie mit den teuren westlichen Therapeutika zu finanzieren – deswegen sollten über die Zwangslizensierungen, die auch nach dem Trips-Abkommen im Fall eines »nationalen Notstandes« erlaubt sind, die Behandlungskosten um etwa 90 Prozent gesenkt werden. Die USA, von den Pharmafirmen alarmiert, drohten Südafrika daraufhin, es wegen unfairer Handelspraktiken auf die Schwarze Liste zu setzen – ein Vorhaben, das nach zweijährigen Verhandlungen nur deswegen unterblieb, weil sich in den USA selbst die Aids-Selbsthilfegrupen, Schwulengruppen und die Aktionskünstler-Initiaive Act-Up für Südafrika stark gemacht hatten und die Pharmakonzerne überdies aufgrund umstrittener Forschungsprojekte an Aids-infizierten Frauen in Drittweltstaaten eine schlechte Presse hatten. Mitte

September lenkten die USA ein, nachdem Südafrika zugesichert hatte, sich strikt an das Trips-Abkommen zu halten. Aids aber ist nicht die einzige in den südlichen Ländern verbreitete schwere Erkrankung, die aufgrund der hohen Preise patentgeschützter Medikamente nur unzureichend bekämpft werden kann. Tuberkulosekranke beispielsweise haben jedoch keine so starken Unterstützergruppen wie die Aids-Patienten. Der Erfolg Südafrikas in dieser Konfrontation mit den USA macht somit auf das Problem aufmerksam, kann es aber nicht lösen.

Mittlerweile hat die Weltgesundheitsorganisation WHO den Auftrag bekommen, die Folgen internationaler Handelsabkommen für die Gesundheitsversorgung in den Entwicklungsländern und Schwellenstaaten zu beobachten. Dabei soll vor allem sichergestellt werden, daß Abkommen wie Trips ein internationales Abkommen wie die 1986 ratifzierte WHO Revised Drug Strategy nicht ins Leere laufen lassen: Die Revised Drug Strategy soll nämlich sicherstellen, daß auch Menschen in den armen Ländern Zugang zu den hochpreisigen, aber wichtigen und qualitativ guten Arzneimitteln erhalten. Denn was taugt, so argumentieren die WHO-Mitglieder, ein Patentrecht, das zwar die Entwicklung neuer Medikamente und Wirkstoffe fördern kann, das aber dazu führt, diese so teuer zu machen, daß die meisten Menschen auf der Welt keinen Zugang mehr zu ihnen haben?

Angesichts des unnachgiebigen Beharrens auf einer Beibehaltung der bereits verabschiedeten Trips-Regelung und der Ausweitung des Patentschutzes auf Tiere und Pflanzen, die den Verarmungsprozeß in den Drittweltländern wohl vorantreiben würde, erscheint das Bemühen der USA, aber auch der nur graduell vorsichtiger agierenden EU, wenig überzeugend, Arbeitsschutz- und Sozialstandards in den WTO-Katalog aufzunehmen und damit den losgelassenen Welt- als humanitär fundierten Freihandel attraktiver erscheinen zu lassen. Da das Schicksal der Menschen im Süden dem Norden, wie sich in den Kontroversen um Trips und dessen Auswirkungen zeigt, tendenziell egal ist, wirkt das Eintreten für höhere Sozialstandards eher wie eine intelligentere Form von Protektionismus. Und entsprechend wenig kooperativ reagieren die Drittweltstaaten. Ihr Selbstbewußtsein ist in den letzten Jahren gewachsen, ihre Bereitschaft, mit den Industrienationen des Nordens Konflikte einzugehen, auch – zum Besseren wenden wird sich allerdings wenig, denn auch die Entwicklungs- und Schwellenländer handeln überwiegend im Rahmen kapitalistischer Logik und nicht, um die Welt zu verbessern.

Oliver Tolmein produziert eine zehnteilige Interviewserie über »Welt, Macht, Rechte« die vom 12.12.1999 bis 13.2.2000 jeden Sonntag um 9.30 Uhr im DLF zu hören sein wird

Konkret 01/00, S. 24

Manfred Sohn

Operation Orange

Mannesmann contra Vodafone: Das deutsche Kapital als verfolgende Unschuld

Die Töne waren schrill: Chris Gent, Chef von Vodafone, wurde in »Bild« zum Ausdruck der Gier schlechthin, die »Welt« kramte Bert Brecht hervor und zeichnete Vodafone als einen zähnefletschenden Telefonhai, der dabei war, den kleineren Fisch Mannesmann zu verschlingen. Selbst das »Handelsblatt« rutschte zumindest in den ersten Tagen nach der Ankündigung der feindlichen Übernahme von der scheinseriösen Wirtschaftssprache in traditionelles Militärdeutsch, in dem es von »Übernahmeschlachten«, »Kriegserklärungen«, »Gegenoffensiven« und »Verteidigungsstrategien« nur so wimmelte. Als dann auch noch IG Metaller mit »No Gent«-Plakaten auf die Straße gingen und unser aller Kanzler bei feindlichen Übernahmen die deutsche Unternehmenskultur in Gefahr sah, war das Land geeinigt wie schon lange nicht mehr – der englische Erzfeind hatte es gerichtet.

Die nationalistische Hysterie hat mit der Wirklichkeit nichts zu tun. Mannesmann ist, entgegen der Legende, Jäger und nicht Gejagter. Schon im Frühjahr 1999 hat sich der Branchenprimus des deutschen Mobilfunks – D2 liegt knapp vor dem Telekom-Ableger D1 – in die boomende italienische Handy-Gesellschaft Omnitel und das Festnetzunternehmen Infostrada eingekauft (15 Milliarden Mark) und den inländischen Konkurrenten Otelo übernommen (2,25 Milliarden Mark). Im Oktober kam dann der Paukenschlag, die Kaperung des drittgrößten britischen Mobilfunkbetreibers und größten europäischen Mobilfunknetzbetreibers Orange für 60 Milliarden Mark. Der Kaufpreis wurde zu zwei Dritteln mit Mannesmann-Aktien bezahlt – ein durchaus übliches Verfahren, das die deutsche Öffentlichkeit umgekehrt aber an der Offerte von Vodafone bekrittelt.

Daß die Orange-Übernahme von Vodafone als Kampfansage verstanden werden mußte, räumt mittlerweile selbst Mannesmann-Chef Klaus Esser ein. »Auf den Charts, die sie (die Vodafone-Manager, M. S.) den Analysten präsentieren, zeigen sie immer ihre expansiven Pläne zur Erlangung der Marktführerschaft in Europa. Spätestens nach unserem Kauf von Orange ... sind diese Pläne reine Makulatur. Deshalb ist die Überlegung von Gent, wir greifen uns Mannesmann, aus seiner Sicht logisch. Er und seine Aktionäre wissen: Wenn sie uns nur noch ein paar Monate weitermachen lassen, gibt es keine Chance mehr, uns den Vorsprung in Europa wieder wegzunehmen.« Selbst der »Spiegel«-Interviewer kam da an einer Erkenntnis nicht mehr vorbei: »Damit geben Sie zu, daß Sie der Aggressor waren. Herr Gent mußte den Kauf von Orange auf seinem Heimatmarkt als Provokation verstehen – und schlägt nun zurück.«

Politik im Imperialismus ist im Kern wie Fußball: Um zu gewinnen, mußt du vorne Tore schießen und hinten alles dichtmachen. Exakt nach dieser Devise handelt die »Deutschland AG«. Während alles von freiem Handel redet, hält Deutschland zumindest seine industriellen Kronjuwelen fest verbunkert. Tim Jenkinson und Alexander Ljungqvist von der Oxford University: »Der deutsche Markt ist in den letzten Jahren erstaunlich feindselig gewesen.« Das fällt also international langsam auf – und deshalb ergeht von Schulte-Noelle (Allianz) bis hin zu Schrempp (DaimlerChrysler) der Ruf an die deutsche Politik, die Abwehr des britischen Gegenangriffs möglichst ohne nationales Tremolo und ausschließlich mit Hinweis auf die renditeorientierte Überlegenheit von Mannesmann zu organisieren. Mannesmann-Boß Esser: »Wir müssen darauf achten, daß absolut null Prozent nationales Sentiment in die Diskussion hineinkommt.« Diese Linie wurde auch in der millionenschweren Anzeigenkampagne von Mannesmann konsequent durchgehalten. Denn die besagten Herren wollen auch weiter vorne in der Offensive bleiben – und da sind protektionistische Fouls in der Defensive eher hinderlich. »Wenn in Deutschland Hürden für Übernahmen aufgestellt würden, könnten Schrempp und Schulte-Noelle anderswo in der Welt Probleme mit ihrer Glaubwürdigkeit bekommen« (»Handelsblatt«).

Daß nicht nur der Mannesmann-Vorstand, sondern Ende November auch der Aufsichtsrat die Offerte von Vodafone geschlossen abgelehnt haben, verblüfft dennoch. Denn die Aktien von Mannesmann werden überwiegend im Ausland gehalten – schätzungsweise 13 Prozent übrigens in der Pensionskasse des amerikanischen Gewerkschaftsverbandes AFL-CIO, der so eine ganz unerwartete Einflußnahme auf den Zuschnitt des deutschen Kapitals nehmen kann. Aber die Spitze dieses scheinbar multinationalen Unternehmens ist rein deutsch. Das liegt auf Linie: Nur sieben Prozent der Aufsichtsräte in deutschen Firmen sind Ausländer. Die internationale Vielfalt, die über Stellenanzeigen scheinbar zunehmend in das Management großer Firmen einzieht, beschränkt sich auf die mittlere Ebene. Das Schlüsselwort heißt »Mehrheitsfähigkeit«. Der »Spiegel« resümiert: »Die deutsche Wirtschaft ist feindliche Übernahmen nicht gewohnt ... Bislang sorgten die Banken mit ihren verflochtenen Beteiligungen und Aufsichtsratsmandaten dafür, daß feindliche Übernahmen tabu blieben.«

1998 war auch für viele linke Analytiker eine Zäsur: Mit DaimlerChrys-ler schien sich das Flaggschiff der deutschen Industrie in einen supranationalen, transatlantischen Konzern aufgelöst zu haben. Deutschland schien von links bis rechts geeint hinter dem schönen Satz des »Handelsblattes«: »Die nationale Flagge wird eingeholt.« Das »Handelsblatt« wenig-

stens ist so ehrlich, mit ähnlich großer Schlagzeile eineinhalb Jahre später Selbstkritik zu üben: »Daimler-Chrysler: das Ende einer Illusion.« Die harten Fakten haben das Trugbild dementiert: Erst zogen sich die amerikanischen Aktionäre aus DaimlerChrysler zurück, so daß die zunächst knap-pe deutsche Aktienmehrheit zu einer absoluten wurde, und auf dieser Grundlage bekamen die Deutschen dann die Kontrolle über die Chefetagen. Von den heute vierzehn Herren im Vorstand des Konzerns haben gerade noch fünf einen amerikanischen Paß.

Unbestreitbar ist: Dies sind Zeiten galoppierender Fusionen und Aufkäufe. Seit 1992 hat sich das Kapitalvolumen der Firmen-Zusammenschlüsse weltweit fast versechsfacht – allein im dritten Quartal 1999 hatten sie einen Wert von 780 Milliarden Dollar, 46 Prozent mehr als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Der Anteil von Fusionen am Wert aller grenzüberschreitenden Direktinvestitionen nahm von 49 Prozent im Jahr 1996 auf 58 Prozent im Jahr 1997 zu. Soll heißen: Man baut im Ausland keine Filialen mehr auf der grünen Wiese, sondern kauft lieber bereits bestehende Firmen auf. Hat der Kapitalexport herkömmlicher Machart wenigstens ab und zu Arbeitsplätze im Ausland geschaffen, bedeuten Fusionen und Übernahmen in der Regel Arbeitsplatzabbau – wegen dieser »Synergieeffekte« werden sie ja gemacht.

90 Prozent der weltweiten Mehrheitsübernahmen werden dabei zwischen den entwickelten Ländern abgewickelt; der Löwenanteil entfällt auf die USA, Großbritannien, Frankreich und Deutschland. Den größten Teil dieser Fusionen machen die beiden am stärksten beteiligten Kontinentalblöcke Nafta und EU unter sich ab. Aus der Sicht amerikanischer Marxisten ist diese wechselseitige Verklammerung auch zu einem guten Teil für das Engagement der USA auf dem Balkan verantwortlich, den Deutschland nach 1990 so gerne als eigenen Hinterhof okkupiert hätte. »Die Bedeutung Europas erklärt sich zum Teil aus seiner dominanten Position für die Auslandsinvestitionen der USA: Davon gehen 50 Prozent nach Europa, 20 Prozent nach Lateinamerika, 15 Prozent nach Asien, Afrika und Australien, 10 Prozent nach Kanada und 5 Prozent woandershin«, schreibt Vic Perlo in der Mai-Ausgabe von »Political Affairs«. Beide Blöcke liegen damit Kopf an Kopf: »Am Ende des Jahres 1997 betrugen die US-Direktinvestitionen in Europa 421 Milliarden Dollar und waren ungefähr gleich hoch wie die europäischen Direktinvestitionen in den Vereinigten Staaten mit 425 Milliarden Dollar.« An einem entscheidenden Punkt hat die bisherige Weltmacht Nr. 1 allerdings auch weiterhin die Nase vorne. Perlo: »Aber die Profite, die US-Gesellschaften aus ihren Investitionen in Europa zogen, betrugen 1997 rund 48 Milliarden Dollar, das liegt über 50 Prozent über dem entsprechenden Rückfluß (der europäischen Konzerne) von 31 Milliarden Dollar. Dank der militärischen Präsenz in den europäischen Ländern sind die transnationalen Konzerne der USA in einer stärkeren Position, um mit den europäischen Regierungen Regularien auszuhandeln.«

Das Problem ist deutscherseits erkannt, und wie die Fälle Deutsche Bank/Bankers Trust und DaimlerChrysler zeigen, folgt die Firmenpolitik dem Werbeslogan: »Wir arbeiten dran.« Die transatlantischen Rivalitäten erklären auch die allergische Reaktion des deutschen Kapitals gegenüber dem Übernahmeversuch der britischen Vodafone – als eine der größten deutschen Versicherungen, die Colonia, durch die französische Axa-Gruppe geschluckt worden war, nahm man’s leichter. Der Unterschied besteht eben vor allem darin, daß Großbritannien nicht nur militärisch und währungspolitisch, sondern auch ökonomisch aus der Sicht des deutschen Kapitals eher zur anderen Seite des großen Teichs gehört.

Manfred Sohn resümierte in KONKRET 9/99 ein Jahr rot-grüner Sozialpolitik

Konkret 01/00, S. 26

Wolfgang Pohrt

Pohrt antwortet

Über Menschen, die man außer mit dem Messer nicht verletzen kann

Am 9. November meldete Meißen einen Lehrerinnen-Mord. Während des Unterrichts hatte eine maskierte Person 22mal mit dem Küchenmesser zugestochen. Es war ein Schüler im Alter von 15 Jahren. »Fast noch ein Kind«, meinte »Bild«. Werden die Täter immer jünger?

Jung sein ist eine Herzensfrage, sagen unsere Alten. Von denen behauptet übrigens niemand, daß sie immer säuischer und bestialischer würden, wenn wieder mal ein Kinderpornoring aufgeflogen ist.

»Ich habe sie einfach gehaßt«, soll der Junge bei seiner Festnahme gesagt haben. Das erklärt nach allgemeiner Überzeugung nichts.

Deshalb passieren solche schlimmen Dinge. Sind Leute, für die ein Mord ein Raubmord oder Sexualmord sein muß, damit sie ihn begreifen können, nicht unaussprechlich fies? Muß man sie dafür nicht hassen? Ich wüßte kein besseres Motiv für einen Mord.

Aber umgebracht haben Sie deshalb noch keinen.

Nicht meine einzige Unterlassung. Auf dem Nangaparbat war ich auch noch nie. Im Leben eines jeden Menschen gibt es viele Dinge, die er nicht geschafft hat.

Eine Woche vor diesem Mord ging es in Bad Reichenhall rund. Vom Fenster eines Wohnhauses aus wurde das Feuer auf Passanten eröffnet: sieben Verletzte, drei starben. Der Täter erschoß ferner seine bei ihm weilende Schwester und zuletzt sich selbst. Ein Lehrling war es diesmal, gerade 16 Jahre alt. Wie erklären wir uns das?

Ist das so schwer? Man lehrt uns, alle Menschen ohne Ansehung der Person zu achten. Die Menschen sind wesensgleich, heißt das, und das Wesen ist gut. Wir haben hier einen analytischen Befund und ein Werturteil. Der Junge nun hat zwar den analytischen Befund akzeptiert, aber das Werturteil verworfen. Die Menschen sind gleich heißt dann »gleichermaßen tötenswert«.

Bemerkenswerterweise hielt er dies Urteil durch bis zur letzten Konsequenz und tötete am Ende sich selber. Solcher Rigorismus hat einmal die Person als Subjekt ausgemacht und früher die Figuren in Geschichten und Filmen, an die man sich länger als eine halbe Minute erinnert. Heute sind Überzeugungen verhandelbar und situationsbedingt. Kein Oppositioneller, der nicht Dialogbereitschaft erkennen lassen würde. Er erwartet dann ein Angebot und versucht, für seine Leistung, nämlich das Umdenken oder den Paradigmenwechsel, einen möglichst guten Preis zu kriegen.

Aber woher kommt solcher Menschenhaß? In Meißen wie in Bad Reichenhall wurden im Nachlaß der Jugendlichen angeblich brutale Computerspiele und Gewaltvideos gefunden.

Irgendwo muß das Zeug ja liegen. Aufessen kann man die Datenträger nicht, und sie werden in Mengen verkauft. Für Kinder ist das Abspielen die Medizin, die sie brauchen, damit die brutale wirkliche Welt für sie erträglich wird. In den beiden Fällen, über die wir sprechen, war die Medizin zu schwach. Die Realität war stärker.

Was meinen Sie damit?

Man braucht ein Gewaltvideo wie »Das Kettensägenmassaker« nicht zu kennen, um es gelegentlich in den Recorder schieben zu wollen. Der Name sagt alles, er ist Erleuchtung, Erlösung und Verheißung. Nicht immer, aber manchmal. Zum Beispiel dann, wenn, wie beim letzten OSZE-Gipfel in Istanbul neulich, Jelzin und Schröder Arm in Arm zu sehen sind.

Um Triebabfuhr geht es dabei sicher auch. Viel wichtiger, vielleicht sogar lebenswichtig aber ist es, einen Verlust aufzufangen, den Verlust des Glaubens an die Menschheit und die Welt. Er ist die Voraussetzung dafür, irgend etwas lieben, mögen oder schätzen zu können, und das wiederum ist die Bedingung allen Glücks. Glück schließlich ist das einzige Mittel, welches die bösen Impulse besänftigt, die zweifellos jeder Mensch auch besitzt.

Zum Glauben an die Menschheit und die Welt gehört zwingend die Idee der Gerechtigkeit und damit die der gerechten Strafe. Die Idee, weil es die gerechte Strafe real noch nie gegeben hat. Sie existiert nur in der Gestalt einer Hoffnung oder Erwartung, egal ob des Jüngsten Tages, eines bewaffneten Aufstands oder eines Revolutionstribunals.

Diese Hoffnung und Erwartung aber ist tot. Das moralische Empfinden rebelliert, und der Verstand sagt: Es kann nicht sein, was ich sehe. Die Bilder beweisen: Es ist aber so. Es ist nicht nur so, sondern es zeigt sich so, wie es ist, in der schamlosesten Weise und in aller Öffentlichkeit. Und es zeigt sich so, weil es sich seines Sieges und seiner Fortdauer bis in alle Ewigkeit sicher ist.

Das ist dann der Punkt, wo die Gewaltphantasien einsetzen müssen. Sie versprechen eine Welt, wo wirklich einmal die Letzten die Ersten wären und uns die Ausbeuter nicht später als bewunderte Wohltäter begegnen. So können die Gewaltphantasien den Glauben an die Menschheit retten und vor der fürchterlichsten Verzweiflung schützen. Bei den Jungen von Meißen und Bad Reichenhall konnten sie es nicht.

Wir bezweifeln stark, daß die beiden Jungs sich für OSZE-Gipfel und dergleichen interessierten.

Sicher nicht. Das Beispiel war nur ein didaktisches Brückchen, eigens errichtet zu dem Zweck, KONKRET-Leser mit ihren verborgenen Empfindungen vertraut zu machen. Daß ein Fischer oder Scharping auf der Mattscheibe die Phantasie des Betrachters auf Abwege führt und in seinem Herzen dann böse Wünsche keimen – das räumen KONKRET-Leser vielleicht eher ein, weil sie in diesem Fall ihre Regungen politisch rationalisieren können.

Es sind aber nicht die politischen Taten der Personen, die uns ein süchtiges Verlangen nach Kettensägen, Kreissägen und ähnlichem Werkzeug empfinden lassen, wenn wir ihrer ansichtig werden müssen. Vielmehr sind es ihre Gesichter. Und es sind nicht nur *ihre* Gesichter. Es sind die Gesichter aller, die das Fernsehen zeigt.

Es zeigt sie uns in Großaufnahme, und dabei blicken wir obendrein gleichsam durchs Schlüsselloch. Wir können hinschauen, ohne den Blick senken zu müssen. Im wirklichen Leben wäre die Art, wie wir Gesichter auf der Mattscheibe betrachten, ein unerhörter Affront. So schaut man Sachen an, aber keine Menschen. Wir sind also eingeladen, so lange, so genau und so erbarmungslos hinzuschauen, wie wir es im wirklichen Leben nie dürften. Aus Moderatoren und Redakteuren, aus Politikern und Talk-Show-Gästen, aus Sportlern und Starlets beiderlei Geschlechts formt sich dann, nach gründlicher Prüfung und reiflicher Überlegung, das Bild einer Gattung, an deren Erhalt uns wenig liegen kann.

Ist also doch das Fernsehen schuld?

Das Fernsehen ist heute alles, ein Staat und Wirtschaft umfassender Apparat. Zugleich liefert es das Weltbild. Es liefert das zutreffende Bild einer Welt, in welcher jeder jeden und alles verkauft, und zuallererst sich selbst. Ein millionenschwerer Tennis-Star ist sich für Brotaufstrich-Reklame nicht zu schade. Ein Präsident nimmt lieber die Ausstrahlung einer Video-Aufzeichnung über sein erbarmungswürdiges Sexualleben hin, als auf sein Amt zu verzichten.

Alles wird in den Dienst der Selbsterhaltung gestellt, das Selbst am Ende auch. Selbsterhaltung geht dann in Selbstauslöschung über. Das Fernsehen zeigt uns Personen, von denen nichts mehr übrig ist. So muß man es verstehen, daß töten im Jargon heute auch »alle machen« heißt. Das wahre Horror-Video läuft im Hauptprogramm zur besten Sendezeit. Wir sehen eine Welt der lebenden Leichen.

Warum schaltet man nicht ab?

Weil das wirkliche Leben zum Einschalten zwingt. Es ist nicht auszuhalten, darum sitzen die Kinder vor dem Monitor. Man flieht und kommt vom Regen in die Traufe.

Flucht wovor?

Vor der Welt, die für ein Kind in erster Linie die Eltern sind. Und die sind Abziehbilder der Gestalten, die man im TV zu sehen bekommt. Selbsterhaltung als Selbstauslöschung praktizieren alle. Was ist der Mittelstand ohne die Fassade von Gesetzestreue, Sittenstrenge, Rechtschaffenheit? Und wie präsentiert sich der Mittelstand heute? Skrupellos und verlottert, und die einzige Energie, die er kennt, ist die kriminelle. Deshalb fühlt die Nation sich würdig vertreten durch einen Außenminister mit Vergangenheit.

Aber das ist gar nicht der entscheidende Punkt. Der Verbrecher bricht das Gesetz, um sein Selbst zu retten. Statt als kleiner Angestellter tagaus, tagein hinter dem Schalter einer Bank zu verkümmern, überfällt er sie. Er nimmt sich mit der Waffe, was er braucht, um dafür nicht seine Lebenszeit, also sein Leben hergeben zu müssen. Er unterwirft sich keiner Regel, aber seine Lebensführung besitzt einen vernünftigen Sinn. Verbrecher sind sie also nicht, unsere abgehechelten kleinen Selbstverkäufer, trotz aller kriminellen Energie. Sie sind es nicht, weil der Lohn der Schlechtigkeit entfällt. Er wird nicht einmal mehr erwartet. Die Lumpereien dienen nicht der Befreiung von der Arbeit, sondern sie sind selber welche von der härtesten und stressigsten Art. Ihr einziger Zweck ist das endlose Weitermachendürfen. Das brauchen die Entkernten, weil sie an nichts mehr hängen und ohne das Weitermachen ihr Leben wie ein angestochener Luftballon zusammenfällt.

Sie können den Kindern nicht zeigen, wie man lebt, und sie können sie nicht lieben. Sie können es nicht, weil sie nichts mehr lieben können, nicht einmal sich selbst. Was tun allein gelassene, ungeliebte Kinder? Sie schalten den Fernseher ein.

Die jugendlichen Täter als Opfer und Rebellen? Im Nachlaß eines der Jungen wurden Hitler-Bilder entdeckt.

Schröder-Bilder wären schlimm. Vom Nationalsozialismus hört ein 16-Jähriger heute, wenn irgendwo wieder Gedenkveranstaltung oder Feierstunde ist. Die TV-Nachrichten bringen es dann, wie Thierse, Vollmer, Süßmuth, Schily auf Hitler schimpfen. Und der Junge überlegt: Wer solche Gegner hat, kann kein ganz übler Bursche sein. Ich täte es, wenn ich es nicht besser wüßte.

Wird die Jugend zu wenig über die Nazis aufgeklärt?

Wer sollte es tun, ohne daß ein Junge denkt: Lieber die als der?

Die Wehrmachtsausstellung, was immer man gegen sie einwenden kann, hatte es versucht.

Wie schön, daß sie vorbei ist. Mir sind vor allem die vielen von der Presse angekündigten Eröffnungsfeiern in Erinnerung. Mein Eindruck war, daß Veranstalter und Festgäste sich dabei wechselseitig Pomade auf den Hintern rieben. Nichts gegen erfolgreiche, wohlgenährte, glatt rasierte Leute im dunklen Anzug mit Fliege oder Schlips. Sowas gehört zum Opernball, und gegen Opernbälle wüßte ich nichts einzuwenden.

Aber wenn solche Leute sich redenschwingend in Pose werfen, und wenn sie sich dann auch noch wichtigtuerisch neben den Fotos abgelumpter, ausgemergelter, stoppelbärtiger Menschen zeigen, die nach ihrem Tod am Galgen hängend geknipst worden sind, dann empfinde ich das als obszön und pervers. Zumal der Veranstalter ganz andere Maßstäbe anlegt, wo es ums Recht am eigenen Bild geht. Die Verbreitung eines Fotos, das ihn ja keineswegs am Galgen zeigte, sondern nur mit leicht ramponiertem Konterfei, wurde untersagt.

Wir haben bislang nur von den hiesigen Verhältnissen gesprochen, aber die meisten Amok-Kids gibt es in den USA.

Weiß man das? In den frühen 80er Jahren gab es einen mir bekannt gewordenen und von keiner Zeitung erwähnten Fall, und vielleicht war das gar kein Einzelfall. Ein 14jähriger Junge hatte seine Mutter erstochen: Sie von Beruf Kinderpsychologin, der Vater Pädagoge, linkes akademisches Milieu. Klare Sache: Gegen zwei von der Sorte hat ein Junge nur bewaffnet eine Chance. Warum? Menschen ohne Gewissen, ohne Selbst, ohne Scham und ohne Würde kann man außer mit dem Messer nicht verletzen.

Man kann sie weder bloßstellen noch kränken, weil hinter der Fassade oder der Maske nichts ist. Sie brechen nicht zusammen, und es bricht keine Welt für sie zusammen, wenn ihnen bewiesen oder wenn öffentlich bekannt wird, daß sie verächtliche kleine Schurken sind. Paradebeispiel sind die Clintons, die neuerdings wieder zu dritt Hand in Hand für die Kameras posieren. Das ist der Menschentyp, der Kinder – und nicht nur sie – zur Waffe greifen läßt.

Wolfgang Pohrt gab in KONKRET 12/98 Auskunft über Politik im Zeitalter der Zombies

Konkret 01/00, S. 28

Jürgen Elsässer

German Fight Club

Ein postmoderner Faschismus könnte als Bewegung ideologiefreier Amokläufer entstehen. In Deutschland hätte das Modell allerdings wenig Chancen

Im Film »Fight Club« zeigt Regisseur David Fincher halb voyeuristisch, halb erschreckt den postmodernen Faschismus. Es ist eine Massenbewegung ohne Ideologie: ohne Volk, ohne Reich, ohne Führer. Der namenlose Ich-Erzähler, gespielt vom erprobten Psycho-Killer Edward Norton, ist zu Beginn ein seelisches Wrack, das noch die deformiertesten Bedürfnisse dem genuß- und besinnungslosen Vegetieren als Konsummonade geopfert hat: Statt in Pornoheften liest er in Ikea-Katalogen, mit deren Angeboten er sein Leben möbliert. Am Ende eines jeden seiner öden Arbeitstage in einer Versicherungs-Agentur wartet das Nichts: keine Frau, kein Freund, kein Schlaf.

Eines Tages zerschlägt der Tiefgefrorene das Eis um sich. Das ist wörtlich zu verstehen: Er poliert sich die Fresse und lernt zum ersten Mal ein schönes Gefühl kennen: das, wenn der Schmerz nachläßt. Er findet Gleichgesinnte: In einem illegalen Club schlagen sich Männer jeden Alters und Standes in ritualisierten Faustkämpfen, bis roter Rotz über den Beton schliert. Bald begegnen sich überall in der Stadt Typen mit verschwollenen Augen oder Stützkorsetten und blinzeln sich verschworen zu – Hämatome und Wunden sind ihre geheimen Erkennungszeichen. Dem Nobody wachsen Muskeln und Selbstbewußtsein, aus dem Weichei wird ein »Tough Baby«. In seinen gleichnamigen Reflexionen über einen »bestimmten Gestus der Männlichkeit« hat Adorno in *Minima Moralia* schon vor Jahrzehnten diesen Prozeß der Subjektkonstitution in Herren-Clubs – »die Stätte eines auf rücksichtsvoller Rücksichtslosigkeit gegründeten Respekts« – beobachtet. Die als Subjekte losgelassenen Subjektlosen funktionieren durch eine Schubumkehr im Triebhaushalt, die in der Geschichte der Menschheit bis dato unbekannt war, zumindest als Massenphänomen: »Wenn alle Lust frühere Unlust in sich aufhebt, dann ist hier die Unlust, als Stolz sie zu ertragen, unvermittelt, unverwandt, stereotyp zur Lust erhoben ... Die He-Männer wären also ihrer eigenen Verfassung nach, als was sie die Filmhandlung meist präsentiert, Masochisten. Die Lüge steckt in ihrem Sadismus, und als Lügner erst werden sie wahrhaft zu Sadisten, Agenten der Repression.« Im letztlich suizidalen Bedürfnis nach Schmerz wächst ein Kollektiv zusammen, das das »Glück der Einigkeit in der Absenz von Glück« findet. Von dort ist der Weg zum Faschismus kurz: »Am Ende sind die Tough guys die eigentlich Effeminierten (Verweiblichten; J. E.), die der Weichlinge als ihrer Opfer bedürfen, um nicht zuzugestehen, daß sie ihnen gleichen.«

Als Staat und Polizei sich der Ausweitung der Fight Clubs entgegenstellen, kulminiert der Film in einem Terrorfeldzug der mittlerweile zur kontinentalen Geheimarmee formierten Desperados gegen die verhaßte Ordnung: Die Skyline einer Metropole bricht unter den Detonationen von Megabomben zusammen, der tödlich verwundete Held betrachtet das farbenprächtige Schauspiel Hand in Hand mit seiner endlich wiedergefundenen Geliebten. Endsieg für die Feinde der Zivilisation? Während der Regisseur diese Interpretation zurückweist – immerhin versucht sein Held, die Zündung der Bomben noch zu stoppen – , findet sie bei Teilen des Publikums Zustimmung. Hatte Adorno im inszenierten Sadismus der He-Masochisten eine Entfernung von der uralten Glückssuche der Menschen gesehen, will der Kritiker von »Film aktuell« darin das Gegenteil erkennen – eine Annäherung: »Ziel (des Fight Clubs) ist es, durch die Besinnung auf Gewalt dem Ursprung der menschlichen Instinkte näher zu kommen und sich von den zahlreichen Zwängen der Gesellschaft zu befreien.« Und weiter: »Die Anarchisten sind mir zwar eigentlich etwas zu faschistisch gewesen, aber egal, über diesen Film darf man nicht nachdenken, man muß ihn in vollen Zügen genießen!!!«

Kay Diesner – ein German Psycho

Edward Norton findet in Brad Pitt sein Alter Ego, das ihn zum Prügeln, zur Gründung des Fight Clubs und schließlich zur Formierung der rebellischen Milizen inspiriert. Am Schluß des Filmes wird klar, daß er ihn nicht gefunden, sondern erfunden hat: Der angehimmelte Kumpan ist eine Einbildung, Hirngespinst einer Schizophrenie. Wie es zu solchen Geistesstörungen tatsächlich kommen kann, hat der Psychoanalytiker Julian S. Bielicki in seiner Studie *Der rechtsextreme Gewalttäter* (Hamburg 1993) untersucht: »Wenn das Kind sich emotional von der Mutter nicht distanzieren kann oder darf ..., dann wird es in seiner Entwicklung dahingehend gehemmt, daß es die Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich ungenügend erfahren, erleben und erlernen kann. Daraus folgt, daß es unzureichend zwischen seiner Innenwelt und der Außenwelt unterscheiden kann, zwischen seiner Phantasie und der äußeren Realität, zwischen seinen Gefühlen und den Gefühlen anderer Menschen etc. Solche Menschen können dann auch schlecht zwischen eigenen Gedanken und äußeren Stimmen unterscheiden. Wo ein anderer sagen würde, er habe etwas gedacht, meint ein Psychotiker, er habe Stimmen gehört.« Bielicki weiter: »Während der letzten fünfzig bis siebzig Jahre veränderte sich die Problematik der Psychotherapie-Patienten weg von der neurotischen Ödipus-Problematik, wie sie von Freud beschrieben wurde und in der die subjektive Angst vor dem Vater eine kritische Rolle spielt, hin zu Borderline-Störungen, die auf einer ungelösten symbiotischen Beziehung zur Mutter basieren.«

Ein Paradebeispiel für den Entwicklungsgang solcher Muttersöhnchen ist der Ostberliner Nazi-Terrorist Kay Diesner, der zur Zeit wieder vor Gericht steht. Diesner hat im Februar 1997 in Berlin einen PDS-Buchhändler zum Krüppel geschossen und anschließend einen Polizisten ermordet. Der Amokläufer wurde 1972 in Berlin-Friedrichshain geboren, die Eltern trennten sich ein Jahr später, der Junge wuchs bei seiner Mutter auf. »Kay ist ihr Lieblingskind, er übernimmt die Haßgefühle, die Ingrid Diesner gegenüber ihrem Geschiedenen entwickelt, bereitwillig«, schreibt Laura Benedict in ihrer Diesner-Biographie mit dem treffenden Titel *Sehnsucht nach Unfreiheit* (Berlin 1998). Als Diesner in die Pubertät kam, verstärkte sich die heftige Abneigung gegen seinen Erzeuger noch. Er erschien ihm nicht männlich genug, habe »so 'ne komische Art, so kindisch – ›Hier ist dein Papi‹ – vollkommen blöde.« Seine eigene Männlichkeit drückte sich vor allem im martialischen Outfit aus – noch zu DDR-Zeiten lief er mit Bomberjacke und Doc Martens-Stiefeln in der Schule auf, nach der Wende kamen zunächst Gaspistolen, dann eine langläufige Pumpgun hinzu. Die phallische Aufmachung änderte nichts an der Kontaktschwäche zum anderen Geschlecht. Einer seiner ersten intensiveren Kontakte zu einer Frau war ein gewalttätiger Angriff auf ein Mädchen im Bahnhof Berlin-Lichtenberg im Februar 1991. Diesner schlug auf die Wehrlose mit einer Machete ein und verletzte sie mit diesem Ersatz-Penis schwer. Bei der Verhandlung gab er zu seiner Rechtfertigung an, das Mädchen habe »ein Messer gezogen und auf seinen Unterleib gezielt«.

Bis zu seinem Amoklauf im Februar 1997 hatte der 25jährige zwei enge Beziehungen zu Frauen gehabt, beide Liebesverhältnisse brach er nach je neun Monaten ab. »Seine Idealfrau ist seine Mutter, die ihn immer verwöhnt hat und die er vergöttert«, faßt Laura Benedict zusammen. Mit Kathleen, der zweiten dieser beiden Beziehungen, hatte er nie Sex, statt dessen hielt er ihr »ziemlich fanatisch« Vorträge über die germanischen Götter Odin und Thor. Wenn sie mit ihm Schluß machen würde, so gibt Kathleen später eine Bemerkung Diesners wieder, »würde er in ein PDS-Haus rennen, dort Amok laufen und im Fernsehen sagen, daß er es nur ihretwegen getan hat«. Genau das ist dann geschehen – allerdings mit einem bezeichnenden Unterschied zur vorherigen Drohung: In der Öffentlichkeit hat er anschließend nicht Kathleen für seine Taten verantwortlich gemacht, sondern die PDS, die eine »extrem deutschfeindliche« Partei sei. Statt von Liebe zu seiner Mutter spricht er von Liebe zu Deutschland, als Störenfried dieser Liebe gilt ihm die PDS.

Mutter-Land-Söhnchen

Alfred Hitchcock hat in »Psycho« die Horrorstory einer extremen Mutterbindung verfilmt: Der jugendliche Hauptdarsteller, gespielt von einem genial verklemmt wirkenden Anthony Perkins, sticht in seinem Motel reihenweise blonde Frauen ab. Wenn er zur Tat schreitet, zieht er sich das Kleid seiner verstorbenen Mutter an und eine an sie erinnernde Perücke über. Aber das ist keine Verkleidung: Er ist, wie Norton in »Fight Club«, gespalten in zwei Persönlichkeiten, bei ihm sind's die eigene und die vorgestellte seiner Mutter.

Es muß allerdings nicht zum Ausbruch der Psychose kommen, wenn an Stelle der Mutterbindung eine Symbiose mit etwas anderem tritt, das in ähnlicher Weise stabilisierend auf den Ich-Schwachen wirkt. Sigmund Freud spricht in seinem Aufsatz »Massenpsychologie und Ich-Analyse« von der »Schiefheilung« psychischer Störungen durch die Bindung an ideologische Gemeinschaften – das Individuum verhindert also den Ausbruch einer seelischen Krankheit dadurch, daß es sich in größere Kollektive einfühlt und auflöst. Freud nennt als Beispiel dafür explizit nur die Religion und die Armee und läßt die Übertragung auf andere ideologische Gemeinschaften offen. Wilhelm Reich hingegen stellt, Freud implizit folgend, vor allem die Nationfixierung als »Schiefheilung« der frühkindlichen Mutterfixierung vor: »Im Kern der Familienbindung wirkt die Mutterbindung. Die Vorstellung von Heimat und Nation sind in ihrem subjektiv-gefühlsmäßigen Kern Vorstellungen von Mutter und Familie.«

Im Unterschied zum American Psycho artikuliert sich sein deutsches Äquivalent öfter politisch als privat, anders gesagt: es kommt öfter zu einer Verpuppung der persönlichen in der politischen Pathologie. Werner Bohleber hat gezeigt, warum der Übergang von der Mutter- auf die Mutterlandfixierung hierzulande zwingender ist als in anderen Gesellschaften: »Vor allem in der deutschen kollektiven Vorstellungswelt ist der Nationalismus mit der Vorstellung von der Nation als eines lebendigen Organismus verknüpft ... So ist in diesem Denken die wesentliche menschliche Einheit, in der die Natur sich verwirklicht, nicht das Individuum ... oder ein freiwilliger Verband von Individuen, der willentlich aufgelöst, verändert oder verlassen werden kann, sondern die Nation.« Die organizistische Vorstellung von der Nation ist ein Reflex auf den deutschen Sonderweg: Im Unterschied zu Frankreich, wo die Nation sich 1789 ff. als politisches Bündnis unter Führung der Bourgeoisie konstituierte, mußte man in Deutschland, wo dieses Bündnis und damit eine bürgerliche Revolution nie zustande kam, die Nation vor-politisch begründen – als Gemeinschaft gleichen Blutes.

Nazismus ist nicht Narzißmus

Das Hitler-Bild im Kinderzimmer von Bad Reichenhall, der Nazi-Scum bei den Attentätern von Littleton werden zur Erklärung der Mordtaten oft als unbedeutend eingeschätzt. Falls damit die unmittelbare politische Prägung der Killer-Kids gemeint ist, dürfte das richtig sein. Ein psychoanalytischer Hintergrund für die Idolatrie des Faschismus bei vielen Jugendlichen besteht dennoch, wie Bielicki einwendet: »Wenn heute viele Stimmen zu hören sind, daß die Rechtsradikalen

keine ›richtigen Nazis‹ seien, sondern Kinder oder unreife Jugendliche, dann muß dem widersprochen werden: Alle Nazis, früher und heute, sind unreif gebliebene, pathologische, kindliche Persönlichkeiten.« Demnach wäre Hitler für die Kids kein politisches Vorbild, sondern ein charakterliches – ein Terminator, der sich von niemandem etwas bieten ließ und seiner Mutti bis zuletzt die Treue hielt. So würde auch erklärlich, warum der keusche Adolf in der Hitliste der Muttersöhnchen-Poster spielend vom keuschen Arnold überflügelt wird: Als Terminator ist Schwarzenegger weitaus häufiger im Kino präsent, und niemals in der Rolle des Losers.

Mit der Zunahme der Masse der Loser in Wirtschaft und Gesellschaft könnte aber gerade Arnolds Endsieg in »Terminator II« on the long run weniger attraktiv sein als der Untergang von Adolf in »World war II«. Adorno schildert den deutschen Nationalsozialismus als Projekt kollektiver Selbstmörder, die – ganz wie die Jungs von Littleton und Bad Reichenhall – im Mord an »den anderen« nur die schauerliche Kulisse für ihren eigenen Abgang inszenierten: »In den Konzentrationslagern und Gaskammern wird gleichsam der Untergang von Deutschland diskontiert. Keiner ... konnte das Moment tödlicher Traurigkeit, des halbwissend einem Unheilvollen sich Anvertrauens übersehen, das den angedrehten Rausch, die Fackelzüge und Trommeleien begleitete ... Bleibt kein Ausweg, so wird dem Vernichtungsdrang vollends gleichgültig, worin er nie ganz fest unterschied: ob er gegen andere sich richtet oder gegens eigene Subjekt.«

Auch Diesner wollte offensichtlich andere nur deswegen zur Hölle schicken, um selber möglichst schnell dorthin zu kommen. Seine Verbrechen waren so stümperhaft geplant – die Schießerei mit den Polizisten endete nur zufällig nicht für ihn selbst tödlich – , daß das masochistische Strafbedürfnis evident ist. Auch bei der gerade laufenden Revisionsverhandlung bemüht er sich nicht, von der bekannten Blindheit der deutschen Justiz auf dem rechten Auge zu profitieren, um eine Milderung oder Verkürzung seiner lebenslänglichen Haftstrafe zu erreichen; statt dessen nutzt er jede Chance, den Richter zu provozieren und gegen sich aufzubringen. Vermutlich wird das ganze mit aufgeschnittenen Pulsadern enden – ein letzter Liebesdienst für Deutschland.

Der Befund, Nazismus sei Narzißmus, war also schon immer nur die halbe Wahrheit. Die geschichtliche Tendenz ist eine andere: »Der Narzißmus, dem mit dem Zerfall des Ich sein libidinöses Objekt entzogen ist, wird ersetzt durch das masochistische Vergnügen, kein Ich mehr zu sein« (*Minima Moralia*). In dieser Perspektive wären die ausgelöschten Ichs die Elementarteilchen des Faschismus. Allerdings: Eine faschistische Bewegung oder gar ein faschistischer Staat ist das noch lange nicht. Damit am Ende der Weimarer Republik ein Kollektiv zum Morden und Selbstmorden zustande kam, damit die Muttersöhnchen nicht vorfristig und unkoordiniert Amok liefen, bedurfte es der prekären Stabilisierung der Ich-Schwachen durch den Mutter-Ersatz Mutterland. Finchers Film macht nun ein Szenario auf, wie sich ein stabilisierendes Kollektiv auch ohne völkisches, rassistisches Brimborium konstituieren könnte: In seinem multikulturellen Fight Club kommen die Schläger nicht aus Liebe zur Nation zusammen, sondern aus purem Haß auf sich selbst, der im Rudel mehr Spaß macht als alleine zu Hause zwischen Ikea-Möbeln.

Droht die neue Barbarei also nicht aus der Formierung von Nationalismus und Rassismus, sondern von ideologiefreien Serial killers, die »dem Ursprung der menschlichen Instinkte näher kommen und sich von den zahlreichen Zwängen der Gesellschaft befreien« (»Film-Kritik«) wollen, um etwa ihre entschwindende Männlichkeit wiederzugewinnen? Das Beispiel Diesner zeigt, daß die Sache zumindest in Deutschland noch nicht entschieden ist. Einerseits ist Diesner nur ein postmoderner Cowboy, der sich aus Frust über ein davongelaufenes Mädchen in einer für seine Bewegung unproduktiven Gewalttat abreagierte. Andererseits entzündet sich sein Haß aber an seiner »Liebe zu Deutschland«, und Feind sind ihm nicht seine Nachbarn und Volksgenossen (wie beim ordinären Amok), sondern all jene, die diese Liebe stören. Man könnte einwenden, daß die große Masse auch der deutschen Kids anders tickt, daß die Kinder von Calvin Klein und Lara Croft nur noch auf die neuesten Produkte von Hifi und Cyberworld abfahren. Auch hier aber wäre ein Einwand aus *Minima Moralia* zu berücksichtigen: »Die Fülle des wahllos Konsumierten wird unheilvoll. Sie macht es unmöglich, sich zurechtzufinden, und wie man im monströsen Warenhaus nach einem Führer sucht, wartet die zwischen Angeboten eingekeilte Bevölkerung auf den ihren.«

Jürgen Elsässer schrieb in KONKRET 12/99 über die deutschen Dompteure im Ethno-Zoo

Konkret 01/00, S. 31

Karl-Heinz Hansen

Wir helfen Naumann aufs Pferd VII

Schröders Kulturbeauftragter hat geschworen, die 35 nach Hitleroffizieren benannten Kasernen umzutaufen. KONKRET hilft nach. Eine Zwischenbilanz

Vor einem knappen Jahr, am 27. Januar 1999, dem Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz, kam es in einer Talkrunde des WDR zu einem Wortwechsel zwischen dem israelischen Publizisten Tom Segev, dem KONKRET-Herausgeber Hermann L. Gremliza und dem Staatsminister Michael Naumann:

Segev: Sie können stolz sein auf die Prinzipien, die Sie in ihrem Militär haben.

Gremliza: Ja, mit 35 Kasernen, die nach Hitlergenerälen benannt sind.

Naumann: Das ändern wir jetzt, ich schwör's Ihnen. In zwei Jahren finden Sie keine mehr.

Drei Tage später erklärte Regierungssprecher Uwe-Karsten Heye, es gebe »derzeit« kein Pläne für eine Umbennung von Kasernen. Tatsächlich: Es gab sie nicht, und es wird sie um so weniger geben, je häufiger alte Wehrmachtsschlachtfelder von der neuen Bundeswehrmacht mit »humanitären Interventionen« heimgesucht werden.

Michael Naumann entschuldigte sich prompt für seine vorlauten »allgemeinen Äußerungen« und ließ seither nichts mehr über das Thema verlauten, von irgendwelchen Bemühungen in der Sache ganz zu schweigen – obwohl wir doch versucht haben, ihm mit Details aus der Nazi-Vergangenheit von 23 zwielichtigen Kasernen-Patronen aufs Roß zu helfen. Zugegeben: In der Politik ist ein Jahr nur ein Augenblick. Da bleibt schon mal was liegen, auf Wiedervorlage. Dabei hatte die SPD schon einmal 14 Jahre lang viele Gelegenheiten zum Handeln. Und gehandelt hat sie, nämlich so wie alle vorherigen Regierungen ganz im Sinne der alten Kameraden in den Ordens- und Traditionsverbänden und immer nach dem gleichen rituellen Muster: Kritik an Nazi-Namensgebern für Kasernen, Schiffe und Flugzeuggeschwader, die es seit Adenauers deutschem »Wehrbeitrag« zum Kalten Krieg gelegentlich gab, 1959 sogar das erste Mal im Bundestag als zaghafter »Zweifel, ob alle Kasernen-Namen zeitgemäß« seien, wurde ignoriert oder bestenfalls mit Traditionserlassen und Gutachten über »prekäre« Benennungen erfolgreich erstickt.

Als erster sozialdemokratischer Verteidigungsminister seit Gustav Noske glaubte Helmut Schmidt (1969 – 1972), der »systemübergreifende Oberleutnant« (wie ihn der Verfassungsrechtler Helmut Ridder nannte), den nach Nazi-Helden benannten Kasernen noch eine »prekäre« Benennung hinzufügen zu müssen und taufte die Bundeswehr-Kaserne in Visselhövede auf den für Generalissimo Franco und den Führer mit Höchstleistungen tätigen Jagdflieger Werner Mölders.

Verteidigungsminister Georg Leber (1972 – 1978) war so mit seiner Rolle als personifizierte Versöhnung von Arbeiterbewegung und Militarismus beschäftigt, daß die »Traditionalisten« in der Bundeswehrmacht frech wurden und die »demokratische Maske« fallenließen: General Rall machte unter falschem Namen Freundschaftsbesuche bei den Rassisten in Südafrika, die Generäle Krupinski und Franke organisierten Kameradschaftsabende mit Hitlers liebstem Stukaflieger Rudel, und Generalinspekteur Hildebrandt nahm neben Franco an der Parade zum Siegestag der Faschisten in Spanien teil. Da schienen die Nazi-Kasernen-Patrone schon wieder »zeitgemäß«.

Wegen »immer wiederkehrender Kritik an einzelnen Kasernennamen« veröffentlichte Verteidigungsminister Hans Apel (1978 – 1982) ein »Informationspapier zur Traditionspflege durch Namensgebung (Kasernennamen)« mit der fundamentalen Erkenntnis, das »Gesamtbild« enthalte »vereinzelt Ansatzpunkte für Mißverständnis und Verdächtigung« und sei mit dem Traditionsverständnis der Bundeswehr im Laufe der Zeit immer weniger in Übereinstimmung zu bringen«. Dann gab auch er ein Gutachten in Auftrag und ließ seinen Staatssekretär Wilhelm Berkhahn selbst die bescheidensten Anregungen für Umbenennungen strikt zurückweisen. Das hörte sich in der Fragestunde des Bundestages beispielsweise so an:

Abgeordneter: Wann wird die Bundesregierung initiativ werden, um die sieben Hindenburg-Kasernen, die Walter-Flex-Kaserne und die Langemarck-Kaserne umzubenennen ...?

Berkhahn: ... die Bundesregierung beabsichtigt keine Umbenennung der angesprochenen Kasernennamen ... Die Bundeswehr wird sich stets bemühen, Kasernen nach hervorragenden Persönlichkeiten aus dem militärischen Bereich zu benennen, die auf Grund soldatischer Tugenden auch heute noch Vorbild für unsere Soldaten sein können (z. B. Mut, Tapferkeit, vorbildliche Kameradschaft) ... es fällt mir schwer, eine Bewertung vorzunehmen, ob ... Hindenburg und Walter Flex nicht irgendwo in dem Katalog der Grundsätze Berücksichtigung finden ... bei Paul von Hindenburg müssen Sie beispielsweise berücksichtigen den Soldaten Hindenburg, den Präsidenten in seiner ersten Phase und den Präsidenten in einer Phase, von der ich sage ..., daß er in dieser Phase nicht mehr voll Herr seiner geistigen Kräfte war und als Werkzeug von anderen benutzt wurde ... (5. Juni 1974).

Also gibt es bis heute sieben nach der vorbildlichen Persönlichkeit Paul von Hindenburg benannte Kasernen.

Rudolf Scharping (Verteidigungsminister seit Oktober 1998), der sich geschworen hat, »der Moral die politischen Instrumente zu geben und der Politik die Moral«, ist vollauf damit beschäftigt, seinen Sieg im »Kampf wider Militarismus und Marinismus, wider Kolonial- und Weltmachtspolitik, wider Unrecht, Unterdrückung und Ausbeutung in jeder Gestalt« (SPD-Resolution, Dresden 1903) auf dem Balkan zu konsolidieren und als triumphale Krönung der sozialdemokratischen Jahrhundertbilanz zu feiern: Sozialdemokraten bewilligen nicht nur imperialistische Kriege, sondern führen sie auch selbst. Für Petitessen wie die Abschaffung von Nazi-Patronen für Bundeswehrkasernen bleibt da kein Raum, werden Gutachten unter Verschluß gehalten und angemahnte Namensänderungen den Kommunen zugeschoben.

Der Hitlergeneral Heinz Trettner, der die Verwüstungen der Wehrmacht von Guernica über Rotterdam bis Florenz aktiv begleitete, mit Heusinger und Speidel für die Kontinuität der Wehrmachtstraditionen in der Bundeswehr sorgte und konsequenterweise bis zu ihrem Generalinspekteur aufstieg, schreibt in »Der Deutsche Fallschirmjäger« (6/98) zur Verteidigung von Kriegsverbrechen in Griechenland über »das Wesen, die Grausamkeiten und die Repressalien eines Partisanenkrieges«: »Gegen diese Art des Krieges seine Truppe wirkungsvoll zu schützen, ist die Aufgabe eines jeden Kommandeurs ... Das damalige Völkerrecht erlaubte als Gegenmaßnahmen Repressalien, die so hart sein konnten, daß sie abschreckend auf die Partisanen wirken sollten, was auf Kreta teilweise gelang. Daß dabei auch Unschuldige umkommen konnten, wurde in Kauf genommen ...«

Genau mit dieser »Argumentation« und dem mitschwingenden Bedauern, das aufgeweichte heutige Völkerrecht verbiete »leider« harte Repressalien, rechtfertigen aktive Fallschirmjäger die Verbrechen der Wehrmacht und machen Kritiker mit soldatischer Härte nieder. Wer es genauer wissen will, besuche das Forum der Fallschirmjäger im Internet.

Es bleibt viel zu tun. Wenigstens zu sagen, was ist. Gehör finden wird man wohl erst nach neuen rechtsextremistischen »Einzelfällen«. Vielleicht sogar beim sozialdemokratischen »Soldatenvater« Scharping. Wie vor vier Jahren, als selbst der bekennende Militarist Rühe sich gedrängt fühlte, das schlimme Nazi-Vorbild Generaloberst Dietl abzuhängen – gegen den Widerstand der »Nationalzeitung« und des CSU-MdB Rosmanith.

K.-H. Hansen schrieb in KONKRET 12/99 über 16 Nazi-Patrone deutscher Kasernen

Konkret 01/00, S. 32

Horst Pankow

Handbuch des Bomberpiloten

Wer wird zur größten Opfergruppe der Menschheitsgeschichte? Da kommen Sie nie drauf

Als vor knapp zwei Jahren das *Schwarzbuch des Kommunismus* erschien, bestand sein Gebrauchswert vor allem in der Befriedigung zweier Bedürfnisse: eines privaten und eines allgemeinen. Das private Bedürfnis einte die Autoren mit jenem Teil der Leserschaft, der sich selbst einmal linksradikaler Leidenschaft hingegeben hatte und auch nach derem Abklingen nicht vom begehrten Objekt lassen wollte, ja eigentlich nicht einmal von der Leidenschaft, wenngleich ihre Ausprägung freilich von bedingungsloser Liebe zum Kommunismus zu ebenso bedingungslosem Haß wechselte. Das entsprach als quasi seitenverkehrtes Damaskuserlebnis einer im christlich-europäischen Kontext fest verankerten Mythologie, die in diesem Jahrhundert ihren geschäftstüchtigen Ausdruck in der Erkenntnis fand, daß interessanter als ein Kommunist nur ein ehemaliger Kommunist sei. Es ermöglichte radikalen Kommunisten häufig die erfolgreiche berufliche Umorientierung zu radikalen Kommunistenjägern. Der Bankrott des Kommunismus als Staatserneuerungsprojekt verschlechterte solche Aussichten rapide. Das *Schwarzbuch* stellte in diesem Zusammenhang eine finale Gesamtabrechnung dar und sollte der Nachwelt auch als melancholisches Zeugnis einer vergehenden Welt der scheinbar sinnhaften Alternativen gesellschaftlicher Gestaltung gelten.

Dieses private Bedürfnis von Autoren und Lesern korrespondierte mit einem allgemeinen Bedürfnis der westlichen Gesellschaften nach dem »Epochenbruch«. Für sie hielt das *Schwarzbuch* ein universalistisches Angebot bereit. Die im antitotalitären Freiheitsstreben gegen eine kommunistische Bedrohung geeinte Welt konnte als friedvollere Angelegenheit imaginiert werden als die nun reale, weitgehend von unberechenbaren Durchsetzungsansprüchen geprägte Ordnung. Das *Schwarzbuch des Kommunismus* beschwor noch einmal die längst abgelaufene Zeit der durch ideologische Bündnisse zur Mäßigung genötigten staatlichen Raubtiere.

Obgleich man, was die Stimmung betraf, in Deutschland an der Melancholie des »nekrophilen Antikommunismus« (W. Wippermann) partizipierte, waren hierzulande schon im allgemeinen Jubel über den gelungenen *Schwarzbuch*-Wurf kritische Untertöne zu vernehmen. Es waren deutsche Historiker und Publizisten, die den französischen *Schwarzbuch*-Autoren ankreideten, sich allzusehr auf die leninistische Ausprägung des internationalen Phänomens zu beziehen und nicht die ganze Richtung – deren Beginn mindestens bei Marx zu verorten sei – eindeutig zu verurteilen. »Die kommunistische Idee war und ist tödlich ... von Anfang an«, heißt es in einem der deutschen Ausgabe hinzugefügten Text des ostzonalen Pfarrers und Stasijägers Erhart Neubert. Die Idee selbst sei »kriminogen«, so die weitgehend konsensuale deutsche Auffassung. »Kriminogen«, weil sie, wie es Neubert formuliert, »die Entscheidung für den kommunistischen Homunkulus und gegen den wirklichen und unvollkommenen Menschen« war.

Wie sich dann zeigen sollte, kam es einer solchen, die französischen Initiatoren weit übertreffenden »Fundamentalkritik« nicht so sehr auf die Denunziation der faustischen, ja frankensteinschen Vermessenheit der Kommunisten an, einen »neuen Menschen« aus der Sozial-Retorte zu zaubern, sondern vielmehr auf den »wirklichen und unvollkommenen Menschen« selbst. Und der ist schließlich nicht nur für protestantische Eiferer schlecht, von niederen Instinkten geleitet und bedarf strenger Zucht und Anleitung. Deren Ausführung obliegt selbstverständlich der Gewalt des staatlichen Souveräns.

Mochte die französische Fassung des *Schwarzbuches* noch kritischen Gedanken über staatliche Herrschaft Raum lassen, so deklarierte ihr deutsches Pendant den Kommunismus als antizivilisatorische Häresie und Geschichtsverbrechen: »Von Beginn an haben die Schöpfer der kommunistischen Ideologien den Ausstieg aus der Geschichte propagiert. Sie mußten und wollten darum zuerst die Wurzeln Europas ausreißen, die christliche Religion.« Das »kommunistische Geschichtsprinzip« sei die »Flucht aus der Verantwortung«, durch welche »die Institutionen der Freiheit abgewertet werden« (Neubert). Daraus folgte: »Nötig ist die politische Gestaltung der Beziehungen zwischen den Menschen, zwischen Individuen und Völkern. ... (Was) sich als dauernde Aufgabe stellt: die Vergesellschaftung der Verantwortung für die Geschichte und die Rückgewinnung des politischen Raumes. Die Verteidigung dieses Raumes ist die Voraussetzung, daß die deutsche Nation nach einem schrecklichen Jahrhundert in Europa ihren Platz findet, selbstbewußt ihre demokratische Verfassung mitbringt und jede Art politischer oder ideologischer Welterlösungsprogramme von beharrlichen und gelassenen Demokraten zurückweisen lassen kann.« Also eine »Art Welterlösungsprogramm« gegen jede (andere) »Art Welterlösungsprogramm«.

Der Bremer Hochschullehrer Gunnar Heinsohn hat sich nun der Mühe unterzogen, einen Entwurf für ein solches Programm im handlichen Taschenbuchformat vorzulegen. Noch ist dieses Programm weitgehend negativ formuliert, nämlich als *Lexikon der Völkermorde*. Schon ein flüchtiger Blick auf die lexikalischen Stichwörter offenbart einen Zeit und Raum umspannenden Anspruch, der das *Schwarzbuch des Kommunismus* als mickrige Detailarbeit erscheinen läßt. Beginnend mit »Abdul Hamid II. (1976-1909 v. u. Z.)« arbeitet es sich beispielsweise über »Afghanistan unter Mongolen 1219-1233« und »Afghanistan, marxistisch-leninistisches 1978-92« zu »Auschwitz-

Birkenau« vor, nicht ohne zuvor bei »Attila dem Hunnen (ca. 398 bis 453 u. Z.)« verweilt zu haben. Weitere Stationen der Reise sind u. a. »Dresden«, »Dschingis Khan«, »Karthago 146 v. u. Z.« und schließlich auch »Srebrenica, Massaker von«.

Auf den ersten Blick erscheint das *Lexikon der Völkermorde* wie ein weiteres Produkt jener negativen Anthropologie, die nach der deutschen Rezeption des *Schwarzbuches* zu erwarten war, wie sie zum Beispiel in der Neuauflage des 1973 erstmals erschienenen *Schwarzbuch der Weltgeschichte – 5.000 Jahre der Mensch des Menschen Feind* eines Hans Dollinger zum Ausdruck kommt. Dies enthält eine Sammlung der unterschiedlichsten Greueltaten in der bekannten Weltgeschichte, alle historischen Voraussetzungen und Besonderheiten negierend, zusammengehalten allein durch den Eindruck des Grauens. Obwohl Heinsohn den Verfasser dieses *Schwarzbuches* in eine von ihm erstellte Galerie der »Pioniere der vergleichenden Völkermordforschung« aufnimmt, will er doch mehr als nur den bestialischen Menschencharakter anprangern. Ihm geht es um die internationale Etablierung und Festigung jener »Institutionen der Freiheit«, die die deutschen Autoren des *Schwarzbuch des Kommunismus* auf nationaler Ebene vom totalitären Weltfeind entwertet sahen. Keine Frage, daß es sich dabei um Staaten- und Militärbündnisse wie Uno und Nato handelt.

Auch Heinsohn sieht aktuelle Gewalttätigkeit wesentlich von archaischen Motiven bestimmt: »Die meisten Ausmordungen der Weltgeschichte wurden von nichterbenden Söhnen unternommen, die Land und junge Frauen suchten. Dieser Tötungsantrieb ist auch heute nicht erloschen, aber unbesiedeltes Land ist rar geworden, seine Ausmordung wird als internationales Verbrechen verfolgt, und seine Bewohner wissen sich mittlerweile mit Massenvernichtungswaffen zu wehren. Die Guerillabewegungen Lateinamerikas in den 60er bis 80er Jahren und die Abschlachtungen in Algerien heute haben viel von einer nunmehr nach innen gehenden Explosion dieses nach außen weitgehend blockierten Strebens.« Eine Unterscheidung der unterschiedlichen Massentötungen nimmt Heinsohn nur bezüglich der Opfergruppen vor. So differenziert er zwischen Ethnozid, Demozid und Politizid, faßt aber alle Phänomene wieder unter Genozid zusammen.

Das alte Problem von negativen Anthropologen und Misanthropen besteht darin, erklären zu müssen, wie denn, wenn der Mensch nun einmal »schlecht« sei, die gewaltsame Zügelung des Destruktiven »gut« sein könne. Traditionellerweise behalf man sich mit der Berufung auf religiöse oder/und metaphysische Instanzen, beispielsweise indem man der Judikative eine quasi übersoziale Wirkungsmacht zusprach. In der konservativen deutschen Rechtsphilosophie gilt etwa bis heute das Diktum des früheren NS-Philosophen und späteren BRD-Soziologen Helmut Schelsky, daß der Jurisprudenz eine »allen philosophischen Vernunftbegriffen überlegene soziale Rationalität« innewohne, sie die »eigentliche abendländische Rationalität« darstelle. Heinsohn bewältigt dieses Problem, indem er das »jüdisch geschöpfte Tötungsverbot« ins Feld führt, dessen aktuelle internationale Ausprägung die Uno-Völkermordkonvention darstelle. Er bedient sich dabei eines zum Philosemitismus gewandelten Antisemitismus, dem er anstelle der völkisch-biologistischen Grundlage eine Informatik-Basis verleiht: »... mit einem Vergleich aus der modernen Erfahrungswelt könnte man sagen, daß Hitler die Hardware – die jüdischen Menschen – zerschmettern läßt, um die Software – das jüdische Programm der Lebensheiligkeit – zu löschen.«

Schon in seinem 1995 veröffentlichten Buch *Warum Auschwitz?* (Rowohlt-Verlag) hatte Heinsohn den zentralen Gedanken entwickelt, der exterminatorische NS-Antisemitismus habe den irgendwie rationalen Zweck gehabt, das durch die »jüdische Ethik« vermittelte Tötungsverbot und das Gebot der »Lebensheiligkeit« aus der Welt zu schaffen. Schon damals fragte sich der Leser, ob der Autor damit einen spezifischen Wahn Hitlers (um ihn und nicht um die »willigen Vollstrecker« ging und geht es Heinsohn in diesem Zusammenhang primär) beschrieb oder ob er wirklich davon ausging, die realen »Juden«, die ja großenteils durch die NS-Gesetzgebung erst geschaffen wurden, seien tatsächlich physische Träger einer Idee. 1995 noch konnte der Leser seine Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Autors mit der Einsicht in die Schwierigkeit jeder Metaphernbildung beschwichtigen. Heute geht das nicht mehr, denn im *Lexikon der Völkermorde* wird diese Vorstellung in knapper, aber um so deutlicherer Form wiederholt. Überboten wird Heinsohn zufolge der Genozid an den Juden nur durch den Politizid an den Eigentümern: »Um Milliarden zu erlösen, sind die Kommunisten deshalb willens, für die Beseitigung des Eigentums Millionen zu opfern. Eigentümer werden mit 40 bis 50 Millionen Toten die größte Opfergruppe der Menschheitsgeschichte.«

Als Deutscher weiß Heinsohn selbstverständlich, daß die Symbiose von Faschismus und Kommunismus sich im totalitären »Serben« als aktuellem Weltfeind schlechthin verkörpert: »Im ausgehenden Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts werden die Serben ... zur demozidalsten Volksgruppe der Erde.« Wen wundert's, wenn hierfür als Beleg auch ein Buch von Erich Rathfelder angeführt wird?

Während »Deutschland« im Lexikon auf knapp zwei Seiten durchaus als »Täter« aufgeführt wird, erscheinen »Deutsche« auf mehr als sieben Seiten als »Opfer«. Deren Auflistung beginnt mit dem Dreißigjährigen Krieg und endet mit »Tote an der innerdeutschen Grenze 1961-1989«. Dazwischen auch der »Demozid an den Deutschen durch Flächenbombardements« der Alliierten. In tabellarisch geordneten Hitparaden »ausgewählter demozidaler Regimes« und »ausgewählter Demozid-Hauptverantwortlicher« erringt der Deutsche Hitler jeweils nur den dritten Platz nach Russen und Chinesen. Die Deutschen gehören für Heinsohn zwar zum »Führungsquartett der genozidalen Nationen«, wohlgemerkt »neben Chinesen, Russen und Türken«, doch »die Deutschen sind auch das erste Volk der Menschheitsgeschichte (!), das eine juristische Ahndung seiner Verbrechen begonnen hat.« Indem Deutschland sich zum Vorreiter von Menschen- und Völkerrecht macht, setzt es der

Heinsohnschen Logik zufolge die Prinzipien der »jüdischen Ethik« international durch. Es wird so selbst zu deren neuer Hardware.

Insofern war Deutschland selbstverständlich zur führenden Teilnahme am »menschenrechtlichen Erstling«, wie Heinsohn im Vorwort zur 2. Auflage den Angriffskrieg gegen Jugoslawien nennt, berufen. Dazu, daß es beim »Erstling« nicht bleibt, will auch das *Lexikon der Völkermorde* einen Beitrag leisten. Form und Inhalt passen bequem in die Taschen und Hirne der publizistischen wie militärischen Täter.

Gunnar Heinsohn: *Lexikon der Völkermorde*. Rowohlt, Reinbek 1998, 469 Seiten, 19,90 Mark

---

Horst Pankow schrieb in KONKRET 11/99 über den deutschen Einsatz in Osttimor

Konkret 01/00, S. 34

Ralf Schröder

Gala für Grosny

Im Kampf um Tschetschenien zeigt das linksliberale Milieu ein Herz für die Schwachen

Die offizielle westliche Politik hatte bis Anfang Dezember nichts Ernsthaftes unternommen, den Krieg in Tschetschenien zu stoppen. Eine Reihe dringlich klingender Ermahnungen rief – wie in solchen Fällen üblich – die Moskauer Führung dazu auf, eine Lösung auf dem Verhandlungsweg anzustreben.

Schärfer fielen die amtlichen Reaktionen in Deutschland aus. Außenminister Fischer griff bereits Anfang November zu jener Vokabel, mit der die rot-grüne Regierung zu signalisieren pflegt, daß sich für Deutschland eine Sache zum Ernstfall ausweiten könnte: »humanitäre Katastrophe«. Bundeskanzler Schröder äußerte Verständnis für die »zielgerichtete« Bekämpfung von Terroristen: »Der Krieg gegen ein ganzes Volk und unterschiedslose Angriffe auf die Zivilbevölkerung sind dazu aber kein zulässiges Mittel.« Am 24. November faßte Fischer dann vor dem Bundestag zusammen: »Zu dem Vorwurf, daß die Bundesregierung es an Klartext habe fehlen lassen, kann ich nur sagen: Wir waren diejenigen im Bündnis, die ... darauf gedrängt haben, daß wir mehr Klartext mit Rußland sprechen.«

Die Vorwürfe, die Fischer mit Hinweis auf die deutscherseits favorisierte Sprachregelung zurückwies, stammen nicht nur, aber großenteils aus dem linksliberalen Politik- und Medienmilieu. Die Bundestagsfraktion der PDS hatte bereits Anfang Oktober die Berliner Regierung aufgefordert, eine energische Protestnote an Moskau zu adressieren; drei Wochen später forderte der Fraktionsvorsitzende Gysi in einem Schreiben an den Kanzler die unverzügliche Prüfung der Möglichkeit wirtschaftlicher Sanktionen. Beinahe gleichlautende Vorlagen wurden auch vom Länderrat sowie der Bundestagsfraktion der Grünen beschlossen. Sekundiert wurden solche Forderungen durch eine Unzahl von Kommentaren, die der Regierung einen »Abschied von den Menschenrechten« (»Taz«), »Schweigen«, »passive Haltung« (»Neues Deutschland«) und »lauwarme Kritik« (»Welt«) vorwarfen.

Die Verurteilung Rußlands steht allerdings in einem auffälligen Kontrast zur Absurdidät der meisten Anklagen. Eine der beliebtesten lautet, Rußlands Militärpolitik werde die »gesamte Region destabilisieren« (Joschka Fischer); es handele sich »um einen taktischen, willkürlich vom Zaun gebrochenen Krieg der russischen Elite« (Länderrat Bündnis 90/Die Grünen). Reichlich kaltschnäuzige Lügen: Die tumbe Reaktion Moskaus ist nichts als der kurzatmige und in Ermangelung politischer Strategien unternommene, defensive Versuch, die Destabilisierung der Region aufzuhalten. Rußland hatte nach dem Waffenstillstandsabkommen vom August 1996 seine Aktivitäten in Tschetschenien stark eingeschränkt und hingenommen, daß sich in dem faktisch autonomen Landstrich eine gewaltförmig strukturierte Gangsterökonomie etablierte, deren Verteilungsmechanismen Clan- und Banden-Prinzipien gehorchen (vgl. KONKRET 11/99). Entscheidende Verstärkung und eine strategische Ausrichtung erhielt das diesem Modell innewohnende Expansionspotential durch seine islamistische Unterfütterung. Den aktuellen Krieg eröffnete Rußland, als tschetschenische Warlords im vergangenen Sommer mit hochmodern ausgerüsteten und vorzüglich trainierten Formationen die Grenze nach Dagestan überschritten, um weitere Gebiete des russischen Südens mit dem Modell Grosny zu beglücken.

Groteskerweise wird den Russen in der hiesigen Presse ständig vorgerechnet, die Überdimensionierung ihrer in Tschetschenien eingesetzten Militärmaschinerie sei Ausdruck eines kruden Vernichtungswillens. Andererseits berichtet man gerne über technische Unzulänglichkeiten und Demoralisierungserscheinungen innerhalb der russischen Armee, und dann erhält ihr Gegner Kontur: »Russische Soldaten berichten neidvoll, daß tschetschenische Kämpfer besser bewaffnet und besser ausgerüstet seien und daß sie besser verpflegt würden« (»FAZ«, 24.11.99). Ähnliches war in nahezu jedem Blatt zu lesen; daß dadurch das gleichzeitig gehegte Bild getrübt wird, in Tschetschenien sei eine hocheffektive russische Armee ungehindert mit einem organisierten »Massaker an der Bevölkerung« sowie der »systematischen Vertreibung einer bestimmten ethnischen Gruppe« (»Taz«) befaßt, ist kein Widerspruch, sondern Journalismus.

Im durch nichts belegten Vorwurf des »Völkermordes« ist immer auch das Zugeständnis eingebaut, niemand habe etwas gegen die Bekämpfung der wirklichen Terroristen. Allerdings und exemplarisch: »Die Bombardierungen und das Vorgehen der russischen Führung werden nicht die Extremisten isolieren, sondern werden im Gegenteil die gemäßigten Kräfte schwächen und den Extremisten nützen« (PDS-Bundestagsfraktion). Aber wie unterscheidet man in einem »rebellischen Volk« (»Neues Deutschland«) die Harmlosen von den Bösen, wenn schon vor dem aktuellen Krieg immer wieder bestätigt wurde, was die »Welt« Mitte August berichtete: »Allahs Schwert am Kaukasus: Schamil Bassajew ... Der 34 Jahre alte Bassajew genießt in seiner Heimat eine Verehrung, wie sie im Kaukasus eigentlich nur in Ehren Ergrauten zusteht. ... Selbst die Führer der Taipe, der tschetschenischen Clans, lauschen andächtig, wenn der ... Anführer das Wort ergreift ... Bassajew (ist) in den Augen der Tschetschenen der Held, der sich seinen Ruhm auf dem Schlachtfeld erworben hat.«

Den dümmsten, wegen seiner scheinbaren Plausibilität aber immer wieder vorgebrachten Vorwurf gegen Rußland formuliert die »Zeit« so: »Jahrelang ignorierte der Kreml die geistliche und militärische Aufrüstung des Nordkaukasus ... Statt der Wirtschaftshilfe, die nicht floß, wird die tschetschenische Bevölkerung nun mit Bomben und Artilleriegeschossen

eingedeckt.« Das heißt: Rußland wird für das Scheitern eines sozialen Experiments verantwortlich gemacht, dessen von Moskau unbeeinflußte Durchführung die islamischen Separatisten Tschetscheniens im ersten Krieg unter unzähligen Respektsbekundungen aus Deutschland erkämpft hatten. Im Jubel über die »faktische Unabhängigkeit« der Scharia-Republik verbanden sich nach 1996 Clanführer, islamistische Warlords und deutsche Kommentatoren in dem unverschämten Anspruch, Rußland müsse, nachdem ihm die Kontrolle über einen Teil seines Staatsgebietes abgerungen war, diesen nun finanziell und wirtschaftlich hochpäppeln.

Dabei gibt es in Tschetschenien keinen Mangel an Geld. Es ist wie überall nur ungleich verteilt und wird darüber hinaus von den konkurrierenden Verfügungsberechtigten statt zur (Re-)Produktion von Lebensmitteln und gesellschaftlicher Infrastruktur ausschließlich eingesetzt, die militärischen Gewaltapparate für die Erfordernisse und die Expansion der Raubökonomie zuzurichten. Die Renten, die Moskau bis 1998 nach Grosny überwies, kamen nach Angaben der russischen Regierung bei den Rentnern nie an; die 120.000 Tonnen Öl, die zwischen Januar und Mai 1999 von Aserbeidschan in die über Tschetschenien verlaufende Pipeline eingespeist wurden, verschwanden bis auf den letzten Liter. Ein Ende November in der »FAZ« veröffentlichter Überblick über die Geldquellen der »tschetschenischen Rebellen« beschreibt das florierende Entführungswesen samt zugehöriger Lösegelderpressungen, den Diebstahl ansehnlicher Ölmengen, professionelle Geldfälscherei, Drogenhandel sowie das umfängliche Sponsoring aus dem islamischen Ausland und kommt zu dem trockenen Resultat: »Rebellenführer wie Bassajew oder Chattab, die in die beschriebenen Verbrechen verwickelt sind, haben offenbar genug Geld.« Zu all dem paßt eine kleine »FAZ«-Meldung vom 16.11., die ganz nebenbei auch illustriert, wie sehr die Kameraden Volkshelden um das Wohl ihrer von den Russen malträtierten Gefolgschaft besorgt sind: »Das Internationale Rote Kreuz hat mitgeteilt, daß es sein Personal aus Grosny abziehe. Die Vertretung sei vollkommen ausgeraubt, alle Medikamente und Ausrüstungen seien gestohlen.« Oder war’s ein russischer Stoßtrupp?

Ralf Schröder schrieb in KONKRET 12/99 über das selbstbestimmte Treiben der Tschetschenen

Konkret 01/00, S. 35

gruppe demontage

Was tun?
Antideutsche Realpolitik?

»Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet«, hatte KONKRET-Redakteur Jürgen Elsässer im letzten Heft behauptet – dagegen müßten »Staatsbürgernationen wie Jugoslawien und Frankreich, Rußland und die USA« verteidigt werden. Dieser Angriff auf den »simplen Antinationalismus« wollte Diskussion provozieren – und hat es erfreulicherweise auch. Weitere Beiträge sind erwünscht

In »Aufstand der Stämme« (KONKRET 12/99) entwarf Jürgen Elsässer ein Szenario, welches sich in vier Hauptthesen zusammenfassen läßt: 1. Der entfesselte Kapitalismus ist in der Krise und frißt seine Kinder, die Nationalstaaten. 2. Der Hauptwiderspruch verläuft heute zwischen zivilisierten Staatsbürgernationen und barbarischen Blutsvölkern. 3. Die Rudimente der Anti-Hitler-Koalition in den Staatsbürgernationen USA, Britannien und Rußland sind unsere Bündnispartner. 4. Mit ihnen sollten die modernen Staatsbürgernationen verteidigt werden. Allen vier Behauptungen soll hier widersprochen werden.

Elsässer ist nicht der einzige Linke, der mit seiner Kritik an Deutschland bei einem »Plädoyer für die Verteidigung der modernen Nationen« endet. Er ist allerdings einer der wenigen, denen vorgeworfen wird, ihre Artikel seien »durchsetzt von rassistisch eingefärbten Stereotypen« und einem »ressentimentgeladenen Ton«. Weil wir nicht glauben, daß bei seinen Kritikern eine »veritable Begriffsverwirrung« (KONKRET-Editorial 12/99) vorherrscht, sondern vor allem bei Elsässer selbst, halten wir eine Begriffsklärung und inhaltliche Entgegnung für notwendig.

Halluzi-Nation im Postfordismus

Elsässer stellt die Behauptung auf, der entfesselte Kapitalismus fresse seine Kinder, die Nationalstaaten. Richtig ist, daß sich Form und Funktion von Nationalstaaten seit den 70er Jahren erheblich gewandelt haben. Falsch ist, daß die Nationalstaaten dadurch von der Bildfläche verschwinden. Durch die Wandlung vom nachfrageorientierten fordistischen (Wohlfahrts-)Staat zum angebotsorientierten »nationalen Wettbewerbsstaat« (Joachim Hirsch) haben in den Verteilungskämpfen um die Ressourcen insbesondere in den Staaten des früheren Sowjetblocks und in den desintegrierten Staaten im Trikont ethnische oder nationale Sortierungen erheblich zugenommen. Mit seiner Unterscheidung von Staatsnation und Blutsvolk betreibt Elsässer allerdings eine oberflächliche Ideologiekritik, ohne diese an die sozialen Verhältnisse rückzukoppeln.

Geschuldet sind diese analytischen Unzulänglichkeiten einem naturalisierenden Verständnis von Nationen, Völkern und anderen gesellschaftsstrukturierenden Konstrukten: »Leidenschaften vermeintlich ›unterdrückter Völker‹ bewirkten ... Erschütterungen«, deutsche Völkische haben »balkanische Zwillinge«, die als »erwachende Nationen« aus ihren Betten steigen, um die Reaktion zu unterstützen. Wir begreifen Nation als »ein historisches System sich ergänzender, miteinander verbundener Ausgrenzungs- und Herrschaftsformen« (Balibar). Durch die Gewährung bzw. Verweigerung von staatlichen Rechten und Sozialleistungen wird sie zu einer materiellen Realität. Als »vorgestellte Gemeinschaften« sind Nationen für die Legitimation unverzichtbar (Benedict Anderson).

Bei Elsässer wird daraus: »Nation ist danach die Gesamtheit derer, die unabhängig von Herkunft, Sprache, Religion und Kultur nach gemeinsamen Idealen in einem gemeinsamen Staat leben wollen – ein politisches Konstrukt auf der Grundlage der Volonté générale.« Dazu ist zweierlei anzumerken: Erstens ist grundsätzlich Vorsicht angebracht gegenüber einem den sozialen Verhältnissen entrückten Idealismus einer Volonté générale. Zweitens unterscheidet Elsässer in den angeführten Beispielen nicht zwischen Gründungsmythen und staatlicher bzw. gesellschaftlicher Praxis: In den USA beispielsweise gehörten die Native Americans nicht zur Nation, ebenso die rassistisch ausgegrenzten Sklaven aus Afrika. Dennoch leitet Elsässer seine aktuelle Parteinahme für Staatsbürgernationen aus deren Gründungsmythen (»Staatsbürger kann jeder werden, und vor dem Gesetz sind alle gleich«) ab.

Staatsbürgernation und Blutsvolk: Zwei Seiten einer Medaille

Es steht außer Frage, daß es einen Unterschied gibt zwischen »Staatsbürgernationen« und »Blutsvölkern« hinsichtlich ihrer Vergesellschaftungsbedingungen. Durch seine idealisierende und naturalisierende Unterscheidung übersieht Elsässer aber, daß sich die nationale Formierung in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedingungen auch verschieden ausdrückt. Die Übergänge von Blutsvolk zu Staatsvolk sind fließend, beides sind gewaltförmig konstruierte, vorgestellte Gemeinschaften, die auf dem kapitalistischen Weltmarkt miteinander in Konkurrenz stehen.

Jede Berufung auf Nation und Volk dient – neben der sozialen Unterordnung – der Begründung, warum trotz der theoretisch behaupteten Gleichheit aller Menschen es in der Praxis soziale Ungleichheit gibt. Jeder Staat schafft sich zur Legitimation eine vorgestellte nationale Gemeinschaft, die durch Vereinheitlichung von Sprache, Institutionen und Medien zur materiellen Realität wird. Eine wesentliche Voraussetzung zur Konstruktion von Identitäten jeder Art ist aber: Es muß ein ausgrenzbares Gegenüber von als »anders« Definierten geben. Eine Nation kann es nur geben, wenn eine scheinbare Gemeinsamkeit der ihr Zugehörigen durch die Grenzziehung gegenüber einer zweiten Nation möglich ist. Da Grenzziehungen und Zuschreibungen variabel sind, können kapitalistische Verhältnisse unter veränderten Bedingungen mit veränderten (Volks-)Definitionen erneut legitimiert werden.

Wie sich kulturelle Inhalte letztlich bei der Definition des nationalen »Eigenen« artikulieren, hängt dabei immer mit der konkreten historischen Konstellation zusammen, in der sie sich nach außen und innen gegen ein »Anderes« abgrenzen. Insbesondere die Herausbildung von sogenannten Minderheitennationalismen kann daher nicht kritisch analysiert werden, ohne die Qualität des Konzeptes der staatlichen Mehrheitsnation und die wechselseitige Beziehung zwischen beiden einzubeziehen. Elsässer begreift diese Prozesse allerdings nicht in ihrer Beziehung, sondern möchte zur Verteidigung der Staatsbürgernation all diejenigen, die blutsvölkischen »Hirngespinsten« nachhängen, »nach Kräften mit Ressentiments, Spott und Verachtung ... überziehen«. Diese dichotomische Unterscheidung in Staatsbürgernationen und Blutsvölker führt bei Elsässer auch zu grundlegenden Fehleinschätzungen der Situation im ehemaligen Jugoslawien.

Jugoslawien ist tot, es lebe Jugoslawien

Viele antideutsche Linke haben während der Nato-Angriffe eine unkritische Solidarität mit Jugoslawien ausgedrückt, ohne die enormen gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahre zu reflektieren. Auch Elsässer irrt, wenn er heute das Bild der Staatsbürgernation in bezug auf Jugoslawien noch aufrechterhält. Dieses galt nur für die Ära des Staatssozialismus von 1945-89, und auch diese Periode ist durch Brüche gekennzeichnet. Als Milosevic 1989 auf dem Amselfeld vor knapp einer Million Menschen an die Bedeutung der sich zum 600. Mal jährenden Niederlage gegen die Türken erinnerte und eine Verknüpfung zur heutigen Zeit halluzinierte, war dies ein Bruch zumindest mit den fortschrittlicheren antifaschistischen Gründungsmythen der sozialistischen Phase. Deren Fundament war der Partisanenkrieg unter Titos Führung gegen die Deutschen im Zweiten Weltkrieg gewesen. Die Massenbasis der KP Jugoslawiens stand auf drei Grundpfeilern: der Feindschaft zu Deutschland, der Modernisierung unter sozialistischen Vorzeichen und der Gegnerschaft zu Ustascha und Tschetniks im eigenen Land. Dieser wesentliche Punkt wurde von Elsässer 1995 in einem Kommentar in der »Jungen Welt« (und darauf basierend in einem Flugblatt der »Bahamas«-Redaktion zum Krieg 1999) mit der Überschrift »Nasdravlje Partizani i Cetnici!« komplett ignoriert. Wenn man jedoch aus einem kommunistischen Verständnis heraus Sympathien für das sozialistische Jugoslawien hegt, ist genau diese Abgrenzung zu ultra-nationalistischen Kräften wichtig, zumal die Tschetniks zeitweise mit der Deutschen Wehrmacht gegen die Partisanen gekämpft haben.

Die Ausrichtung des Staatsbürgerverständnisses auf ethnische Zwangsgemeinschaften läßt sich exemplarisch im Kosovo aufzeigen. Seit Anfang 1990 wurden in sämtlichen gesellschaftlichen Bereichen des Kosovo ethnisch definierte Albaner per Gesetz, zum Teil auch gewalttätig von der Belgrader Zentrale aus den Verwaltungen und Betrieben entfernt und durch Menschen aus dem jugoslawischen Kernland ersetzt. Die Energieversorgung, eines der ökonomischen Herzstücke des Kosovo, wurde unter militärische Verwaltung gestellt und damit erstmals in der jugoslawischen Geschichte die Arbeiterselbstverwaltung eines größeren Betriebes weggeputscht. Diese Zwangsethnisierung verbietet eine einseitige Interpretation der aktuellen Entwicklung. Zweifelsfrei bedarf das völkisch-separatistische Auftreten der UCK vehementer Kritik. Darüber hinaus spielt aber auch die Ebene sozialer Ausgrenzung eine wichtige Rolle. Während der Nato-Angriffe war die Mine Trepca ein zwischen jugoslawischer Volksarmee und UCK besonders heftig umkämpftes Gebiet. Hier hatten noch 1989 mehr als 20.000 überwiegend albanische Bergarbeiter mit Tito-Bildern und jugoslawischen Fahnen gegen die rassistische Ausgrenzung und für bürgerliche Rechte wie im ehemaligen Jugoslawien demonstriert. Nachdem sie im Laufe der 90er Jahre durch Arbeiter aus dem jugoslawischen Kernland ersetzt worden waren, kämpften nahezu dieselben Arbeiter 1999 insgesamt 42 Tage lang um dieselbe Mine – nur dieses Mal im Dreß der UCK. Sicher haben sie dabei – und das ist zu kritisieren – das völkische Label der UCK mitgekauft. Wer aber – wie Elsässer – vor lauter Blutsvölkern den Kampf gegen soziale Ausgrenzung und gesellschaftliche Dominanzverhältnisse nicht mehr mitdenkt, wird mindestens bei reformistischen Politikansätzen – wahrscheinlicher aber bei einer reaktionären Verteidigung der Dominanzgesellschaften – landen.

Ein Ende der Nationalstaaten heraufzubeschwören, war bis jetzt in der Linken das zweifelhafte Verdienst derjenigen, die viel von Globalisierung und Neoliberalismus reden, um vom Kapitalismus zu schweigen – und die ein Revival des sozialdemokratischen Wohlfahrtsstaates aus Zeiten des Fordismus fordern. Elsässer kommt in seinem Artikel zur selben Schlußfolgerung wie große Teile der Bewegung gegen das Weltinvestitionsabkommen MAI: »Der entfesselte Kapitalismus frißt seine Kinder, die von ihm in der Entstehungsphase generierten Nationalstaaten.«

Mit seinem Bemühen, einen bündnisfähigen Begriff von Staatsbürgernation zu schaffen, akzeptiert Elsässer einen positiven Bezug auf Nationalstaaten. Daraus werden dann realpolitische Hoffnungen abgeleitet: »Noch gibt es in den Staatsbürgernationen Rudimente der Anti-Hitler-Koalition. Die Enkel von Stalin, De Gaulle und Churchill ... opponierten ... vergleichsweise stark gegen die Nato-Angriffe auf Jugoslawien.« Elsässers angestrebte Bündnispartner sind für vieles bekannt, nur nicht für linksradikale Politik:

Zu den russischen Nationalkommunisten ein Zitat aus dem Buch *Ich glaube an Rußland* von KP-Chef Sjuganow: »Die jüdische Diaspora kontrolliert traditionell das Finanzleben des Kontinents und wird jeden Tag mehr zur hauptsächlichen Inspirationskraft des westlichen sozio-ökonomischen Systems.« Sjuganows Berater Prochanow erklärte bereits 1992 bei der Gründung der »Front der Nationalen Rettung«, nun seien die Roten und die Weißen gemeinsam für die russische Nation: »Beide seien nun vereint im Kampf gegen den ›Mondialismus und Kosmopolitismus‹, gegen den amerikanischen Kapitalismus, gegen den ›sozialen, nationalen und geopolitischen Verrat von Jelzin und Gorbatschow‹.«

Für die französischen Gaullisten steht zum Beispiel General a. D. Pierre Gallois, der zu Rüdiger Minows antideutschem Buch *Von Krieg zu Krieg* das Vorwort geschrieben hat. Er war gegen den Nato-Krieg in Jugoslawien und hat die Petition »Nein zum Krieg« unterschrieben – zusammen mit Alain de Benoist, dem Vordenker der Neuen Rechten und zwei Mitarbeitern der neofaschistischen Zeitschrift »Identité«. Einige andere zogen ihre Unterschrift zurück, als sie den neofaschistischen Dunstkreis bemerkten – Gallois nicht.

Antideutsche Politik ist nur in Verbindung mit antinationalen Positionen sinnvoll. Es muß darum gehen, Deutsch-

land und seine nationale Formierung zu bekämpfen, dieses nicht aber im Bündnis mit Partnern, die schon allein deshalb recht sind, weil sie gegen Deutschland sind – das hätte alle möglichen Zugeständnisse zur Folge, nur weil’s gegen Deutschland geht. Diese Form bürgerlicher antideutscher Realpolitik hat mit linksradikaler Politik nichts zu tun.

Die gruppe demontage schrieb in KONKRET 8-12/98 über nationale Befreiungsbewegungen im Postfordismus

Konkret 01/00, S. 37

Cordula Behrens-Nadaff, Klaus Thörner

Was tun?
Engels als Kronzeuge?

»Der Dritte Weltkrieg wird wie der Zweite von den Blutsvölkern unter deutscher Führung vorbereitet«, hatte KONKRET-Redakteur Jürgen Elsässer im letzten Heft behauptet – dagegen müßten »Staatsbürgernationen wie Jugoslawien und Frankreich, Rußland und die USA« verteidigt werden. Dieser Angriff auf den »simplen Antinationalismus« wollte Diskussion provozieren – und hat es erfreulicherweise auch. Weitere Beiträge sind erwünscht

Richtige Schlußfolgerungen können zuweilen mit Hilfe nicht zutreffender Quellen oder unpassender historischer Stichwortgeber hergeleitet werden. Dies ist sicherlich weniger ärgerlich, als mit spannnenden Belegstellen zu falschen Schlußfolgerungen zu kommen, sollte jedoch dennoch nicht unwidersprochen bleiben, um das Mitschleppen von schiefen Bezügen und Fehlern zu vermeiden.

Um zu erklären, »warum sich halb Europa begeistert in die Stahlgewitter« des Ersten Weltkrieges gestürzt habe, verweist Elsässer auf die »tektonischen Erschütterungen« der ost- und südosteuropäischen Nationalstaatsbewegungen des 19. Jahrhunderts, die das »Gleichgewicht der Großen Mächte« in Europa einstürzen ließen. Eine viel stärkere »tektonische Erschütterung« Europas als die Bildung der Staaten Griechenland, Serbien, Rumänien u. a. war jedoch die aggressive deutsche Nationalstaatsbildung 1871. Nicht die berechtigten Befreiungskämpfe der ost- und südosteuropäischen Leibeigenen gegenüber ihren deutschen, österreichischen, ungarischen und türkischen Feudalherren oder die Nationalstaatspläne der kleinen Schicht polnischer, tschechoslowakischer oder jugoslawischer Adeliger und Bürger führten in den Ersten Weltkrieg. Dieser nahm seinen Anfang vielmehr in der Errichtung eines österreichischen Militärprotektorats in Bosnien-Herzegowina, die 1878 unter Schirmherrschaft Bismarcks auf der Berliner Konferenz der europäischen Großmächte beschlossen und 1908, mit deutscher Rückendeckung, vertragswidrig in eine direkte Annexion umgewandelt wurde. In den Ersten Weltkrieg führte die von Österreich-Ungarn und Deutschland auf der Londoner Konferenz der Großmächte 1913 durchgesetzte Gründung des Staates Albanien, mit dem Serbien und seinem Bündnispartner Rußland ein Zugang zur Adria und damit eine eigenständige Handelspolitik in Europa verbaut wurde. In den Ersten Weltkrieg führte der Plan zur Errichtung eines deutschen Großwirtschaftsraums, der in der Öffentlichkeit wahlweise unter den Slogans »Mitteleuropa« oder »Von der Nordsee bis zum Persischen Golf« lief und zu dessen Durchsetzung der »serbische Riegel« gebrochen werden sollte, da nach den Balkankriegen von 1912/13 die Verstaatlichung der bisher von der Deutschen Bank kontrollierten serbischen Eisenbahnlinien drohte.

In den Ersten Weltkrieg führte nicht zuletzt der deutsche Antislawismus, der seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur unter der deutschen Bourgeoisie, sondern auch unter dem organisierten und unorganisierten Proletariat grassierte. Angelegt war dieser Antislawismus, der schließlich 1914 zur Bewilligung der Kriegskredite für den Kampf gegen Serbien und Rußland beitrug, bereits in den von Elsässer in Auszügen zitierten Stellungnahmen von Marx und Engels zur gescheiterten bürgerlichen Revolution in Deutschland und Österreich-Ungarn von 1848/49. Vor allem die Analysen von Engels zur Entwickung in Ost- und Südosteuropa waren zeit seines Lebens von der angeblichen Drohung eines despotischen Panslawismus in Europa geprägt, so daß sich seine diesbezüglichen Schriften weder für das Verständnis der Geschichte noch der gegenwärtigen Situation eignen. Eher könnten die rot-grünen Interventionisten sie zur Legitimation eines Krieges im Dienste der »Zivilisation« gegen die »slawische respektive serbische Barbarei« anführen, wenn sie ihre blauen Bände nicht schon seit längerem entsorgt hätten. Ob der von Marx und Engels erhoffte Sieg der bürgerlichen und nationalen »deutsch-magyarischen Revolution« tatsächlich emanzipative Folgen gezeitigt hätte, wie Elsässer zu meinen scheint, oder nicht eher dem deutschen Drang nach Osten frühzeitig die Türen geöffnet hätte, muß dahingestellt bleiben. Klar ist im Rückblick auf die Geschichte, daß sich nicht die »Slawen« oder »Balkanvölkchen«, sondern die Deutschen per se als konterrevolutionär erwiesen haben.

Ein weiterer Einwand betrifft Elsässers Darstellung der Einführung der völkerrechtlichen Kategorie vom »Selbstbestimmungsrecht der Völker« durch den US-amerikanischen Präsidenten Wilson am Ende des Ersten Weltkriegs. Richtig ist, daß die Deutschen unter Berufung auf diese Parole in den vergangenen achtzig Jahren immer wieder versucht haben, die territoriale Integrität und Souveränität mißliebiger Staaten zu unterminieren. Diese völkische Interpretation war jedoch nicht von Wilson oder den Siegermächten des Ersten Weltkriegs vorgegeben. Mit dem »Selbstbestimmungsrecht der Völker« sollte 1917/18 zum einen eine sowjetische Herrschaft über das Baltikum unterbunden werden. In erster Linie wollte Wilson jedoch nach intensiver Beratung durch die weitblickenden tschechischen Politiker Masaryk und Benes mit Berufung auf das »Selbstbestimmungsrecht« langfristig einen erneuten deutschen Griff nach Ost- und Südosteuropa verhindern. Dazu diente die Auflösung von Österreich-Ungarn und des Osmanischen Reiches, die als Hilfsmächte und Halbkolonien dem deutschen Expansionismus auf der Linie Berlin-Bagdad den Weg geebnet hatten. Um dem deutschen

Drang nach Osten zu begegnen, traten an ihre Stelle auf Beschluß der Friedenskonferenzen u. a. die multinationalen Staaten Tschechoslowakei und Jugoslawien. Mit der Zerschlagung ebendieser Staaten gelang es Deutschland Anfang der neunziger Jahre, die gegen seine Expansionspläne gerichteten territorialen Bestimmungen der Friedensverträge von 1919/20 auf den Müllhaufen der Geschichte zu werfen und seine Auslegung des »Selbstbestimmungsrechts der Völker« durchzusetzen.

Cordula Behrens Nadaff ist freie Autorin und lebt in Oldenburg

Klaus Thörner ist Co-Autor des von Jürgen Elsässer herausgegebenen Bands »Nie wieder Krieg ohne uns. Das Kosovo und die neue deutsche Geopolitik« (konkret texte 22)

Konkret 01/00, S. 38

Hermann L. Gremliza

Amokologie Grundkurs I+II

Häberle: Herr Pfleiderer, gehet Se in sich!

Pfleiderer: De'sch mr z'weit.

Als sie aber im Kreis jener, die den Moloch mit Pflugscharen statt Schwertern niedergemacht hatten, einen suchten, der den Jahrestag der kommunistischen Kapitulation würdig zu preisen verstünde, brach Amok aus, wenn auch nur in jener regressiven Erscheinungsform, die Panik heißt. Die Friedensfrau der ruhmreichen Tage war verhindert: Sie fraß Schulterpolster an Schulter mit Waffenhändlern von Daimler und Rheinstahl die kalten Buffets ab. Die malende Idealistin versah für an die 20.000 Mark im Monat Kolonialdienst in Deutsch-Südosteuropa, der Sänger des Morgenrots begleitete deutsche Soldaten auf der Gitarre dem Westerwald entgegen, der Freiheitsdichter war dem Stamme Nimm beigetreten, der Kommunist mit menschlichem Antlitz machte gute Miene zur Senkung der Sozialhilfe, und so ließ die Not keine Wahl, als den Anstelligsten der Anstelligen anzustellen, dessen Konfession und Profession allzeit Gewähr bietet, mit einer Melange aus gesalbter Verlogenheit und Linientreue bis (wie damals) fünf vor zwölf jeden Staatsakt zu zieren. Der Auftrag ging an des Landes höchsten Beauftragten.

Das pastorale I. A. seiner Festansprache verscheuchte jeden Gedanken an die Nebenwirkungen, welche die Kapitulation des Realsozialismus und die Erlösung der Menschheit vom Stasijoch leider auch gehabt hat: zahllose Kriege, Gemetzel, Hunger, Seuchen, Armut, Elend aller Art. Was der Rote Oktober, als *selfdenying prophecy* des *Kommunistischen Manifests*, siebzig Jahre lang storniert hatte: Verhältnisse, die herrschen würden, wenn die Bourgeoisie weltweit »zur Herrschaft gekommen«, konnte sich endlich und erstmals frei entfalten. Wie sie das dann täte, hatten besser als alle alten Achtundsechziger zwei Uraltachtundvierziger gewußt und bereits 151 Jahre vor den Schüssen von Bad Reichenhall und dem Beitrittsgesuch der VR China zur Welthandelsorganisation WTO aufgeschrieben. Lektüre lohnt:

Die Bourgeoisie hat in der Geschichte eine höchst revolutionäre Rolle gespielt. Die Bourgeoisie, wo sie zur Herrschaft gekommen, hat alle feudalen, patriarchalischen, idyllischen Verhältnisse zerstört. Sie hat die buntscheckigen Feudalbande, die den Menschen an seinen natürlichen Vorgesetzten knüpften, unbarmherzig zerrissen und kein anderes Band zwischen Mensch und Mensch übriggelassen als das nackte Interesse, als die gefühllose »bare Zahlung«. Sie hat die heiligen Schauer der frommen Schwärmerei, der ritterlichen Begeisterung, der spießbürgerlichen Wehmut in dem eiskalten Wasser egoistischer Berechnung ertränkt. Sie hat die persönliche Würde in den Tauschwert aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt. Sie hat, mit einem Wort, an die Stelle der mit religiösen und politischen Illusionen verhüllten Ausbeutung die offene, unverschämte, direkte, dürre Ausbeutung gesetzt ...

Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsverhältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unveränderte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller früheren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeoisepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können ...

Die Bourgeoisie reißt durch die rasche Verbesserung aller Produktionsinstrumente, durch die unendlich erleichterten Kommunikationen alle, auch die barbarischsten Nationen in die Zivilisation. Die wohlfeilen Preise ihrer Waren sind die schwere Artillerie, mit der sie alle chinesischen Mauern in den Grund schießt, mit der sie den hartnäckigsten Fremdenhaß der Barbaren zur Kapitulation zwingt. Sie zwingt alle Nationen, die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehn wollen; sie zwingt sie, die sogenannte Zivilisation bei sich selbst einzuführen, d. h. Bourgeois zu werden. Mit einem Wort, sie schafft sich eine Welt nach ihrem eigenen Bilde ...

Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne bürgerliche Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor.

In den wenigen besseren Wohngegenden der Welt heißen die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung »Deregulierung«, in den vielen schlechteren bedeuten sie massenhaftes Verrecken. Hinter den Millionen Opfern, die der lange Marsch Chinas auf den Weltmarkt kosten wird, werden jene anderen, welche die professoralen Courtoisanen der Bourgeoisklasse dem Genossen Mao hochgerechnet haben, bald verschwunden sein.

Wer den jüngeren Max Horkheimer nicht für dümmer hält als, zum Exempel, den reifen Bodo Hombach oder seinen Bruder in Plautze Rezzo Schlauch, kann bei ihm erfahren, daß man schon vor siebzig Jahren gewußt hat, was zu tun wäre und wie es kommt, daß es nicht geschieht:

Das kapitalistische System ... ist die im Weltmaßstab organisierte Ausbeutung. Seine Aufrechterhaltung ist die Bedingung unermeßlicher Leiden. Diese Gesellschaft besitzt in Wirklichkeit die menschlichen und technischen Mittel, um das Elend in seiner gröbsten materiellen Form abzuschaffen. Wir wissen von keiner Epoche, in der diese Möglichkeit in solchem Ausmaß wie heute bestanden hätte. Nur die Eigentumsordnung steht ihrer Verwirklichung im Weg, d. h. der Umstand, daß der ungeheure Produktionsapparat der Menschheit im Dienste einer kleinen Ausbeuterschicht funktionieren muß. Die ganze offizielle Nationalökonomie, die Geisteswissenschaften und die Philosophie, Schule, Kirche, Kunst und Presse sehen es als eine Hauptaufgabe an, diesen ungeheuren Tatbestand zu verdecken, zu verkleinern, umzulügen oder zu leugnen. Wenn man sich über die große gesellschaftliche Anerkennung irgendeiner offenkundig verkehrten Theorie oder z. B. über die Fortführung eines solchen Unfugs wie der gangbaren Geschichtsschreibung wundert und diesen Sachen auf den Grund geht, so stellt sich gewöhnlich heraus, daß auch noch die Ursache so geringfügiger Erscheinungen der Reaktion in der Ablenkung von jener Wahrheit besteht.

Soweit Horkheimer, vierzig Jahre bevor er selber dem gesellschaftlichen Zwang erliegen und der Kirche zur heiligen Gangbarkeit beitreten sollte. Jeder ahnt, was möglich wäre (ein Redakteur der »Bildzeitung« rechnet vor, es sei zum Preis eines einzigen Panzers die Kinderlähmung überall auf der Erde abzuschaffen), und alle wissen, daß nichts möglich ist (außer einer Altkleidersammelbenefizgala im Fernsehen, mit Tony Marschall und unter der Schirmherrschaft von Doris Schröder-Köpf). Darüber wird die Menschheit verrückt.

Konkret 01/00, S. 39

Georg Fülberth

In diesem Sinne - Patient lebt

Bei der Philipp Holzmann AG hat Gerhard Schröder vor Weihnachten und vor dem sozialdemokratischen Parteitag auf einen Schlag all die Arbeitsplätze gerettet, welche nicht viel später in der gesamten Branche kaputtgehen werden. Die Sanierung dürfte von dem Unternehmen ungefähr ebenso viel Substanz übriglassen, wie ohne sie nach dem neuen Insolvenzrecht hätte gehalten werden können. Zunächst einmal gibt es 3.000 Kündigungen.

Aber das sind Peanuts angesichts größerer Ergebnisse: Der Flächentarifvertrag gilt nicht mehr – erst bei Holzmann, dann bei der Konkurrenz. Die Belegschaft arbeitet länger, erhält weniger Lohn und ist mit beidem zufrieden. Das ist der Ruck, den Roman Herzog verlangte. Er hätte allerdings nicht auf dankbaren Jubel rechnen können. Tat ist nützlicher als Rat. Auch ist Frankfurt/Main ein besserer Schauplatz als Berlin mit dem läppischen Adlon und dito Reichstag: Die Vorstände der Banken, des Bau-Unternehmens und der einschlägigen Gewerkschaft residieren hier nebeneinander, der Zwischenraum füllte sich mit erst zornigen, dann jubelnden Arbeitern. Solche Inszenierung hatte man allenfalls mal im alten Rom, wo die Geschicke des ganzen Erdkreises auf den wenigen Quadratmetern des Forums entschieden und vom gestikulierenden Proletariat tumultuarisch beklatscht oder bejohlt werden konnten.

So ist der volkspädagogische Ertrag denn auch erheblich. Dem Gemeinwohl dient es, wenn das Publikum von Zeit zu Zeit einen Banker in Unterhosen betrachten darf. Eine Woche lang wurde im Fernsehen Das Finanzkapital *von Rudolf Hilferding (1910) gesendet und von der »Bildzeitung« in einfache Worte gekleidet: Die Deutsche Bank ist größte Aktionärin sowie Hauptgläubigerin der Philipp Holzmann AG und stellt dort den Vorsitzenden des Aufsichtsrats. Darf das sein? Nein, sagen Herr Breuer von der Deutschen und seine Kollegen von der Commerz-, der DG- und mancher anderen Bank. Das Engagement im produzierenden Gewerbe – und auch noch in diesem! – ist ihnen schon lange lästig. An Versicherungen und spekulativeren Fonds haben sie mehr Spaß. Mag die Abwanderung beschlossene Sache gewesen sein – jetzt geht das schneller.*

Operation gelungen. Wer war der Patient? Egal: Er lebt.

Konkret 01/00, S. 39

Tjark Kunstreich

In diesem Sinne - Stimmung machen

»(Der) andauernde Streit um die Entschädigung von Zwangsarbeitern hat offenbar zu einem Anstieg des Antisemitismus in Deutschland geführt«, meint ausgerechnet die »Welt« (21.11.99) herausgefunden zu haben und stützt sich dabei auf eine Umfrage, die »Infratest-dimap« im Auftrag des Leipziger Unternehmens »Medien-Tenor« durchgeführt hat. In dessen »Forschungsbericht« Nr. 90 vom November des Jahres werden folgende Behauptungen aufgestellt: »Weniger als die Hälfte« (44 Prozent) der Deutschen widerspricht Aussagen wie »Die Juden haben zuviel Einfluß« und »Juden sind irgendwie anders und passen nicht zu uns Deutschen« (49 Prozent). »Mit zunehmender Schulbildung steigt dieser Anteil zwar um 10 Prozent, jedoch bleibt der Durchschnittswert der Ablehnung bei der ersten Frage bei 57 und hinsichtlich der zweiten Frage bei 59 Prozent«, interpretiert »Medien-Tenor«. Was stimmt denn nun?

Das ist egal: Die präsentierten Ergebnisse stammen mal aus der »Infratest«-Umfrage und mal aus einer Studie der »Deutschen Forschungsgesellschaft« von 1994 bis 98; mal beziehen sie sich auf Westdeutschland, mal auf die Ex-DDR; mal auf Jugendliche zwischen 14 und 17 Jahren, mal auf repräsentative Bevölkerungsquerschnitte; mal wird nach Schulbildung differenziert, mal nicht. Zu dieser fröhlichen Wissenschaft gehört schließlich auch, daß nach der Entschädigung für NS-Verfolgte und -Zwangsarbeiter gar nicht gefragt wurde.

Und weiter vom Hölzchen aufs Stöckchen: »Was könnte der Grund für den zunehmenden Antisemitismus sein?« fragt »Medien-Tenor« naiv, selbstverständlich ohne Vergleichszahlen zu nennen. »(Wer) die Berichterstattung über Israel verfolgt, erlebt ein Land, das ... nicht selten selber Terror verbreitet«, und »wer zum Thema Holocaust die deutschen und ausländischen Medien analysiert, erkennt die Reduktion der Tyrannei auf reine Kompensationsdebatten«. Juden würden »wieder einmal in erster Linie mit Geld assoziiert«, denn die »Anwälte der Opfer beherrschen die Berichterstattung mit Forderungen, die Uninformierten skurril erscheinen«.

Nun wissen wir auch, warum die »Welt« so begeistert reagierte: Die Juden sind mal wieder selbst schuld, sollen sie doch aufhören, vom Geld zu reden. Ansonsten kann aus dem »Gefühl der Bedrohung« ganz schnell eine Drohung werden.

Konkret 01/00, S. 39

Jürgen Roth

In diesem Sinne - Dopende Deppen

»Deutschlands Sportler 1999«(ARD) heißt – nein, nicht J. Ullrich, der nominierte und feine »Rad-Gigant« (»Bild«); sondern: Martin Schmitt, anabolikaresistenter, EPO-inkompatibler, da fliegenpapierner Skiflieger. Der Arsch Deutschlands heißt seit dem 19. November Dieter Baumann, der schwäbische Wunderlangstreckenläufer, der »weiße Afrikaner«, wie die Leichtathletikwelt den 92er Olympiasieger über 5.000 Meter bis vor kurzem rief.

»Ist denn im Sport gar nichts mehr sauber?« fragte Bild. Kein Trikot, kein Rallyereifen, kein Bolzplatz? Keine Lauf- und keine Blutbahn? Alles ein Geschäft ums dreckige Geld? Ein Run auf Gagen und gaga Goldmedaillen? »Ausgerechnet unser Gold-Baumann! Der sein Leben lang gegen Doping kämpfte. Dem wir in Niederlagen zujubelten, weil wir der Konkurrenz mißtrauten.« Und jetzt: der Bruch! Die Treue zum »Saubermann« – schmählich sind wir hintergangen worden. Warum? Warum findet das Kölner IOC-Labor des Wilhelm Schänzer 20 Nanogramm Nandrolon, das Zehnfache des Erlaubten, in Baumanns Urin? »Er kann uns doch einfach nicht so scheinheilig belogen haben ...«

Viele fatale Fragen, null Antworten. Wortreiches Entsetzen. Fassungslosigkeit. Deutsche Depression. Man kehrt den Rinnstein, spült Mülleimer aus. Und ein Irrer, das Idol der Idioten, einer, der stets plärrte: »Sauberen Athleten kann doch nur durch Politik und Polizei geholfen werden«, sieht sich plötzlich konfrontiert mit seinem eigenen perversen Katechismus: »Für mich ist Doping ein Straftatbestand. Die Strafen müssen hart sein.«

Baumann kann frohlocken. Ein autoritärer Charakter wird hart bestraft, gesperrt, suspendiert, das verleiht positive Gefühle. Völlig wurscht, ob das Anabolikum endogener oder exogener Herkunft ist. »Baumanns Denkmalsturz« (»Süddeutsche Zeitung«, 23.11.) kommt zur rechten Zeit. Die einen dürfen gelehrig streiten und Nachweisverfahren diskutieren, die anderen jammern, als sei der Kaiser in die Grube gerauscht.

Allein, wer trägt denn nun den Titel »Doping-Depp« (»Bild« über den dreifachen illegalen Muskelmäster Ben Johnson) davon? Dieter B.? Das doofe Deutschland? Oder endlich der Sport en bloc, jener ohnehinnige Leistungswahnsinn jenseits des Menschenwürdigen?

Gebt die Gurkerei frei und laßt schmutzige Körper rennen! Es zwickt 's Hirn langsam sehr.

Konkret 01/00, S. 40

Rayk Wieland

kunst & gewerbe

I have a dream

bekannte einst bekanntermaßen Martin Luther King, John Lennon sang »Imagine«, und jetzt betritt Gregor Gysi den Club der Visionäre: »Ich habe einen Traum«, vertraut der PDS-Star der »Zeit«-Beilage »Leben« an, »mein Traum ist, mit den Augen einer Frau sehen zu können, mir die Welt von der anderen Seite zu erklären«. Zum einen reizt ihn das »Mysterium der weiblichen Wesens- und Denkungsart«, zum anderen, wie er, Gysi, aus dem »Blickwinkel einer Frau« erscheint. Er ahnt, er müßte sich schulen: »Ich müßte die Gesten, meine Haltung, meine Art, an Dinge heranzugehen und zu reden, möglicherweise in Frage stellen. Meine Welt würde sich also ändern. Könnte jeder Mann sehen, wie eine Frau ihn sieht, summierten sich diese Genesen, und alle Erkenntnisse, alle Kunst, alle Schriften und alle Malerei und Sonntagsreden von den Kanzeln in Kirchen und Parlamenten würden neu überdacht werden müssen.«

Vielleicht aber sollten aus diesem Anlaß nicht nur Kanzeln und Parlamente neu überdacht werden, sondern auch Gysi selbst seinen Dachschaden mal reparieren bzw. gleich ein neues Dach auf seine Platte montieren lassen, was ihm, als Frau dann, sicher auch gut zu Gesicht stünde.

Ein wahres Märchen

aus alter Zeit nennt eine Rezension im »Spiegel« den Briefwechsel zwischen Siegfried Unseld und Uwe Johnson; es handele von der »Fürsorge und Leidenschaft eines Verlegers für seinen Herzensautor«, und tatsächlich hat ja Unseld seinen schwierigen Autor viele Jahre lang subventioniert, alimentiert, ausgehalten und dessen Lebens- und Schreibkrisen mit einer monatlichen Überweisung von 3.000 Mark gesponsort, bis es ihm aber eines Tages, dem 7. Dezember 1982, nach ca. zehnjährigem Warten auf den vierten Band der *Jahrestage*, doch reicht und er ihm mitteilen muß: »Lieber Uwe, wir müssen über Deine Finanzen reden. Der Soll-Saldo war am 30.11.82 DM 230.094,89. Auf dieser Basis kann ich die monatlichen Zahlungen nicht mehr ad infinitum leisten.«

Man möchte davon ausgehen, daß Unseld diese Zahl, besonders die hinterm Komma, nicht notiert, sondern stets in seinem Zwangscharakterkopf hatte.

Kein wahres Märchen

aber war, wie in derselben Ausgabe des »Spiegel« (47/99) Carlos Widmann enthüllt, offenbar der Rummel um Lady Di. Mehr als zwei Jahre nachdem das Magazin mit ca. zwo Titeln und diversen Aschenputtelstories und Märchenprinzessinnenmärchen den exorbitanten Rummel um den Tod der abgelegten Hofschranze nach Kräften befördert hatte, heißt es nun lapidar: »Diana, die ›Prinzessin des Volkes‹ (Tony Blair), ist schon 27 Monate nach ihrem Tod in Vergessenheit geraten. Die Trauerexzesse von damals hinterließen nichts als Schaum, der rasch im Sand versickerte.«

Zuerst setzt man dem Schaum die Krone auf, und dann versickert er einfach, und zwar im Sand, den sie einem in die Augen streuen.

Nach dem Mahnmal

für die ermordeten Juden Europas in Berlin kommen vielleicht noch weitere Denkmäler für die anderen Opfergruppen – mit Sicherheit aber wird es bald eine Gedenkstätte für die deutschen Opfer von alliierten, jüdischen und Partisanen-Übergriffen geben. Seit 1989 kennt die Gerechtigkeit ja keine Tabus mehr. Direkt an der armenischen Grenze hat jetzt die Türkei ein Pogrom-Denkmal aufgestellt und in Anwesenheit von Staatspräsident Süleyman Demirel eingeweiht, das keineswegs an den zwischen 1915 und 1916 von den Osmanen begangenen Völkermord an den Armeniern erinnert, sondern jener Türken gedenkt, die seinerzeit Opfer armenischer Übergriffe wurden. Von der Türkei lernen, heißt hier schon mal, frech werden lernen.

Zum Kampf

gegen die Kälte und zum Kauf von Heizkörpern aus Deutschland rief bis vor kurzem auf Plakaten an Taiwans Bahnhöfen, U-Bahnstationen und Bussen, der »Führer« auf, den rechten Arm zum Gruß erhoben. Nach zahlreichen Protesten mußte die Kampagne eingestellt werden, obwohl die taiwanesische Vertriebsfirma K. E. and Kingston versicherte, eine politische Aussage sei mit der Kampagne nicht verbunden gewesen: »Wir hatten uns entschieden, Hitler für unsere Werbung zu nutzen, weil man sofort an Deutschland denkt, wenn man Hitler sieht.« Stimmt eigentlich, und warum denn auch nicht:

Deutschland – Hitler – General Winter – Einheizen. Werbung ist die Fortsetzung des Faschismus mit anderen Mitteln.

Fremde unter Fremden

sind nach Karl Valentin Fremde, die sich unter einer Brücke aufhalten, während über ihnen Fremde in einem Zug die Brücke überqueren. Nach Otto Schily aber sind nur drei Prozent der Fremden unter den Fremden wirklich Fremde, während die übrigen Fremden lediglich aus wirtschaftlichen Gründen Fremde sind. Um diesen Sachverhalt noch verständlicher zu machen, hat jetzt der Bundesinnenminister zusammen mit seiner Tochter Jenny eine CD aufgenommen, auf der sie gemeinsam ein Buch von Tahar Ben Jelloun vorlesen. Titel: *Papa, was ist ein Fremder?*

Fremde über Fremden

sind indessen, wenn es nach der Meinung vieler Ostdeutscher geht, ihre westdeutschen Vorgesetzten aus dem Beitragsgebiet, die sich im Beitrittsgebiet nicht zurechtfinden, aber den Chef machen und ordentlich abkassieren. In Frankfurt/Oder saß in diesen Tagen eine ganze Stadt zu Gericht über eine zehnminütige Reportage des ZDF-Magazins »Frontal«, die eindrucksvolle Bilder über den Abbruch Ost lieferte: Arbeitslose, frustrierte Westdeutsche, Nazibanden, einen Chor der Volkssolidarität, der die DDR-Nationalhymne sang, Seilschaften von Ex-Stasimitarbeitern in einer Klinik sowie eine als »Wagenburg« der Westler bezeichnete Eigenheimsiedlung. Freilich stimmten einige Details des Films nicht ganz: Nur in drei von den 135 Häusern der »Wagenburg« wohnen Westdeutsche, der Chor der Volkssolidarität mußte geradezu angebettelt werden, die Hymne zu singen, und die Stellungnahmen der glatzköpfigen Spieler des örtlichen Fußballvereins waren verkürzt wiedergegeben worden.

Angesichts dieses nun wirklich nicht branchenunüblichen Umgangs mit sog. Fakten kam es zum Tribunal: Ca. eintausend pfeifende und buhende Frankfurter, die brandenburgischen Minister Schönbohm (CDU), Reiche (SPD) sowie der Frankfurter OB Pohl fanden sich in der Konzerthalle der Stadt ein, um dem ZDF-Chefredakteur Klaus Bresser und seinem Reporter Udo Frank die Leviten zu lesen. Der Beitrag, meinte etwa Pohl, sei »eine Art von Apartheid«, Schönbohm sprach von Methoden »wie im Schwarzen Kanal bei Sudel-Ede«, und Reiche geißelte den Beitrag als »zehnminütige Verletzung der journalistischen Sorgfaltspflicht«. Der Chefredakteur der »Märkischen Oderzeitung«, die täglich Beschwerdebriefe abdruckte, klagte, die Frankfurter hätten das Vertrauen in das ZDF verloren, »von dem man dachte, sie seien

die Guten und Lieben, weil es ja öffentlich-rechtliches Fernsehen ist«.

Jahrzehntelang haben die Frankfurter das selten faktenkompatible DDR-Staatsfernsehen, das im Detail zwar immer redundante, im Prinzip aber recht dubiose Berichte zusammenzimmerte, über sich ergehen lassen, ohne aufzumucken oder im Kopf zu brechen, und jetzt ist die Empörung groß, wenn das gesamtdeutsche Staatsfernsehen ausnahmsweise einen vielleicht im Detail fahrlässigen, aber im Prinzip doch halbwegs korrekten Lagebericht sendet. Fremd sind ihnen, den fremdenfeindlichen Frankfurtern, nicht nur Fremde, sondern offenbar – sie sich auch.

Fremde Hunde

sind für Flavien Ndonko aus Kamerun, wo der Hund ein Tier und nichts sonst ist, von Resten lebt und keinen Namen, keine Psychologen und keine menschlichen Gefühle hat und weder geküßt noch gestreichelt oder manikürt werden will, ein Forschungsgegenstand, denn als Ethnologe beschäftigen ihn seit langem deutsche Hunde bzw. ihre »Angehörigen«. Im September hielt er in Tübingen auf der Internationalen Ethnologen-Tagung unterm Titel »Inspecting Germany« einen Vortrag über »Deutsche Hunde. Ein Beitrag zum Verstehen deutscher Menschen« und berichtet darin vom Schock, den er bei seinem ersten Besuch in Deutschland erlitt: »Überall Hunde. Im Auto, in der S-Bahn, in Geschäften, im Bett. Das größte Staunen rufen in mir immer noch diese Hundefriedhöfe hervor. ... Ich war wirklich sehr überrascht, ausgerechnet hier in Deutschland so etwas zu finden, sozusagen eine primitive Kultur im ethnologischen Sinn.« Von der »Süddeutschen Zeitung« gefragt, was denn so exotisch daran sei, daß die Deutschen viel Geld für Hunde ausgeben und als Familien- resp. Partnerersatz etc. halten, erklärte der afrikanische Forscher: »Ich versuche es ja zu verstehen. Aber aus unserem Blickwinkel geht es auch um die Frage des Fortschritts. Schließlich folgen die meisten Entwicklungsländer dem westlichen Fortschritt. Und wohin dieser Prozeß führen kann, zeigen meine Beobachtungen: Was ist das für ein Fortschritt, wenn sich Menschen, die nicht hungern müssen und ein bequemes Leben führen können, für ihr Sozialleben auf Hunde stützen müssen? Was für eine Gesellschaft ist das, wenn Hunden oft mehr Liebe entgegengebracht wird als Menschen?«

Eine Gesellschaft womöglich, die – könnte ja sein – auf den Hund – oder etwa nicht? – gekommen ist?

Konkret 01/00, S. 42

Rayk Wieland

F□ nf ist Tr□ mpf

Kulturkolumne

Wir schreiben 1999, Ende April. Wer nichts Besseres zu tun hat, sitzt mit ein paar Kameraden in der Executive Loungue im vierten Stock des Hotel Adlon in Berlin, nippt am Champagner und läßt seinen Blick durch das von einer ordinären Abendsonne umlohte Brandenburger Tor wabern. Die Jungs reden und reden, während das Kaminfeuer uninspiriert vor sich hin prasselt, sie modellieren gerade eine Art "Sittenbild unserer Generation", kommen immer wieder darauf zu sprechen, wie sie die Welt sehen, und erörtern endlich einmal, was sie im Innersten zusammenhält, die Welt. Ununterbrochen werden Zigaretten angezündet, geraucht und landen schließlich im Aschenbecher oder auf dem Teppich. Da macht sich plötzlich und unerwartet - sie sind eben bei dit und dat, gesichtslosen Geldautomaten, Dieter Bohlen und dem Fingerfarben-Terror der Gesamtschule - Langeweile breit, ein mächtiger Ennui hebt an und zermürbt sie, und ihnen wird ob des ewigen Hin und Hers ihrer Meinungen speiübel, sie müssen sich erbrechen. Und durch das klatschende Geräusch des sich in die Zimmerecken ergießenden Kotzschwalls dringt eine wasserhelle Stimme und bringt auf den Punkt, wonach sie suchen und sich sehnen:

"Wir befinden uns schon unser ganzes Leben in ständiger Metamorphose. Unsere einzige Rettung wäre eine Somme-Offensive. Unsere Langeweile bringt den Tod. Langsam komme ich zur Überzeugung, daß wir uns in einer ähnlichen Geistesverfassung befinden wie die jungen Briten, die im Herbst 1914 enthusiastisch die Rugby-Felder von Eton und Harrow, die Klassenzimmer von Oxford und Cambrigde verließen, um lachend in den Krieg gegen Deutschland zu ziehen. England war damals ebenfalls - wie heute Europa - am Ende einer Phase des Wohlstands und der Stabilität angekommen. Junge Menschen sehnten sich nach Aufregung, nach Heldentum, ja, Heldentod letztendlich. Ich habe kürzlich wieder einen grauenhaften Bericht über diese Somme-Offensive gelesen, wie diese jungen Leute zu Hunderttausenden in die Schützengräben zum Sterben geschickt wurden. In einer ganz ähnlichen Verfassung befindet sich unsere Generation heute. Wir werden von vorne und von hinten entertained. Die Spannung ist weg. Das geht sogar so weit, daß sich völlig gesunde und vernünftige Menschen, wie wir es sind, für Geld im Adlon einsperren lassen, um über unsere Wohlstandsverwahrlosung zu lamentieren. Wäre das hier Cambrigde und nicht Berlin, und wäre es jetzt der Herbst des Jahres 1914 und nicht der Frühling des Jahres 1999, wären wir die ersten, die sich freiwillig meldeten."

Die Szenerie und das Zitat entstammen dem Buch *Tristesse Royale* (Ullstein), in welchem Joachim Bessing, Christian Kracht, Eckart Nickel, Alexander v. Schönburg und Benjamin v. Stuckrad-Barre, die hier als "popkulturelles Quintett" firmieren, einen real existierenden Kameradenabend am Kamin protokollieren. Ihr Kummerkasten ist eine Revox-Studiobandmaschine, die ihre Sehnsucht nach Heldentum und Abgang sowie etliches Gerede von Modemarken und Markenmode, Rock und Ironie, Comeback und Re-modeling brav aufzeichnet. Was auf diese Weise unter weiträumiger Umgehung eines Lektorats in das Buch gelangt ist, hat den Berliner "Tagesspiegel" veranlaßt, gleich eine "neue Generation" zu proklamieren, eine "intellektuelle Bewegung" von "neuen Dandys", "die sich - zum ersten Mal - grundsätzlich von den Nachfolgern der 68er unterscheiden". Die Furore ist erheblich.

Neue Dandys - nicht daß ein beklagenswerter Mangel daran vorgelegen hätte, doch sie kommen nicht unerwartet. Die neue Imperialität Deutschlands, die Metropolen-Inszenierung auf der einen und die Dominanz der Massenkultur auf der anderen Seite steigern das Bedürfnis nach einer letzten ästhetischen Distinktion: den Dandy, wenn er auch nur mehr in geklonter Form zu haben ist. Die fünf Tristesse-Geplagten sind alle aus demselben Ei gepellt, haben die gleiche Konfektionsmeise und präferieren die gleichen Meinungen, u.a. die: "Es gibt keine Meinungen mehr." Einer imitiert des anderen Lamento, der gemeinsame "Hauptfeind" heißt Langeweile, dick verbrüdert sind sie hingegen mit Weltekel und Selbstmitleid. Sie trauern "der Logik der Pracht" der römischen Tischkultur nach, bekunden ihre Abneigung gegen den "fürchterlichen Proletkult", rümpfen die Nase über den "Abschaum" im öffentlichen Nahverkehr, verachten Durchschnittskonsumenten und Durchschnittsverdiener, hassen Kunst und Theater, die auf Subventionen angewiesen sind, geringschätzen die Politik und wollen, seltsamerweise, die Ironie abschaffen, die ja eigentlich zum Modus des Dandytums zählt, hier aber, zusammen mit Scherz, Satire und tieferer Bedeutung, in Ungnade gefallen ist.

Sie stürben gern, das ist wohl wahr, wenn auch nicht so gemeint. Zwar ist 1914 in der Tat schon länger passé und die Schlacht an der Somme wird kaum demnächst ein Comeback oder Re-modeling wie Gucci oder die Scorpions erleben, aber der April 1999 hat ebenfalls einen veritablen Krieg zu bieten und lockt mit Heldentod-Offerten, während die fünf ihre Zeit am Kamin versitzen und über den Geschmack von Antikriegsdemonstranten herziehen. Das ist natürlich besser und schont den Anzug. Aber es erregt auch den Unmut einer Öffentlichkeit, die sich einen derart blasierten Zynismus von kaum

dreißigjährigen naßforschen Prahlhänsen nicht gern bieten lassen möchte.

Im Effekt entsteht eine schöne Feedback-Schleife, die Provokation funktioniert, der Betrieb arbeitet und verschafft den Tristesse-Royalisten genau die Publicity, mit der sie kalkuliert haben. Jede Kritik, die sie als Rotzlöffel, Popschnösel, Großmäuler, fossile Figuren oder Neo-Junker entlarvt, trägt bei zum Hype und macht ihn erst perfekt. Es gibt nichts besseres als einen Skandal, deshalb gehört die Erzeugung von Skandalen seit langem zur Marktstrategie und ist unbezahlbar.

Das Verdienst der fünf Neu-Dandys liegt eben hier, und man sollte es nicht schmälern. Seit Jahren müht sich Christoph Schlingensief z.B., neue Tabus zu kreieren, die er brechen könnte, und er drapiert inzwischen Riesenmöpse auf Naziglatzen, ohne seine Reputation wirklich zu erhöhen. Es ist auch schwer. Kindesmißhandlung und Angriffskrieg werden gerade noch am Rande vermeldet, und der dritte Amoklauf in Deutschland sollte der Lokalpresse vorbehalten bleiben. Der letzte mögliche Skandal, auf den alles zusteuert, wird die posthume Verleihung des Friedensnobelpreises an Adolf Hitler sein, danach geht nichts mehr, oder wieder alles.

Wenn freilich die alte Regel gilt, nach der das, was heute Skandal genannt wird, schon morgen als Normalität in Betracht kommt, dann ist anläßlich des aktuellen Falls mit Erträglichem zu rechnen, nämlich nichts: der Ubiquität des blanken, unerheblichen Gequatsches und Geredes, wie es jetzt von Internet und Mobilfunk in die Literatur diffundiert.

P.S. So unerträglich aber kann die Welt von Morgen übrigens gar nicht werden, wenn sie Alexander v. Schönburgs ominöse Sehnsüchte nach einem Heldentod im Somme-Gemetzel souverän brüskiert und ihm statt dessen weiterhin den Job als Animierkasper sichert, der Prinz-oder-wie-der-jetzt-heißt nach dessen Konzert die Geschlechtsteile zutreiben muß: "Einige Mädchen rafften die Blusen und zeigten ihre Brüste, um sich somit eventuell für die Star-Empore qualifizieren zu können. Wenn ich ein Mädchen sah, das in das Konzept paßte, zeigte ich auf sie, und die Bodyguards zerrten sie dann aus der hysterischen und schweißnassen Masse. Aber es machte nicht alles wirklich Spaß."

Wem sagst du das, poor boy?

Konkret 01/00, S. 43

Kay Sokolowsky

Jeder gegen jeden

Das Fernsehen, die Affirmation und der Amoklauf: eine Beziehungskiste

Plusminus

Man muß kein großer Ökonom, kein Soziologe oder Klimaforscher sein, um das letzte Ende des entfesselten Marktes: die Verwüstung der Erde und ihrer Einwohner, feststellen zu dürfen. Ein längerer Blick ins Fernsehen genügt; eine kurze Stunde Zapping beseitigt die letzten Zweifel an der finalen Verfluchtheit der Einen Welt. Und natürlich sind die Sendungen, die am präzisesten Auskunft erteilen über den Untergang der Menschheit, nicht der »Weltspiegel« oder die »Tagesschau«, sondern die Formate der wie auch immer »guten Unterhaltung«. Und selbstverständlich hat der dunkle Befund nichts im Sinn mit der Pfaffen- und Studienratsethik, die sich seit Geburt des Massenmediums an ihm ausläßt. Das Fernsehen, diese mächtigste Maschine, die zur Vernichtung der Wirklichkeit je eingerichtet ward, dieser Moloch, der den Kosmos auffrißt und in handlichen Portionen ausscheidet, ist an sich von einer Unschuld wie kaum das Jesuskind, frei von Sünde, da jenseits jeder Moral.

Allerdings ginge fehl, wer meinte, die Erfinder von TV-Shows, von Soaps und Daily-Talks und »Sabine Christiansen«, seien gleichfalls ohne Schuld; wer glaubte, die Bestialisierung der Verhältnisse werde durch Fernsehmacher allein reflektiert und nicht auch befördert. Zum jähen Fall der Mauer hat Helmut Thoma, der langjährige Patriarch von RTL, bestimmt nicht weniger beigetragen als Günter Schabowski: »Tutti frutti« und »Knight Rider« waren mit zehn Panzerdivisionen nicht aufzuwiegen. Eine vollends degoutante Figur wie z. B. Lilo Wanders zu absolvieren, weil sie nur treibt, was das Medium ohnehin nicht vermiede, hieße, Gesinnungsschwuchtelei und allseitige Korruptheit als Resultate eines Zwangs zu verharmlosen, den das Fernsehen gar nicht ausübt. Es ist kaum möglich, unbefleckt ein TV-Studio zu verlassen, aber undenkbar, im Medium was zu werden, ohne Mindeststandards von Integrität, Selbstachtung und Takt zu verraten. Ganz egal, ob jemand »aspekte« oder »taff« moderiert: Er und sie haben sich einem Apparat ausgeliefert, der über kurz von ihnen nichts übriglassen wird als Zombies mit Sprechloch. Aspiranten auf TV-Jobs können das wissen und lieber Pferdemetzger lernen. Und sie wissen's ja. Es macht ihnen bloß kein bißchen Angst. Was sie verlieren könnten – Würde, Haltung, Autonomie – , möchten sie gar nicht besitzen: Der Menschentypus, auf den der totale Kapitalismus hinauswill, hat in Ulrich Meyer, Birgit Schrowange, Alida Gundlach seine Avantgarde.

Seit Einführung der kommerziellen Programme in Deutschland, seit also das Fernsehen einzig von den Launen der Kundschaft und den Maßgaben des DIHT abhängt, erfüllt es bedingungslos den Auftrag, den die Marktherren ihm stets zugedacht hatten: Dröhnende Affirmation des Status quo und die Zurichtung unseres Sensoriums nach Maßgabe der werbetreibenden Wirtschaft. »Aus jedem Besuch des Kinos«, lautet ein berühmter Satz in Adornos *Minima Moralia*, »komme ich bei aller Wachsamkeit dümmer und schlechter wieder heraus.« Und die brave Couchkartoffel? Was passiert mit ihr?

Teletubbies

In Bad Reichenhall läuft ein Azubi Amok, in Meißen ersticht ein Teenager seine Lehrerin, in Metten planen zwei 14jährige ein Massaker an ihrer Schule. Etwa zur gleichen Zeit läuft in den Werbeblöcken von »Deep Space Nine« und »Akte X« der Trailer für den Spielfilm »Tötet Mrs. Tingle!«; und in den Kinderzimmern der Täter finden sich, neben Nazi-Devotionalien und Oi-Musik, die obligatorischen »Gewaltvideos«. Es wird umgehend die seit den 50ern sehr beliebte Frage neu gestellt: Sind violente Bilder schuld an der Gewalttätigkeit der Jugendlichen? Die wertkonservative Abteilung, vertreten z. B. von Michael Hanfeld (»FAZ«, 12.11.99), sagt ja: »Wer ... die coole Hemdsärmeligkeit der Killer aus ›Pulp Fiction‹ mit der achselzuckenden Sprachlosigkeit der jungen Täter dieser Tage vergleicht, kommt nicht umhin, einen Zusammenhang zu sehen, von dem die Medienwirkungsforscher hartnäckig behaupten, daß er sich nicht belegen lasse.« Die liberale Fraktion, der bspw. Claudius Seidl angehört, meint, mit einem Anflug schlechten Gewissens, nein (»Zeit«, 16.11.99): »... wer mit den Phantasien schlechter Drehbuchautoren mehr Zeit verbringt als mit den Klassenkameraden, der wird sich irgendwann auch selber an die Vorgaben dieser Drehbücher halten. Daß er davon aber zum Amokschützen wird, ist unwahrscheinlich.«

Beide Parteien verachten, das gehört sich für Feuilletonisten so, das Fernsehen – aber nur das Fernsehen, das sie gar nicht wahrnehmen wollen, weil es ihnen zu dumm ist. Seidl findet »Baywatch« bäh, Hanfeld entsetzt sich vor dem »Tatort«. Beide Parteien verachten allerdings mehr noch als die Schirmbilder jene, die diese konsumieren und also nicht so klug und geschmackvoll sind wie Hanfeld oder Seidl. Der »FAZ«-Mann sieht eine Generation heranwachsen, »gegen die die ›Klasse von 1984‹ ein Kaffeekränzchen ist« – der Film, auf den er anspielt (und den er zweifellos nur vom Hörensagen kennt), führt übrigens eine Schule vor, deren Absolventen vergewaltigen und morden, als wär jeglicher Tag der Jüngste. Drei Fälle,

über die ganze Republik verstreut, und Michael Hanfeld, der seiner Paranoia viel mehr vertraut als »Medienwirkungsforschern« oder der aktuellen Jugendkriminalitätsstatistik, deliriert von »kleinen Terminatoren« in jedem Kindergarten. Der »Zeit«-Zeuge zeigt sich bei klarerem Verstand, der traditionelle Haß des Reaktionärs auf »die Jugend« ist ihm erfreulich fremd; dennoch gibt er alle, die »das Glück für eine Vorabendserie im ZDF« halten und nicht, wie vermutlich er, für eine Filmszene von Rohmer, verloren. Daß »Glück« eine Erfahrung, die ungebrochen, unvermittelt, unbeschädigt in der verwalteten Welt nicht zu haben ist, gehört zu den Erkenntnissen, die ein Liberaler allenfalls bei der Kafka-Lektüre hat, um sie freilich sofort wieder zu vergessen.

Beide Parteien eint der Aberglaube, es könne ein besseres, edleres Fernsehen geben – darin »25.000 Morde« (Hanfeld) resp. »muskulöse Jungs und blonde Mädchen am Strand von Malibu« (Seidl) keinen Platz mehr haben. Sie ahnen vielleicht beide, daß schon im Zugriff der elektronischen Kamera auf die Phänomene ein violentes Moment steckt und ein anderes als das angedrehte Gefühl im Fernsehen nie zu haben sein wird – aber mit einem Programm aus nichts als »Willemsens Woche«, »Heimat« und Advents-Chören könnten sie bestens leben. Sie wollen vom totalen Kapitalismus nicht reden, können jedoch über die Fabrik, in der sein Image angefertigt wird, nicht den Mund halten. »... ein Produkt der Medien«, schreibt Seidl, »sind (die) Mitschüler, die, statt zu schweigen und zu trauern, ihr Entsetzen in eine Talkshow-kompatible Form zu bringen versuchen.« Er hat so recht, wie einer haben kann, der für die bösen »Medien« immer die anderen hält und der sich mit seinem eierweichen Geseier für einen Auftritt im ARD-»Presseclub« empfiehlt.

Es hat die eine Fraktion nicht den Mumm, die andere die Bildung nicht, den Philosophen zu zitieren, der die Kinder von Meißen, Metten, Bad Reichenhall schon kannte, als deren Großeltern in der Schule sich noch im Sinne Hanfelds zu benehmen wußten und mit glockenheller Stimme Lieder auf den Führer sangen: »Freiheit hat sich in die reine Negativität zusammengezogen, und was zur Zeit des Jugendstils in Schönheit sterben hieß, hat sich reduziert auf den Wunsch, die unendliche Erniedrigung des Daseins wie die unendliche Qual des Sterbens abzukürzen in einer Welt, in der es längst Schlimmeres zu fürchten gibt als den Tod.« Das Fernsehen, inkompetenter noch als das Feuilleton, wenn es die gesellschaftlichen Zustände zu reflektieren gilt, ist vor lauter Einfalt immerhin so ehrlich, das immanente Grauen der verkauften Welt zum eigenen Formprinzip zu erheben und den Insassen, die es nicht länger ertragen, Niemande, ja überhaupt: zu sein, statt blumiger Worte, in denen sie wiederum nur als Niemande, als hirnlose obendrein, vorkommen, die Schnittmusterbögen für einen spektakulären Abgang zu liefern.

TV total

Die Begeisterung der Killerkids für den Nationalsozialismus tun sowohl Hanfeld als auch Seidl schnellstens ab. Jener, weil die fortwirkende Virulenz der NS-Ideologie seinen eigenen Text affiziert hat (rassistischer Terror heißt bei ihm »fremdenfeindliche Ausschreitungen«, ein Hitlerbild an der Wand nennt er »Schwärmerei«, Skinfaschisten »rechtsgerichtet«) und er daher nicht zugeben mag noch kann, »Nazismus« (Hanfeld) sei nur und einzig dies: Anleitung zum Massenmord. Seidl, dem doch einiges Gescheites einfällt zum Inszenierungscharakter, welchen unweigerlich alles annimmt, was vom Fernsehen berührt wird, ist viel zu eifrig damit beschäftigt, die Morde von Metten und Bad Reichenhall mit den Erdbeben in der Türkei und Taiwan zu vergleichen (und zwar so geschraubt und metapherngeil, als wolle er 150 Jahre liberales Schmockwesen in einen Satz fassen), um bei den Amokläufern noch Motive, politische gar, suchen zu können: »... den tektonischen Verschiebungen unter der Erdoberfläche (entsprechen) Vorgänge im Inneren der Köpfe und Seelen.« Wenn die Nazis wüten, sieht so ein Freigeist doch immer wieder bloß eine »Katastrophe« am Werk.

Wo ein Hitler-Altar neben der Playstation nicht ausreicht, um den bürgerlichen Windmacher von der Renaissance des Faschismus zu überzeugen, da wird ihm die schleichende Faschisierung der populären Kultur erst recht entgehen. Weder scheint ihm ein Licht auf, wenn eine Million Menschen das undisziplinierte, aber inflammierte Remake jener Heerwürmer aufführen, die einst das Reichsparteitagsgelände bevölkerten, noch weht ihn Entsetzen an beim Anblick des »Musikantenstadl« oder der »100.000 Mark Show«. Lieber würdigt er »objektiv« die Verdienste Leni Riefenstahls um die Ästhetik der Sportfilmerei, als die massive Wiederkehr faschistischen Körperkults in den Box-Events von RTL oder den Teasern für »ran« zu untersuchen. Alles halb so wild, ironisch sowieso, honi soit qui mal y pense.

Das Fernsehen, keiner Ideologie als der je herrschenden verpflichtet, unwillens und unfähig, ein Programm zu entwerfen, das übers Vollprogramm hinausgeht, ist von allen Medien am wenigsten gefeit gegen die Versuchungen des Fascho-Chic. Stets bestrebt, alle Dinge und Wesen in die telegene Form zu zwängen, neigt es zu derselben ungehemmten Ästhetisierung des Lebens, welche die avancierten Ideologen des Nationalsozialismus einst betrieben. Erscheinungen, die sich dem Bildschirm verweigern, darf es nicht geben; die elektronische Kamera normiert und filtert nicht weniger unbarmherzig als einst die Reichsschrifttumskammer oder die Nürnberger Gesetze. Gewiß: Das Blut, das im Fernsehen fließt, ist meistens aus Kirschsaft und Ketchup, und die Nase, die einem Casting-Agenten nicht paßt, ist längst kein hinreichender Grund, ihren Besitzer hinter der Bühne auszumerzen. Auch wird man selbst in den populistischsten Formaten vergebens nach Hetze im Stile Fritz Hipplers suchen. Tatsächlich sehen Behinderte nie schöner aus als in einem TV-Studio, schwelgt das

Objektiv nachgerade, wenn es dunkle Haut fixieren darf. Solange offener Rassismus tabuisiert bleibt und die »Aktion Sorgenkind« populär, wird sich daran auch nichts ändern.

Der fürchterliche Opportunismus des Molochs, der gar nichts will als: da und überall dabei sein, seine ungeheuerliche Geschmeidigkeit präsentierten sich nie zuvor so nackt wie im Krieg der Nato gegen Jugoslawien. Von nichts als Mimikry und Charakterlosigkeit gezwungen, übernahmen alle Sender die Gestik und Rhetorik Jamie Sheas und Rudolf Scharpings. Zumal RTL, der Konkurrenz stets um eine Messerlänge voraus, setzte allen Ehrgeiz daran, die »Deutsche Wochenschau« für die 90er neuzuerwecken. Dies gelang. Und zwar so mühelos und unverkrampft, daß einem kommenden Propagandaminister nicht bange sein muß: Um ein lupenrein faschistisches Fernsehen zu bekommen, braucht er nur dafür zu sorgen, daß lupenrein faschistisch regiert wird.

Leute heute

Simulation und Camouflage einer Realität, die nur simuliert und camoufliert zu ertragen ist: Die systemstabilisierende Arbeit, die der Moloch unermüdlich verrichtet, hat uns den offenen Bürgerkrieg, auf den die Gesellschaft des permanenten Wettbewerbs hinauswill, bislang vom Leib gehalten. Das kalmierende Einerlei und Immergleiche der Fernsehnachrichten, Soaps und Talkshows, der Tierfilme, Krimis und Gameshows hat Hermann P. Piwitt sehr treffend einmal »die Super-Droge« genannt. Ständig jedoch muß das Fernsehen den Fix stärker mischen, um die Kundschaft an sich zu binden, und so naht unaufhaltsam der Augenblick, da die Aggressivität der Programme mit der Brutalität der echten Welt gleichzieht. Dann wird der Schwindel platzen, das Fernsehen als Sedativ nicht mehr taugen und Bad Reichenhall überall sein.

In den einzig originären, nicht von Radio oder Kino adaptierten TV-Sendungen, den Daily-Talks, ist die Entwicklung nahezu vollendet. Während noch die geschlossene Dramaturgie der Shows suggeriert, hier würden Probleme ernsthaft verhandelt und zum Schluß einer Lösung zugeführt (die außerhalb des Studios natürlich keine fünf Minuten Bestand hat), während die Moderatoren weiterhin posieren als Ombudsmänner all jener, die nichts zu sagen haben außer eben bei »Meiser« und »Arabella«: Verführt die Geilheit des Publikums auf Sensationen die Regie dazu, vor allem das Problem zu inszenieren. Der Konfrontationstalk, bei dem Menschen, die einander hassen, ins Studio gelockt werden, um beim Anblick des Feindes erst aus den Wolken, dann aus der Rolle zu fallen, hat alles Versöhnliche, wie falsch es auch war, aus der Schwatzshow vertrieben. Die »Gäste« von Birte Karalus sollen sich benehmen wie im richtigen Leben, also gar nicht; und es ist allein der Jugend der allermeisten Zuschauer zu verdanken, daß die Freuden des Voyeurismus bei ihnen den Ekel der Erkenntnis noch überwiegen.

»Hinter dem pseudodemokratischen Abbau von Formelwesen, altmodischer Höflichkeit, nutzloser ... Konversation«, bemerkt Adorno, »meldet die nackte Roheit sich an. Das direkte Wort, das ohne Weiterungen, ohne Zögern, ohne Reflexion dem andern die Sache ins Gesicht sagt, hat bereits Form und Klang des Kommandos, das unterm Faschismus von Stummen an Schweigende ergeht. Die Sachlichkeit zwischen den Menschen, die mit dem ideologischen Zierat zwischen ihnen aufräumt, ist selber bereits zur Ideologie geworden dafür, die Menschen als Sachen zu behandeln.« Als der Daily-Talk noch eine Novität war und bei weitem harmloser sein Unwesen trieb als heute, vier Jahre ist das erst her, setzte der Kritiker, der im Setting und der Indiskretion dieser Shows eine fernsehgerechte Fassung des alten Volksgerichtshofs witterte, sich dem Vorwurf maßloser Übertreibung aus. Inzwischen kann kein Bahnhofspunker sich mehr in die Talkshow trauen, ohne mit guten Ratschlägen des Studiopublikums betr. Arbeitslager und kräftiger Abreibung niedergebrüllt zu werden, und Sat.1 führt am frühen Abend eine veritable »Gerichtsshow« auf, der ein authentischer Kadi vorsitzt, seit neuestem auch ein Mann, der in seiner Heimatstadt als »Richter Gnadenlos« erhebliche Bekanntheit erlangte.

Die Nivellierung aller Erscheinungen, die Degradation aller Wesen zum Zwecke ihrer Sendefähigkeit wirft die Menschen, die alltäglich erfahren, wie wenig sie wert sind unterm Diktat des Marktes, zuletzt auch in ihren Wohnhöhlen, vor dem Fernsehgerät, auf sich, auf das Nichts, das sie sein müssen, zurück. Die Macht, die der voyeuristische Blick in den Bildschirm einst suggerierte, das Gefühl, den armen Wichten, die sich da zum Affen machen, unendlich überlegen zu sein, vergeht mit jeder »Birte«-Sendung mehr. Der inspirierteste und beklemmendste Spielfilm, der je über das letzte Ende der totalen Medialisierung der Gesellschaft gedreht wurde, »Talk Radio« (1988) von Oliver Stone, enthält einen Monolog, in dem der Moderator einer Call-In-Show seinen Hörern einmal sagt, was er von ihnen hält – und abzüglich der Misanthropie darf man die Tirade von Barry Champlain als Sozialkritik todernst nehmen: »Ja, es wird Krieg geben. Ja, die Welt ist verflucht, und ihr seid schon alle verloren. Alles ist schon im Arsch, und ihr findet das auch noch gut!? Ihr seid fasziniert von den entsetzlichen Ereignissen. Ihr seid hypnotisiert von eurer eigenen Angst ... Ihr seid am glücklichsten, wenn andere leiden ... Eure Angst, euer ganzes Leben sind nur noch eine Show für euch ... Ihr seid ein Jammerhaufen. Ich verabscheue jeden einzelnen von euch. Ihr habt gar nichts, absolut nichts. Keinen Verstand, keinen Willen, keine Hoffnung, keine Zukunft, keinen Gott ... Eine Bande von absolut feigen, kümmerlichen, bigotten, zitternden, versoffenen, schlafgestörten, paranoiden, ekelhaften, perversen, voyeuristischen und echt obszönen Anrufern, ja das seid ihr! Schert euch doch alle zum Teufel! ... Wir müssen’s noch miteinander aushalten. Das war Barry Champlain.« Drei Einstellungen später wird der

amokredende Moderator von einem seiner Hörer, der es nicht mehr mit sich, aber auch nicht mit ihm aushält, erschossen.

Wunderbare Welt

Wie egal dem Fernsehen alles ist außer der Quote, wie bar jeder Scham und allen Mitleids, wie hohl und geschichtslos seine Angestellten, ganz anders als das ausrangierte Modell Champlain, heute sind, führte Fred Kogels Sat.1 im Rahmen einer sogenannten »Jahrhundertwoche« Anfang Dezember vor. Nach den »größten Gefühlen« und den »größten Katastrophen« präsentierte die Anstalt am 2.12.99 »Die größten Verbrechen«. Boulevardkompatibel eröffnete die Revue mit der Manson-Familie und dem Attentat auf Martin Luther King, dann folgte Werbung, es ging weiter mit dem großen Postraub in England ‘63 und Bonnie & Clyde, wieder Reklame, nun kamen der Serienmörder Ed Gein, der Amokläufer Thomas Hamilton, das »Geiseldrama von Gladbeck« an die Reihe, und mit einem der besinnungslosesten Sätze der TV-Geschichte wurde der Fall Nitribitt anmoderiert: »Dreißig Jahre zuvor war das Fernsehen noch unschuldig.« Nach dem Werbeblock: Marc Dutroux, Saccho & Vanzetti (es muß diesen Redakteuren pure Jauche zwischen den Ohren schwappen), die Lindbergh-Entführung und Al Capone. Dann der letzte Werbeblock und im Schweinsgalopp das große Finale: Die RAF. Lockerbie. Die Mauer. Tienanmen. WK I, WK II, Vietnam. Und – die unentwegt kläffenden Offstimmen verstummten wie abgeschnitten, eine unvergleichlich korrupte Klaviermusik klingelte los, die genausogut auf eine Beischlafszene gepaßt hätte – : Auschwitz.

So hat das Medium, das seiner Zeit nie voraus sein möchte, sie doch einmal überholt und den Amoklauf gegen Gedächtnis und Geschichte, den Walser, Fischer und Scharping nur geübt haben, und den es vor dem nächsten Weltkrieg allerdings braucht, schon auf ein sendefähiges Format gebracht. »Die Logik der Geschichte«, wußte Adorno, »ist so destruktiv wie die Menschen, die sie zeitigt: wo immer ihre Schwerkraft hintendiert, reproduziert sie das Äquivalent des vergangenen Unheils. Normal ist der Tod.« Ohne ihn je gelesen zu haben, kennen sich die Mordskerle von Sat.1 besser in seinen Werken aus als fast alle kurrente Sozialwissenschaft.

Kay Sokolowsky schrieb in KONKRET 12/99 über nostalgische TV-Sachbücher

Konkret 01/00, S. 46

Bernhard Schmid

Von Hippies und Serial Killers

Michel Houellebecqs vielgepriesener Roman »Elementarteilchen« handelt von der Verwandlung der Menschen in isolierte Partikel des entfesselten Marktes. Schuld daran soll die Libertinage im Gefolge von 68 sein

Wenn ein Verlag eine Neuerscheinung als »literarische Bombe« ankündigt, darf man das in der Regel als billige Publicity abtun. Beim neuen Roman von Michel Houellebecq hat der Pariser Verlag Flammarion allerdings ins Schwarze getroffen: Seit dem Erscheinen von *Les particules élémentaires* im Spätsommer 1998 wurden in Frankreich 400.000 Exemplare verkauft, neben der bereits erschienenen Übersetzung ins Deutsche stehen Ausgaben in weiteren 23 Sprachen auf dem Programm. Das Buch führte alsbald zu scharfen Kontroversen – etwa in den Spalten von »Le Monde«, wo heftig darüber gestritten wurde, ob Houellebecq sich mit seinem jüngsten Werk als rechtsextremer Antidemokrat zu erkennen gegeben habe oder nicht.

Er habe, meint die literarische Zeitschrift »Revue Perpendiculaire«, zu deren Mitarbeitern Houellebecq zählte, die den Schriftsteller aber mittlerweile aus ihrer Redaktion ausgeschlossen hat. Ihrer Begründung zufolge ist Houellebecq zwar selbst »kein Nationalsozialist, nicht einmal Lepenist«, da er jeden positiven Bezug auf ein politisches Konzept zurückweise. Dennoch unterstütze er mit seinen Schriften aktiv jene »ideologische und ästhetische Unschärfezone«, betreibe also in den Worten des sozialistischen Ex-Justizministers Robert Badinter die »Lepenisierung der Ideenwelt«.

Er habe nicht, meinen jene Journalisten und Autoren, die auf den Beitrag der »Perpendiculaire«-Redaktion in »Le Monde« antworteten. Ihnen zufolge hat Houellebecq nur einen Zustand beschrieben, ohne irgendeine ideologische, moralische oder politische Orientierung propagieren zu wollen. So prangert der Romanschriftsteller Dominique Noguez »la rage de ne pas lire« an – die Wut, mit der ein ungelesener Roman attackiert würde, indem man sich lediglich auf Interviewäußerungen und politische Stellungnahmen des Autors stürze. Und unter dem Titel »Literatur und Rechtgläubigkeit« verteidigt Josyane Savigneau mit Houllebecq das »Recht auf ein (schriftstellerisches) Schaffen ohne ideologisch-politische Zwänge«. Auch Hans-Peter Kunisch findet in der »Süddeutsche Zeitung« die Kennzeichnung Houellebecqs als »bitteren anti-linksliberalen Apokalyptiker« überprüfenswert und assoziiert ihn »eher wenig mit politischem Konservativismus, mehr mit einem geistigen Kommunitarismus«.

Der Buchtitel *Elementarteilchen* bezeichnet ein Programm, dessen wesentliche Bestandteile Houellebecq bereits 1995 in der Kulturzeitschrift »Art Press« vorformuliert hatte: »Die im Laufe der Jahrhunderte zunehmende Auflösung sozialer und familiärer Strukturen, die wachsende Tendenz der Individuen, sich als isolierte Partikel zu begreifen ... all dies macht natürlich jegliche politische Lösung unmöglich.« Die Elementarteilchen Houellebecqs sind Menschen, die, aller traditionellen gesellschaftlichen Bindungen entledigt, als vereinzelte Individuen für sich und vor sich hin agieren und dabei bisweilen zusammenstoßen.

Thema des Romans ist die Geschichte zweier Halbbrüder, Michel Djerzinski und Bruno Clément. Der Handlungszeitraum umfaßt eine Spanne, die in den 50er Jahren beginnt und 2009 endet. Vor allem das sexuelle Verhalten der beiden Hauptpersonen interessiert den Autor. Bruno sucht geradezu besessen nach sexueller Befriedigung, etwa bei Prostituierten und orgienhaften Veranstaltungen; Michel führt ein vollkommen asexuelles Leben, »sein Schwanz dient ihm nur zum Pissen«. Auf diese Weise entsteht eine Art Sittengemälde unserer Epoche, das an Oswald Spenglers *Untergang des Abendlandes* denken läßt – Houellebecq seinerseits spricht immer wieder vom »suicide occidental«, dem »Selbstmord des Abendlands«.

Der entscheidende Katalysator des allgemeinen Niedergangs ist für Houellebecq die »sexuelle Revolution« im Gefolge von 1968: »Die fortschreitende Zerstörung der moralischen Werte im Laufe der 60er, 70er, 80er, dann der 90er Jahre war ein logischer und unvermeidlicher Prozeß. Nachdem die sexuellen Freuden ausgeschöpft waren, war es normal, daß die von gewöhnlichen moralischen Zwängen befreiten Individuen sich den weitergehenden Genüssen der Grausamkeit zuwandten. ... In diesem Sinne waren die Serial killers der 90er Jahre die Kinder der Hippies der 60er Jahre.«

Dabei sei die Neue Linke eine unheilvolle Liaison mit dem American way of life eingegangen: »Der lustbetonte Massenkonsum nordamerikanischen Ursprungs (Lieder von Elvis Presley, Filme von Marilyn Monroe) breitete sich in Westeuropa aus. Parallel zu den Kühlschränken und Spülmaschinen, materielle Begleiter des Glücks der Ehepaare, verbreiteten sich das Transistorradio und der Plattenspieler, welche das Verhaltensmodell des jugendlichen Flirts in den Vordergrund stellen ... Die hedonistisch-lustbetonte Option nordamerikanischer Herkunft erhielt eine machtvolle Unterstützung durch die Presseorgane mit links-libertärem Gedankengut. Wenn sie im Prinzip die Opposition zum Kapitalismus als politische Perspektive hatten, so waren sie sich doch mit der Vergnügungsindustrie über das Wesentliche einig: die Zerstörung der moralischen Werte ..., die Verherrlichung der Jugend und individueller Freiheit.«

Prägnant faßt Houellebecq zusammen: »Das Paar und die Familie bildeten die letzten Inseln des Urkommunismus inmitten der liberalen Gesellschaft. Die sexuelle Befreiung hatte die Zerstörung dieser Gemeinschaften zur Folge, der letzten,

welche das Individuum vom Markt trennten.« Als »die wirtschaftliche Globalisierung einen sehr viel härteren Konkurrenzkampf hervorbrachte, ... nahm die Schärfe des sexuellen Wettbewerbs dennoch nicht ab, im Gegenteil.«

Der Autor benennt eine Reihe von Einschnitten, die in seinen Augen Marksteine auf dem Weg in die abendländische Dekadenz darstellen. So das Jahr 1974, in welchem »die Bewegung zugunsten der Lockerung der Sitten bedeutende Erfolge davonträgt«. Houellebecq zählt in pseudo-soziologischem Ton die Erleichterung der Ehescheidung auf, die Abschaffung der Strafbarkeit des Ehebruchs und das französische Gesetz zur Freigabe des Schwangerschaftsabbruchs, den er – als Ausdruck des »materialistischen Menschenbilds« – mit Euthanasie auf eine Stufe stellt. An anderer Stelle schreibt Houellebecq: »Ein subtiles und endgültiges Umkippen hatte in den Jahren 1974/1975 in der abendländischen Gesellschaft stattgefunden, sagte sich Bruno. ... In denselben Jahren, in denen er vergeblich versuchte, am Leben teilzuhaben, trieben die westlichen Gesellschaften etwas Finsterem entgegen. In diesem Sommer 1976 wußte er bereits, daß all dies schlecht enden würde. Die physische Gewalt, perfektester Ausdruck der Individuierung, würde in der Folge des Lustprinzips im Abendland wieder auftreten.«

Am Ende der Geschichte entschließt sich Bruno, auf Dauer in der psychiatrischen Klinik zu leben, in der er bereits früher in Behandlung gewesen war. Michel bricht alle Kontakte zu seiner bisherigen Umgebung ab und wird Mitarbeiter an einem Genforschungsprojekt in Irland. Die Erzählung endet im Jahr 2009 mit der Aussicht auf eine lichte Zukunft: »Sobald der genetische Code entschlüsselt sein würde, wäre die Menschheit in der Lage, ihre eigene biologische Evolution unter Kontrolle zu bringen. Die Sexualität würde dann klar als das erscheinen, was sie ist: eine unnötige, gefährliche und rückwärtsgewandte Funktion.« Michel beendet seine Forschungsarbeiten, die diesem Ziel verpflichtet sind, und begeht anschließend Selbstmord. Von einem Arbeitskollegen wird er beschrieben als »das traurigste Wesen, das mir je begegnet ist ..., in seinem Inneren zerstört und vollkommen verwüstet.«

In Houellebecqs – von Philippe Harel mittlerweile verfilmtem – Erstlingsroman *Ausweitung der Kampfzone* hatte der Hauptprotagonist noch nach einer individuellen Lösung für seine Probleme (der Einsamkeit des aus allen Bindungen gelösten Menschen) gesucht. Zunächst im Amoklauf – er will seinen Weggefährten Tisserand dazu anstiften, ein Liebespaar nächtens am Strand zu erdolchen – , dann in einer psychiatrischen Behandlung. Am Ende scheint er auf dem besten Wege, sein privates Glück doch noch zu finden, indem er an einem Tanzkurs teilnimmt. In *Elementarteilchen* hat sich die Gesamtperspektive radikalisiert, ein individueller Ausweg erscheint unmöglich.

In einem »Perpendiculaire«-Gespräch hat Houellebecq den Untergang des Abendlandes als geschichtliche Einheit vorausgesagt, den er nur feststelle, ohne ihn tragisch zu finden und ohne zu wissen, was danach komme. Er favorisiert tatsächlich keine »Lösung«, kein politisches oder ideologisches Gegenkonzept zum »Selbstmord des Abendlands« und damit auch keine reaktionäre, gar faschistische Antwort auf die angeblich dekadente Gesellschaft. Wo Versuchungen, zu einem solchen Rezept zu greifen, in *Elementarteilchen* angedeutet werden, verwirft er sie regelmäßig. So kommen die Figuren des Romans hin und wieder auf den neofaschistischen Front National zu sprechen, der aber durchgängig als ein Haufen Pastis trinkender Idioten vorgestellt wird. Bruno: »Ich hätte dem Front National beitreten können, aber wozu dient es, mit Deppen Sauerkraut zu essen?«

Ein guter Teil der Erfahrungen seiner Romanfiguren hat Houellebecq – nach eigener Aussage – selbst durchgemacht. Ähnlich wie Bruno und Michel ist er im Kindesalter von seiner Mutter im Stich gelassen und zu seinen Großeltern abgeschoben worden. Kein Wunder also, daß Houellebecqs düstere Beschreibungen des vereinsamten und bindungslosen Individuums hart an die Realität heranreichen: In einer durch verallgemeinerte Konkurrenz geprägten Gesellschaft sind auch private Beziehungen den Marktgesetzen, dem »Recht des Stärkeren, des Besseren«, unterworfen. Wer nicht mitkann, bleibt auf der Strecke.

Überaus problematisch werden Houellebecqs Texte aber dadurch, daß er sich neben dem Gesetz des Stärkeren keine andere »Assoziation der Individuen« vorstellen kann. Die einzige Rettung vor dem Abgleiten in den zerstörerischen Krieg aller gegen alle und die totale Isolation scheint für ihn darin zu liegen, die überkommenen Strukturen aus vor-bürgerlicher, vor-marktwirtschaftlicher Zeit zu restaurieren und, wo noch Reste überlebt haben sollten, zu bewahren: die Familie, die Religion, die Mythen. Doch Houellebecq weiß zu gut, daß diese Überbleibsel letztlich rettungslos verloren sind, und er selbst ist keineswegs religiös. Daher wohl seine Gedankenspiele im Schlußteil der *Elementarteilchen* über die mögliche Rolle von New age als einer Art ent-konfessionalisierte, ent-ritualisierte Religion der Zukunft: »Das New age bildete einen echten Willen, mit dem 20. Jahrhundert zu brechen, mit seiner Unmoral, seinem Individualismus, seinen libertären und antisozialen Zügen.«

Bereits 1996 hatte Houellebecq der nationalrevolutionären Zeitschrift »Immédiatement« erklärt, er könne »dem Wort ›Freiheit‹ keinen anderen denn einen negativen Sinn beimessen«. Auch in *Elementarteilchen* ist die Kampfansage gegen »die Konzepte von individueller Freiheit, Menschenwürde und Fortschritt« der Fluchtpunkt seines vermeintlich unpolitischen Zynismus. Für Houellebecq sind diese Konzepte dafür verantwortlich, daß »die menschliche Geschichte vom 15. bis zum 20. Jahrhundert sich im wesentlichen als jene einer Auflösung und eines zunehmenden Zerfalls charakterisieren läßt.« Der Erfolg des Buches spricht dafür, daß sich ein solcher Befund einer wachsenden Anhängerschaft

erfreut.

Michel Houellebecq: *Elementarteilchen*. DuMont, Köln 1999, 357 Seiten, 44 Mark
Michel Houellebecq: *Ausweitung der Kampfzone*. Wagenbach, Berlin 1998, 160 Seiten, 32 Mark

---

Bernhard Schmid schrieb in KONKRET 10/99 über den UN-Repräsentanten im Kosovo, Bernard Kouchner

Konkret 01/00, S. 48

Joachim Rohloff

Einen Ju□ □ ill er sich machen

Wie Christoph Schlingensief seinem Publikum die Zeit mit Na□ i-Sp□ □ en vertreibt

Kunst ist, was sich dafür hält. So viel, wenn auch sonst nichts, haben wir am Ende des Jahrhunderts gelernt. Nur wo Kunst draufsteht, ist auch Kunst drin. Das ist schade, denn es gibt keine Überraschungen mehr. Aber es ist auch gut, denn Etikettenschwindel gibt es ebensowenig. Wo Kunst draufsteht, ist garantiert auch Kunst drin. Als vor Zeiten der wahre Heino seine KPD/RZ gründete (»Kreuzberger Patriotische Demokraten/Realistisches Zentrum«) und mit der Forderung nach einem Nachtflugverbot für Pollen mehrere Sitze in der Bezirksverordnetenversammlung errang, war das keine Kunst, sondern ein Ulk und allenfalls der Versuch, den Kneipenraum zu entgrenzen. Wenn Christoph Schlingensief und seine Factory die Partei »Chance 2000« gründen und mit der Parole »Wähle dich selbst!« jede Menge Aufsehens in den Feuilletons machen, handelt es sich darum, das Theater zu politisieren und seine Grenzen zu sprengen, also um Kunst.

Diese simple Einsicht zu bedenken und sie auf würdige Weise ins nächste Jahrhundert zu tragen, könnte, wer an Silvester noch immer nichts Besonderes vorhat, mit Schlingensief nach Namibia fliegen. »Der Ring in Afrika. Eine Jeep-Rallye zur Jahrtausendwende mit Richard Wagner in Namibia, ehemals Deutsch-Südwest« heißt nämlich der vierte und letzte Teil des Projekts »Wagner 99«, das Deutschland erforschen und töten sollte und ihm nun in Namibia zur Auferstehung verhelfen soll. Irgendwann zwischen dem 20. und dem 25. Dezember ist es so weit: »Start ab Windhoek. Wir besteigen unsere Jeeps und fahren in die Innenstadt, wo wir eine kurze Einführung in die Geschichte Namibias bekommen, zu Mittag essen (Deutsches Essen!), anschließend den Deutschen Bücherkeller und einen deutschen Supermarkt besuchen. Zum Abschluß eine Tasse deutscher Kaffee. Anschließend Fahrt zur Autorennstrecke Windhoek. Eine Rennstrecke, die eingefleischte Automotorsportlerherzen höher schlagen läßt. Mitten in steppiges Gelände gebaut. Hier erhalten die Hauptwagen Lautsprecher auf das Dach. Die Fahrzeuge können sich auf der Rennstrecke zu Wagnermusik einfahren und □den Wagner beschleunigen□. Nach ca. 2 Stunden Weiterfahrt.«

An den folgenden Tagen gibt es vom gemeinsamen Frühstück bis zum Sundowner und vom Sundowner bis zum gemeinsamen Frühstück »Wagnermusik NON-STOP«. Übernachtung in der Wüste (Zelte aufbauen!). In Swakopmund Mittagessen im »Hansahotel (Spitzenadresse in Deutsch-Kleinnizza auf afrikanischem Boden). Anschließend Besichtigung des Ortsmuseums, kleine Stadtführung. Weiterfahrt Richtung Cape Cross. Cape Cross ist die größte Robbenkolonie Afrikas, wenn nicht sogar der Welt. Hier leben im Dezember über 1 Million Robben und bringen ihre Kinder zur Welt. Auch hier läuft Wagnermusik, aber in gebührendem Abstand oder über Kopfhörer. □Ein wahres pralles Schlachtfeld□. Aufbau der Zelte in gebührendem Abstand, aber möglichst so, daß sich das Schreien der Robben mit der Wagnermusik vermischt. Kochen, Abendessen, erste Analysen, Krisen, Glücksgefühle, Projektionen auf 2000.«

Was die Robben bereits ahnen ließen, wird am dritten Tag offenbar: »Gemeinsames Frühstück und Weiterfahrt mit WAGNER NON STOP in den Norden zur angolanischen Grenze, zu den Himbas und Herereros (!), von denen 60.000 Vorfahren Anfang 1900 vom deutschen General von Trotta abgeschlachtet wurden.« Am Silvestertag selbst geht es aber recht gemütlich zu: »Letzte Stunden mit Wagner. Gegen 19.30 Uhr Sonnenuntergang und Wagnerausklang. Abschied. Nach dem Ende der Musik ca. 4 Stunden □Fastenzeit□. 24.00 Uhr: Gemeinsame Silvesterfeier 2000.« Und was wird aus Deutschland? Der Koffer mit der Urne mit der Asche Deutschlands, vor Liberty Island im Hudson versenkt, »soll als geschliffener Diamant in Namibia ankommen«. Reiseleiter Schlingensief weiß davon nichts. Oder er hält für die Teilnehmer seiner Nibelungen-Trophy eine finale Überraschung bereit, und die »Süddeutsche Zeitung« hat sie verraten.

Das Wagner-Projekt begann im September mit einer »Deutschlandsuche«: »Wir fahren von Berlin aus in die Provinz, um Helden zu suchen. Denn das Zentrum verbrennt die Helden, nur die Provinz gebärt Nachfolger. Auch wollen wir auf dieser Reise den Gral suchen, also das letzte Geheimnis der Menschheit. Ich fahre mit einem silbernen Volvo 760 Intercooler, das Ensemble in einem Kleinbus.« So las man es auf den Berliner Seiten der »FAZ«, wo täglich zahllose Helden sich für uns verbrennen. (Erwähnt sei hier an erster Stelle, damit auch die Provinz von ihm erfährt, Benjamin von Stuckrad-Barre, der Wiglaf Droste interviewen mußte.) Ob Schlingensief den Heiligen Gral auch fand, wer kann das wissen? Am Ende jedenfalls waren in seinem Koffer 99 Gegenstände: »ein blutiger Tampon, ein kleines Klappmesser, eine Gemüsezwiebel, ein Haarbüschel unseres gescheiterten Veranstalters aus Regensburg, ein Protokoll der Staatsanwaltschaft aus Graz, die 900 DM für eine unangemeldete Demonstration gegen die FPÖ forderte, und vieles mehr«. In Regensburg gab es einen Zwischenfall: Ein Intercooler mit der Aufschrift »Nationale Front« rollte durch die Fußgängerzone, der Fahrer rief: »Deutschland wird befreit!« Weil aber im Kampfanzug kein wirklicher Nazi steckte, sondern Schlingensief, war es wieder einmal bloß Kunst, nämlich ein »künstlerischer Protest gegen den Nationalsozialismus«, und die Ermittlungen wurden eingestellt. »Nichtinformierte Beobachter konnten dies jedoch als ernst gemeinte rechte Aussagen werten«, erklärte Staatsanwalt Plöd. Seitdem wächst der Verdacht, auch der Zweite Weltkrieg gehöre in die Kunstgeschichte.

Der Deutschlandsuche folgte ein »erster internationaler Kameradschaftsabend« in Hamburg. Die Kameraden hießen Horst Mahler, Rainer Langhans, Reinhold Oberlercher und Meir Mendelssohn. Sie hätten sich, von Schlingensief schutzlos auf die Bühne gesetzt, nach Kräften blamiert, meinte Dietrich Kuhlbrodt, ein Mitglied der Factory, in KONKRET 11/99. Trotzdem verbuchte die »Junge Freiheit« den Abend als einen Erfolg für die rechte Sache. Mendelssohn, der zwar auch irgendwie ein Künstler ist, Ignatz Bubis' Grab aber nicht ausdrücklich unterm Kunstvorbehalt schändete, habe sich über »den kriminellen Bubis« und seine »Machenschaften«, nämlich den Handel mit dem Zahngold jüdischer Opfer der Nazis, verbreiten dürfen. Um seine Tat zu vergegenwärtigen, sei eine weiße Leinwand mit schwarzer Farbe bespritzt worden. »Ein weiterer Provokateur betritt das Rampenlicht, mit wallendem Haar, in schneeweißem Anzug: Rainer Langhans. Schlingensief stellt dem Herausgeputzten Fragen. Der Mitbegründer der □Kommune I□ gibt spärlich und unsicher Antwort. Das kann von □Dr. O□ schwerlich behauptet werden. Der als □Hamburger Dutschke□ vorgestellte Reinhold Oberlercher bleibt keine Antwort schuldig. Ein Angriffskrieg wie der gegen Serbien würde in □seinem Reich□ mit hohen Zuchthausstrafen geahndet. Dann, kopfgesteuert wie eh und je, referiert er seine Reichsverfassungsordnung. Spricht davon, daß □wir das Reich in seinen alten Grenzen wieder herstellen□ müssen. Langhans aufgewacht: ehSn wir erst einmal zu, dieses Deutschland aufzuräumen.□« Mahler habe »ausführlich« die »heutige Situation der BRD als US-Vasallenstaat« dargestellt und die »Ausländerüberflutung« eine Fortsetzung des Besatzungsregimes genannt. Das Publikum habe sich renitent gezeigt, es sei ihm aber nichts Besseres eingefallen als die bekannten antifaschistischen Slogans.

Die New Yorker Ausstellung »Children of Berlin« gab Schlingensief die Möglichkeit, den dritten Teil seines Projekts zu realisieren und seine 99 Fundstücke in den Hudson zu werfen. Dazu brauchte es selbstredend eine angemessene Inszenierung: »Das jüdische Kostüm, das ich bereits im Flugzeug angezogen habe, sorgt in diesem Zusammenhang für Verstörung und das von Kuhlbrodt entrollte Plakat: □Kauft nicht bei Deutschen (boykott german goods)□ läßt die Sache kurzfristig eskalieren. □So etwas geht nicht□, sagt der jüdische Pressesprecher des PS1 Museums, dann werden sie hier erschossen.□«

Schlingensief gab WAGNER NON-STOP aus dem Ghettoblaster. Er sei Jude, und die von der Volksbühne eigens für diesen Event angefertigten Ringellocken werde er nicht abnehmen. »Ich bin ein Jude und werde Deutschland versenken! Auge um Auge, Zahn um Zahn. Der Pressemann gerät außer Kontrolle, versucht, Kuhlbrodt das Plakat aus der Hand zu reißen, wird aber von unserem Fahrer abgedrängt. Wir flüchten in die fast 6 Meter lange, strahlendweiße Stretchlimousine des Goetheinstituts und verschwinden in der Nacht.« Wem bei diesem peinlichen Auftritt am 9. November die Verhandlungen über die Entschädigung jüdischer Zwangsarbeiter und die Reichspogromnacht einfielen, der hatte schon viel zu weit gedacht. War doch bloß Kunst.

Auf dem zweiten »Kameradschaftsabend« in Berlin, der vom bewährten Personal und Regine Hildebrandt bestritten wurde, forderte Mendelssohn das Publikum auf, doch mal ganz unverbindlich und ohne böse Absicht das Wort »Judensau« auszusprechen: »Versuchen Sie mit mir, das Wort □Judensau□ zu sagen, ganz normal und natürlich!« Andreas Nachama, der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde in Berlin, erstattete Strafanzeige gegen Schlingensief, Mendelssohn und den Mitveranstalter Alexander Kluge. Um die Kunst kann es nicht allzu schlecht bestellt sein, solange sie noch Skandale provoziert, hätte Schlingensief sich trösten sollen. Statt dessen behauptete er, Mendelssohn gar nicht eingeladen zu haben. Im übrigen sei der böse Satz erst nach der Performance gefallen, an der Theke.

Wenn er Mendelssohn richtig verstanden habe, sagte Schlingensief, so bemühe dieser sich um eine »gewisse Normalität« ohne Berührungsängste. Das muß dieselbe deutsche Normalität sein, die Ignatz Bubis fürchtete und zu der auch ein ganz normaler Antisemitismus gehört. Und überhaupt sei Mendelssohn ja »eindeutig jemand, der aus Israel kommt und für die Juden sprechen kann. Es ist schon seltsam, daß also einem Landsmann Äußerungen übel genommen werden.« Jeder Jude spricht für alle Juden, heißt das, denn im Grunde gibt es nur einen, den ewigen Juden. Deshalb ist auch der Israeli Mendelssohn ein Landsmann des Deutschen Nachama. Und die Deutschlandsuche erreicht ihr wirkliches Ziel und Ende. Deutschland ist nicht versenkt worden und wird deshalb in Namibia nicht auferstehen, Schlingensief hätte die eigenen Wände nicht verlassen müssen, um es zu finden, denn es war ja die ganze Zeit in seinem Oberstübchen.

Joachim Rohloff schrieb in KONKRET 12/99 über Karl Moik in Kina

Konkret 01/00, S. 50

F. W. Bernstein

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Zu zwei Gedichten aus der Serie »Jetztzeit« möchte ich folgendes zu Protokoll geben: Die Gedichte sind skandalös. Doppelter Skandal: Erstens werden sie kaum zur Kenntnis genommen. »Wahrscheinlich guckt wieder kein Schwein«, heißt es auf F. K. Waechters Titelcartoon seines ersten Sammelbandes – im Hintergrund aber guckt ein Ferkel und sagt: »Doll!« Das Ferkel bin ich, mit Blick auf die Gedichte von Peter Hacks. Und was ich sehe und lese, ist Skandal zwei. Wie dies?

So: Der Dichter erzählt in behaglichem bärtigem Balladenton, wie »Er«, »Am Saum des Quellbachs hingestreckt«, seiner Büroarbeit »nebst noch einer Schreibkraft« nachgeht: Berichte prüfen, erwägen. »Damit sie Zephir nicht von dannen trägt, / benutzt er Kieselsteine als Gewichte«. Indes steht, in der ersten Strophe schon, am selben Bache eine schöne Frau: »Sie, ihre Füße badend, trägt kein Kleid«. Und der Skandal? Die Überschrift! »Venus und Stalin«. Und in leisen Flötentönen klingt dieser Nachmittag eines Fauns so aus:

Ein milder Glanz geht, eine stille Pracht
Unwiderstehlich aus von diesem Paar.
Die Liebe und die Sowjetmacht
Sind nur mitsammen darstellbar.

Diese zierliche Idylle erschien im Sommer 98 in der Juli-Nummer von KONKRET. Im Monat vorher, auch in vier vierzeiligen gereimten Strophen, eine Miniatur heiterster Dekadenz, »Rote Sommer« überschrieben. Eine lyrische Etüde über »Was wäre, wenn ...« Ja und wo, wenn nicht im Gedicht, wäre der Ort des Paradieses? Es ist die leichte blinkende Rede von »Preußens dünkelhafte(n) Kommunisten«. Peter Hacks hat diese durchaus arschlochhaften Spitzenfunktionäre kurzerhand in einen erlösten Weltzustand immerwährender Sommerferien versetzt; alte Säcke, die er in zierlich hüpfenden Rhythmen verzaubert, nicht nur mental, nein: ornamental. In eitel Zierat hat er ein neues Rokoko eröffnet. Cembalo und gestopfte Trompete hör ich. Und hier alle vier Strophen dieses Gedichts:

Rote Sommer

Derweil der große Haufen sich, in
überengen
Behältern drangvoll duldend wie auf
Viehtransporten,
Aus Deutschlands nördlich milden Breiten
oder Längen
Hinquält zu seinen grauenhaften
Urlaubsorten,

Begeben Preußens dünkelhafte
Kommunisten,
Gewohnt, in völliger Absonderung zu
glänzen,
In Linnen leicht gewandet, duftenden
Batisten,
Nach ihren Dörfern sich und

Sommerresidenzen.

Und sie verharren vor Parterren mit
Verbenen
Und nippen edlen Wein in schattigen
Remisen.
Manchmal, nicht allzu oft, empfängt
wohl dieser jenen,
Beziehungsweise jener bewillkommnet
diesen.

Dann nehmen sie den Tee aus köstlichen
Geschirren,
Plaudernd vom Klassenkampf, während ein
Pfau, ein bunter,
Gekrönter Mohrenvogel, mit metallnem
Flirren
Durch Heckenwege schreitet und zum See
hinunter.

»Laßt mich das Unmögliche hören« – soll Sir Simon seine Philharmoniker angespornt haben. Peter Hacks bringt's mit links.

Konkret 01/00, S. 50

Joachim Rohloff

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Bisher glaubte ich, die Zumutung, Peter Hacks' Gedichte nicht dort ignorieren zu dürfen, wohin sie gehören, sondern dort lesen zu müssen, wohin sie nicht gehören, nämlich in KONKRET, sei einer partiellen, wenn auch kaum mehr vorübergehenden Urteilsschwäche des Herausgebers geschuldet. Nun aber unterrichtet uns mit dem neuesten Literaturheft das Politbureau der Redaktion erstens von seiner Existenz und zweitens von dem inzwischen zwei Jahre alten Beschluß, nicht nur monatlich ein Stück stalinistischer Seniorenerotik aus der Schönhauser Allee abzudrucken, sondern den Meister dieses Genres zur Anfertigung solcher Literatur zu ermuntern. Zwar bin ich der letzte, der an der Weisheit dieses Beschlusses zweifeln dürfte. Vielleicht sind trotzdem ein paar Fragen erlaubt, die mein Verständnis der Weisheit dieses Beschlusses gerade deshalb erweitern und vertiefen, weil sie nicht beantwortet werden.

Darf man von des Genossen Wieland windelweicher Apologie dieser Lyrik ein wenig enttäuscht sein? Da er doch ansonsten die unzulänglichen Produkte anderer Dichter souverän in der Luft zerfetzt? Der böse Klassenfeind, heißt es, betrachte den Sozialismus und den Genossen Stalin »ohne Liebe, also mit Mißgunst«, deshalb verteidige Hacks, wenn Stalin in seinen Gedichten als weiser Staatslenker und Vater der Völker figuriert, nur den »zur Inspektion unabdingbaren Klassenstandpunkt«. Wird man es mir verübeln, daß ich diesem Punkt nach Möglichkeit fernbleibe? Wo liegt er überhaupt? Neuerdings in Griechenland? Denn wenig später erfährt man, Hacks bemühe sich um »die Formulierung einer olympischen Idee der Menschheit«. Und solche Leute haben wir gebraucht? Olympische Kommunisten? Waren sie nicht seit je der Meinung, sie säßen Zeus auf dem Schoß, durchschauten seine Pläne und könnten ihn sogar übertölpeln? Und hat er sie nicht erst neulich auf den Boden der historischen Tatsachen befördert?

Hacks sei aber gar kein Stalinist, sondern kritisch. Einen Beweis immerhin hat der Genosse Wieland gefunden: Im Gedicht »Das Vaterland« werden die führenden Kader der DDR als »Fürsten« verleumdet. Oha. Dafür ginge der Dichter, gäbe es sein Vaterland heute noch, für einige Jahre nach Bautzen. Denn sein Staat, sagt Hacks, »scheute das Verbrechen«, wobei jedoch, sagt Wieland, »der Umstand, daß er Verbrechen scheute, nicht heißt, daß er sie nicht beging«. Woran aber erkennt einer, der keine Klosterschule besucht hat und deshalb die höhere Dialektik nicht beherrscht, daß der Staat DDR das Verbrechen scheute? Daran, daß er es beging? Und beweist die große Zahl seiner Verbrechen seine unüberwindliche Verbrechensscheu?

»Die ästhetischen Errungenschaften der Klassik zu bewahren«, sei Hacks' poetische Sendung. Deshalb schreibt er die Wörter immer wieder genauso untereinander, wie sie in Willy Steputats Reimlexikon stehen. Die Form ist immer schon da, und sie nimmt jeden beliebigen Inhalt widerstandslos auf. Spricht das nicht gegen sie? War die Moderne bloß ein Täuschungsmanöver der Bourgeoisie? Ist nicht auf reimtechnischem Gebiet jeder Schlagerheini dem Dichter Hacks ebenbürtig? Und gab es nicht sogar einen, der ihm überlegen war? Ich meine Vico Torriani: »Im Sommer scheint die Sonne, im Winter da schneiz / In der Schweiz, in der Schweiz, in der Schweiz.«

Konkret 01/00, S. 51

Jens Hoffmann

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Zweimal habe ich versucht, eines der in der Rubrik »Jetztzeit« monatlich veröffentlichten Gedichte von Peter Hacks zu lesen. Es muß Neugier gewesen sein, die mich dazu veranlaßte. Hacksens Werke sind in KONKRET stets gelobt worden – sogar der Herausgeber Hermann L. Gremliza geriet anläßlich einer Buchveröffentlichung ins Jubeln, forderte das Publikum gar dazu auf, überzählige Hosen zu verkaufen – , und ich wollte wohl sehen, was da denn wieder los war.

Ich mußte dann aber ohne erwähnenswerte Gefühlsregungen feststellen, daß mir Hacksens Verse nichts bedeuteten. Sie interessierten mich nicht, waren mir nur gleichgültig. Ich brachte nicht einmal das Interesse auf, die Zeilen ein zweites Mal zu lesen. Auch poetologische oder literaturwissenschaftliche Überlegungen mochte ich nicht anstellen. Dabei ist es geblieben.

Wohl aber betrachte ich mit einem Schmunzeln, ja zuweilen sogar mit leisem Kichern das Porträtfoto, das neben den Versen von Hacks abgedruckt wurde. Dieses Foto mag ich. Im Unterschied zu früheren Fotos von Hacks, die bloß einen mittelalten Mann zeigen, der eine diebische Freude darüber zu empfinden scheint, gerade alle Kerzen in Kubricks »Barry Lyndon« ausgeblasen zu haben, erinnert mich dieses Altersporträt an recht glückliche Momente in meiner Kindheit. Ich glaube nämlich in den Gesichtszügen des Porträtierten eine frappierende Ähnlichkeit mit einigen der Hervorbringungen des »Mad«-Zeichners Don Martin zu erkennen. Leserinnen und Leser, die das dreißigste Lebensjahr bereits erreicht haben, werden sich vielleicht noch an die Comics dieses seltsamen Zeichners erinnern.

Ohne irgendwelche plausiblen Gründe dafür angeben zu können, assoziiere ich zu jenem Hacks-Porträt mit schöner Regelmäßigkeit die Don-Martin-Bildfolge »Zum ersten Mal allein im öffentlichen Waschraum«. Und zwar zu jenem Bild, auf dem die Hauptfigur des Comics mit frisch gewaschenen Händen dem am Handtuchautomaten angebrachten Hinweisschild Folge geleistet hat. Auf dem Schild steht nur »Nach unten ziehen und abreißen«. Der sich im Verlauf des Comics entfaltende Witz ist übrigens recht matt und wenig komisch. Der Gesichtsausdruck der Hauptfigur aber gleicht in meinen Augen dem der »Jetztzeit«-Hacks-Aufnahme.

Die monatliche Hacks-Rubrik möge fortgeführt werden. Für mich allerdings bräuchten Hacksens Verse nicht so übertrieben groß gedruckt zu sein. Leute, die sie lesen wollen, besitzen doch sicher Lupen oder Mikroskope. Statt dessen sollte das Format des Porträts mindestens verdoppelt werden. Mindestens.

Konkret 01/00, S. 51

Hermann Kant

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Peter Hacks, das ist Kunstfertigkeit und Konsequenz. Seit er vor annähernd vierzig Jahren beim damals noch feinen PEN-Club in Hamburg die DDR mit einem sauren und die BRD mit einem faulen Apfel verglich, bin ich – außer er lag im Streit mit Stephan Hermlin – sein Mann. Die Jetztzeit ginge, finde ich, ohne »Die Zeit«, doch ohne »Jetztzeit« wäre sie einfach nicht auszuhalten.

Konkret 01/00, S. 51

Mathias Wedel

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

An der Existenz von »Hacks« habe ich stets gezweifelt. Ich hielt ihn für eine geschickte Erfindung eines, der in der Öffentlichkeit in seinem Brotberufe agiert und zugleich auch eine Institution als Dichter sein möchte. Dem Schauspieler Esche zum Beispiel habe ich zugetraut, »Hacks« zu geben. Ich wäre auch nicht überrascht gewesen, hätte mir jemand enthüllt, »Hacks« – das sei realiter das Politbüromitglied Werner Lamberz. Der trug die Aura, klüger, musischer zu sein, als er sich geben durfte (auf Lamberz hat man, als er noch lebte, allerhand projiziert – wie später in hysterischer Form auf Gorbatschow – , und erst recht, als Lamberz rätselhaft zu Tode gekommen war, glaubten sich viele gewiß, daß es etwas Besonderes mit ihm gehabt haben müsse.)

Zuweilen, wenn mir eine Reimarbeit von »Hacks« vor die Augen kam, vermutete ich den alten Schelm und Kleindarsteller Lothar Kusche dahinter. Der hat vielleicht, dachte ich, auch ein Pseudonym, unter dem er sich zu Kunst zwingt. »Hacks«, so schien mir, war ein Name, den die Natur nicht hervorbringt, den nur planen kann, wer Bestimmtes mit sich vorhat. Er saust wie ein Fallbeil. »Hacks« das ist präziseste Kritik und absolute Unnahbar-, Unvereinnahmbarkeit.

Man sagte nie »der Schriftsteller Peter Hacks«. Schriftsteller, das waren Otto Gotsche und Erik Neutsch und Hermann Kant. Schriftsteller war ein Sammelbegriff, der Name einer Handwerksinnung. Ich glaube (also vielleicht irre ich), daß man einen Dichter auch nie »Dichter« nannte, sondern immer auf sein Endprodukt, also auf seine gesellschaftliche Nützlichkeit bezogen »Lyriker«. Man sagte auch nie »der Peter Hacks«. Man sagte »Hacks«, wie man »Brecht« sagte.

»Hacks« trat nie öffentlich auf. Jedenfalls nicht, wo ich war. Er wurde nie als Anhängsel eines Gremiums erwähnt. Hat er je auf einem Schriftstellerkongreß gesprochen? Es gab keine Bilder von ihm. Und wenn ich doch eins gesehen haben sollte – ich war fest davon überzeugt, daß jemand, der »Hacks« erfindet, auch ein Foto von »Hacks« erfinden kann. (Ich beschäftige mich doch auch seit Jahren damit, meine Biographie zu fälschen. Dazu gehört auch das Versenden falscher Bilder. Ich bin darin so erfolgreich, daß mich ein hochinvestigativer Autor im »Spiegel« als ehemaligen Redakteur der Wetterkarte im DDR-Fernsehen vorstellte). Erst in KONKRET habe ich gesehen, wie »Hacks« aussieht, angeblich aussieht. Und muß sagen: Das ist ein Gesicht, wie zu seiner Dichtung gemacht. Ich weiß, bei Goethe ist das auch so. Das macht mich mißtrauisch.

»Hacks« war in der DDR eine Institution, weil er fleischlich nicht präsent war. Traditionell wurden die Autoren als moralische Anstalten vorgeführt. Man setzte sie auf Schriftstellerbasare, wo sie als gute Menschen guten Menschen die Hand schüttelten. Sie saßen da und sollten sagen: »Seht ihr, so sieht ein sozialistischer Schriftsteller nach der Planerfüllung aus!« Sie diskutierten viel außerhalb ihres Faches, was als »produktive Einmischung« firmierte. Sie ließen sich zu der Frage interviewen, warum ihre Novelle mit dem Knöchelbruch des literarischen Helden endete und nicht mit dessen Wahl zum Parteigruppenorganisator.

Aber nicht »Hacks«. »Hacks« war ein aristokratisches Prinzip über allem. Der Mann, der sich »Hacks« nennt, machte, glaub ich, nur einmal scheinbar außerdienstlich den Mund auf, und das war, als er Biermann eins verplättete (der Text stand im »Forum«, und das war natürlich eleganter, als wenn er im »ND« gestanden hätte). »Hacks« war auch da bei seiner Sache und der einzige, der zu Biermann Wesentliches anmerkte: daß der Kerl schauderhafte Verse macht. Nur einmal erwarb sich »Hacks« ohne jeden Umschweif Verdienst um den Sozialismus: als er in das vom westlichen Wirtschaftsembargo ausgedörrte System »den Blankvers einführte«. So loben es die Lexika.

Am lebendigsten erinnere ich mich an einen Text, in dem er erzählt, wie er ins Arboretum geht. Seitdem gehe auch ich, wenn Ehrgeiz, Wut, Abscheu und Sehnsucht nach Beteiligung zu laut werden, ins Arboretum. Ich weiß, wie man gegen sich gekämpft haben muß, bevor man kühl wird unter Bäumen und »hinterm Dachfirst die Epoche sinken« sieht.

Konkret 01/00, S. 52

Jürgen Roth

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Im August war's, der Sommer rappelte sich nach diversen Schwächeanfällen wieder auf, da nahm ich die KONKRET-Ausgabe desselben glücklichen Monates zur Hand und fand, was dort zu suchen gewöhnlich ein vergeblich' Unterfangen ist. Ich fand Stücker neun Couplets des Ostberliner Lyrikers Peter Hacks, und unter diesen neun Couplets des Peter Hacks fand ich Stücker zwei Couplets, die mich ergriffen, zwei reine Exempel des frivolen Kleinstodliedes, des – oh ja, bestimmt – scherzhaften, witzigen, leichtfüßigen und schwankend doppelbödigen Minnesingsangs, und dies, dies Finden dieses Fundes, sollte mir, gerade mir, in diesen Zeiten und bei einem Krug aber richtig saukalten Binding Bieres widerfahren – ich Bevorzugter!

»Ein holdes Weib, ein bei mir habendes, / Erhöht die Göttlichkeit des Abendes«, las ich, und während meine Zweifel schwanden, ob denn das Weib ein partizippräsidentiales mir habendes und dergestalt das Subjekt das aktive Objekt des Satzes oder umgekehrt sein könne, lachte ich ja bereits in meinen richtig saukalten bei mir gehabten und bei mir aufhältigen Binding-Bierkrug richtig heimlich hemmungslos hinein – so grundparadox kamen Lektüre und Lifestylefeeling zueinander. Und wie sich Leben und Literatur vermählten und die Hände reichten und verschwisterten, bis der nächste und bitte ein geringes wärmere Bierkrug voll »Bindingbiers« (Gottfried Benn) sie schied, wie der Augustweichwind die Platanenkronen wuschelte, gewahrte ich den zweiten der zwei Zweizeiler: »Ich habe Freunde, denen tut es weh, / Daß ich die Freundin eben lieber seh.«

Weh – seh. Weia – popeia. »Eine fraglos antimoderne, antidemokratische und v. a. antikapitalistische« Rhetorik attestierte Rayk Wieland dem Versbauer Peter Hacks. Ehrenrettung, wem Rettung gebührt. Zu ergänzen und zu konstatieren u. a. wäre: daß er es besser macht als der Lyriker M. Walser und in den hellsten Momenten an Frau Allert-Wybranietz seine Herrin findet; daß man ja schon etwas länger und schon echte hundert Jahre lang allerhand Fünfpfennigschmarren für Sozialismuskunst ausschreit; und daß unsereins, so der spätgelesene Poet Peter Hacks nebenberuflich nutzbringend Stücke, Erzählungen und ästhetische Theorie betreibt, hier den Zustimmungsfaktor evtl. geringfügig zurückfahren darf.

Oder sollte mir die winzige, feine Ironie obiger Strophen, zu schmücken künftig das Brandenburger Tor, an jenem Abend entgangen sein? Zu dumm. Das Bier wäre ganz umsonst gewesen.

Konkret 01/00, S. 52

André Thiele

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Hegel, *Rechtsphilosophie*, Vorrede, Absatz 3, adaptiert: Daß aber die poetische Art des Fortschreitens und des Behauptens, diese poetische Erkenntnisweise überhaupt, wesentlich sich von anderer Erkenntnisweise unterscheidet, wird hier vorausgesetzt. Die Einsicht in die Notwendigkeit einer solchen Verschiedenheit kann es allein sein, was die Poesie aus dem schmählichen Verfall, in welchen sie in unsern Zeiten versunken ist, herauszureißen vermögen wird.

Kann man zu gut recht haben?

Hegel, a.a.O., Absatz 4, adaptiert: Vornehmlich hat man vielfältige Gelegenheit, sich über den Ton und die Prätention, die sich dabei zu erkennen gibt, zu verwundern, nämlich als ob es der Welt nur noch an diesen eifrigen Verbreitern von Meinungen gefehlt hätte und als ob der aufgewärmte Kohl neue und unerhörte Wahrheiten brächte und vornehmlich immer »in jetziger Zeit« hauptsächlich zu beherzigen wäre.

Niemand lebt gern heute. Alles ist so mies. Nicht einmal Niedergang können die. Aber deswegen gleich sich gehen lassen? Deswegen gleich sich eine Meinung zuziehen?

Ich habe einen Mann sagen hören, der Mund einer Frau sei auch nur das obere Ende ihres Verdauungstraktes. Diese Sichtweise, die sich die kritische nennt, ist möglich. Möglich ist auch, das Atmen einzustellen, diese tatsächlich monotone und fragwürdige Betätigung. Die kritische Weise ist die billigste von allen.

Man trägt Vorbehalt. Lassen wir diesen Unfug. Verwenden wir uns nicht darauf zu fragen, ob wir für oder gegen die Alpen sind. Das Geistesgebäude des Dichters Peter Hacks ist so unendlich viel reicher als jede mögliche Kritik an ihm, warum die eigene Armut pflegen? Lieber Adept als a Depp.

Meine Haltung ist folglich nicht aus mystifizierender Beleidigtkeit, sondern aus geistiger Ökonomie.

Zu Goethe gibt es 1 Million Bücher. Zu Hacks wird es keine 1Million Bücher geben. Das ist nicht eine Frage des Ranges, sondern eine der Zukunft. 95 Prozent der Bücher zu Goethe stammen von Goethe-Feinden. Die Zukunft wird weder Goethe-, noch Hacks-, noch sonst Menschen-Feinde kennen, wenigstens nicht gedruckt.

Die Schuld des Peter Hacks ist, neben der Höhe seines Bewußtseins (die ihm schwerlich verziehen werden wird), das wunderbar Un-Besondere seiner Sprache. Nichts wirkt arroganter als gutes Deutsch.

Wo die Sittlichkeit Randerscheinung ist, ist die Allgemeinheit Paria. Das zukünftig Gültige hat die Eigenschaft, sich vorab in Einzelnen zu erproben. So in Shakespeare, so in Goethe, so in Hegel, so in Marx. Der Vorgang heißt Genie. Das Unverstandene an Hacks (wie an Shakespeare, an Goethe, an Hegel, an Marx) ist das noch nicht erreichte Notwendige der menschlichen Entwicklung.

Wer aus den »Jetztzeit«-Gedichten keinen Mut schöpft, darf immer noch die Hoffnung hegen, daß andere ihn schöpfen. Dem Menschen ist die Welt nicht auszutreiben. Und bloß in Hacks' sich hebendem Gemüt / Seh' ich die Landschaft, die hier einmal blüht.

Konkret 01/00, S. 53

Georg Fülberth

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Mit »Jetztzeit« setzt Peter Hacks fort, was er in den sechziger Jahren begonnen hat: den Versuch, eine große Möglichkeit zu zeigen, jetzt allerdings auch in ihrer Zerstörung. Deshalb ist es in großen Teilen ein Requiem auf die Deutsche Demokratische Republik geworden. Das Ergebnis verhält sich hermetisch zu *Fischers Weltalmanach*, den Dossiers der Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit und den Anmutungen der Solidarischen Kritik. Auch für das Angekumpeltwerden ist es nicht geeignet. Wer, sich begeistert auf die Schenkel schlagend, dem Autor zuruft: »Genau! So war es!«, ist als einer, der mit seiner Gemahlin im Traum ins Kino geht, identifiziert.

Es handelt sich nicht um eine Projektion, sondern um ein Produkt – sei es der Geschichte (das dürfte die Meinung von Hacks sein), sei es des Dichters. Wenn der sagt: »Vaterland«, entsteht etwas völlig Neues. Das Tabu, welches damit angeblich gebrochen wird, ist das der anderen. Wer sich nicht provozieren läßt, provoziert. Es ist nach Brecht, Becher und Süverkrüp der vierte Versuch, die Linie des Hoffmann von Fallersleben zu revidieren. (Walther von der Vogelweide war vorher.)

Wer »Denkmal für ein Denkmal (I)« aufsagt, wird spätestens beim zweiten Mal bemerken, daß »Nikita« sich nicht auf »Gebiet*er*« reimt, sondern auf »Gebiet*a*«, was der Klage des Autors entspricht, daß durch die Tat dieses – wie er ihn nennt – plumpen Narren der bessere Teil des Weltlaufs zur Heimatgeschichte und das Heldengedicht zum Heimatgedicht degradiert worden ist. (Ein lieblicher Gedanke: Die Verse von Hacks werden auf absehbare Zeit in den repräsentativen Anthologien fehlen, wodurch ein Centre of Excellence im Untergrund das, was sich oberhalb spreizt, gründlich relativiert.)

Kaum bemerkt wurde, daß auch der Klassizismus bei diesem Autor eine Haltung ist, die er aufgeben kann, wenn sie nichts mehr taugt. Das Gedicht »Blick auf meine Stadt« zeigt, weshalb er Arno Schmidt ein Genie nennen darf. Stellt Hacks Bargfeld her, mag der Gemeinderat eines Ortes gleichen Namens sich beschweren. Die Sache ist aber nun einmal in der Welt und nicht mehr wegzubekommen.

Nicht viel anders als beim im übrigen von Hacks abgelegten Brecht bleibt der Produzent neben dem Erzeugnis sichtbar: als ein Mann, dem nicht immer das Auge unbefeuchtet bleibt, der erst mittags aufsteht und dann aus dem Fenster guckt, als einer, dem nach der großen Schreckenswende manchmal fast gar nichts mehr Spaß macht.

Auch das Publikum kann einen eigenen Platz haben, so es denn will. Nehmen wir das meistbekämpfte Gedicht: »Venus und Stalin«. Die zweite Strophe beginnt mit: »Er, nebst noch einer Schreibkraft«. Die Göttin ist vollkommen ausgestaltet, wir können an ihr nichts ändern. Aber die Schreibkraft! Das bürokratische »nebst« weist uns zwar die Richtung – wir wissen: sie ist vollständig bekleidet, wahrscheinlich weniger vorteilhaft als der Fürst – , engt uns aber nicht ein.

Dieses Loch im Gemälde fanden Sie in anderer Leute Stalin-Hymnen nicht.

Konkret 01/00, S. 53

Frank Schäfer

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Was mich an Rayk Wielands konziser Hacks-Apologie ein wenig stört, ist seine – obschon zur ersten Klärung vielleicht notwendige – Reduktion der Gedichte auf die darin vertretenen konkreten (oder gerade eben nicht konkreten) inhaltlichen resp. politischen Standpunkte. Nun muß man angesichts dieser kleinen Kasualpoesien ja auch nicht gleich das ganz große Tintenfaß aufmachen und etwa mit Arno Schmidt die Ansicht vertreten, daß es »völlig gleich« sei, »ob der Dichter Stalin preist oder Eisenhower, Homer oder Karl May« (denn: »entscheidend für den dichterischen und den Lehrwert sind an sich nur Form und Sprache!«). Also, man kann da ruhig anderer Meinung sein, bei Tendenzdichtungen zumal, aber sollte doch andererseits nicht vergessen, daß hier Texte zur Rede stehen, die zunächst – oder doch immerhin auch – als ästhetische Gebilde überzeugen müssen. Etwa aufgrund ihres Metaphernreichtums, ihrer topischen Präzision, ihrer wie auch immer wohlgefügten metrischen Tektonik, ihrer Reimharmonie etc.

Man möge mir diese ein wenig studienrätlichen Einlassungen verzeihen, sie führen aber zum Eigentlichen: Der Umstand, daß in der laufenden Leserbrief-Debatte (und folglich auch in Wielands »Anmerkungen«) nicht über solche »Formalien« gesprochen wird, ist offensichtlich nur ein Indikator dafür, daß die Gedichte von Peter Hacks auf diesem Felde wenig zu bieten haben. Gibt es darin auch nur ein originelles Reimpaar? Es gibt sogar zwei. In »Blick auf meine Stadt« (4/99) kopuliert »liefest« immerhin mit »industriefest« und »Sweatshirt« mit »plätschert«. Mehr nicht.

Konkret 01/00, S. 54

Peter O. Chotjewitz

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Hin und wieder ein Gedicht
schreibt er noch aus Dichterpflicht.

Ich mag die Gedichte der Kolumne »Jetztzeit«. Sie sind kunstvoll, abwechslungsreich und jedes Mal überraschen sie mich mit einer anderen Pointe. Viele Gedichte haben erfreulich banale Gegenstände. Mal ist es das matschige Winterwetter, das dem Dichter mißfällt (2/98), mal freut er sich über die Frau des Gärtners, die eine Bronzestatue auf Hochglanz bringt und auch den Lümmel des Schmuckstücks wienert (4/98), und mal begnügt er sich mit praktischen Kalendersprüchen: »Die Bürgerrechtler machen viel Rumor. / Arbeitsrechtler kommen seltner vor.« Mal erfindet er sich eine Bande Straßenräuber, die auch Schecks in Zahlung nimmt (7/99, Vorsicht: Parabel), mal erfreut er mich mit erotischen Couplets (8/99: »Die ideale Liebe muß nicht stets / im Bette enden. Besser wär, sie täts«), und zu Neujahr (1/99) gab es den praktischen Neujahrswunsch: »Vor Luschen und Tüten / Soll Gott uns behüten.«

Derlei unterhaltsame Floskeln sind, wie die zahlreichen Unrichtigkeiten in diesen Gedichten, der »Zirkulationssphäre der Poesie« (Hacks) zuzurechnen. In Heft 8/98 ist ein Brief des Dichters abgedruckt, in dem er bekennt, daß es ihm in seinem Gedicht »Besuch in Bargfeld« nicht um die wirklichkeitsgetreue Wiedergabe des Zustandes der bekannten Reemtsma-Gedenkstätte ging.

Gedenkstätten besucht und bedichtet der Dichter übrigens gerne. In 6/99 besucht er eine Thälmanngedenkstätte, in 10/99 bedauert er die Verwüstung eines Lenindenkmals, in 9/99 träumt er von einem Film, in dem ein Stalindenkmal vorkommt. Genau betrachtet sind die meisten Hacks-Gedichte Denkmale. Schon in 1/98 plädierte er dafür, Walter Ulbricht in die Gedenkfeier für Luxemburg und Liebknecht einzubeziehen.

In der entscheidenden Zukunftsfrage schwankt der Autor verständlicherweise. »Die große Schreckenswende«, die Niederlage der DDR, kommt mehrfach vor: »die Epoche sinkt«, »die finale Niedergangsepoche«. Im Rückblick erscheint die DDR als Paradies, das von bösen Buben geschändet wurde. Die Szene: Stalin in freier Natur, Papierkram erledigend, mit der (natürlich nackten) Allegorie der Liebe ist eine poetologisch perfekte Wunschvorstellung und so vergnüglich wie die, alle Bettler könnten sammeln für den Bau einer Guillotine, mit der die versammelten Bürgerrechtler und gewendeten Sozialisten samt Gysi und Brie öffentlich geköpft werden.

In der Leserschaft haben diese Gedichte (es ist etwa die Hälfte) einige Unruhe ausgelöst. Sie sind weniger elitär, als man glaubt. Die »antideutsche« Fraktion ist erheblich, der Ärger über die »Wiedervereinigung« weit verbreitet, und keiner wird heute mehr bestreiten, sondern eher mit Stolz verkünden, daß mit dem posthumen Sturz Stalins durch Chruschtschow und Konsorten Mitte der 50er Jahre begonnen wurde, was Gorbatschow 30 Jahre später beenden konnte: die Restauration des vorkommunistischen Chaos.

Wieviele Nachrichten über den Kommunismus dem propagandistischen Kalkül des fortdauernden ideologischen Kampfes geschuldet waren, werden zukünftige Historiker eruieren oder auch nicht. Nichts belegt dagegen die Vermutung, daß Hacks' Verzweiflung über das gemeine Ende der sozialen Hoffnungen, die das Industriezeitalter von Anfang an begleitet haben, und sein Optimismus in eine neue Epoche sozialer Revolution eine Ignorierung und Billigung der Opfer beinhalten, mit denen die sozialistischen Versuche im 20. Jahrhundert erkämpft wurden.

Bei Hacks haben die Provokationen und Unkorrektheiten die gleiche Funktion wie in der Dichtkunst seit eh und je: Sie entschleiern die Klischees und den herrschenden Opportunismus des politischen Denkens. Als »Saturierungsästhetik« bezeichnete Max Bense einst den Stil von Günter Grass. Hacks' Texte sind »Provokationsästhetik« in meisterhaftem Gewand.

Konkret 01/00, S. 54

Kay Sokolowsky

Reimpatrouille

In KONKRET 12/99 wurde, nach 24 Folgen, Peter Hacks' Gedichtreihe »Jetztzeit« abgeschlossen. Es ist jetzt Zeit, darüber zu reden. Elf Autoren geben, anschließend an Rayk Wielands Hacks-Verteidigung in Literatur Konkret 1999, Bescheid

Der Glaube an die Macht des Wortes, das in KONKRET steht, kommt, bei aller Passion, die eins als Autor dieses Blattes schon haben muß, mir angesichts der Weltläufte und der waltenden, der rasenden Verblödung regelmäßig abhanden; doch Peter Hacks »Jetztzeit«-Gedichte resp. die Reaktionen, welche sie aufreizen, schenken mir den Glauben regelmäßig zurück. Schon dafür muß ich sie loben. Und es kann ja wohl nicht Dreck pur sein, was derart ernstgenommen wird. Komme mir keiner mit dem Hinweis auf die Prominenz des Dichters (von wegen: »which noble mind is here o erthrown«). Stünde, sagen wir mal, der Name Franz Marius Weetenkamp über der Rubrik, das Publikum schriee bestimmt noch lauter »Buh« oder »Bravo«.

Ich bin also kein Verächter der »Jetztzeit«. Das gigantische Selbstbewußtsein, das sich da zeigt, diese vollendete Verachtung all dessen, was es braucht, um in der, dieser Jetztzeit, der widerlichen (habe ich schon gesagt, wie genial ich den Serientitel finde? Ich finde den Serientitel genial), für einen vernünftigen Menschen zu gelten, die majestätische Geste, mit welcher der Poet Stalin restauriert, Schmidt wider die Schmidtstiftung reklamiert, die Konterrevolution wegrasiert (für die Guillotinenmetapher »Köpfehobel« will ich Dr. Hacks Lob zollen immerdar!) und dem Phallus die Lanze bricht (bzw.: eben nicht) – all dies, dies alles ist als ästhetische Leistung unbedingt zu bewundern.

Stil hat viel mit Konsequenz zu tun (deshalb besitzt Biermann keinen); und so konsequent den Kommunisten, wie er im Schwarzbuch steht, den hoch- bis omnipotenten Bonvivant und Geistesaristokraten herauskehren, gelänge einem Senilen nie. Ich nehme an, daß die Hasser der »Jetztzeit«, wiewohl sie Hacks unter Verdacht von Alzheimer stellen, durchaus wissen, daß der Dichter im Komplettbesitz seiner geistigen Kräfte ist. Würde sich sonst das Schimpfen lohnen? Wäre es, wäre Hacks tatsächlich senil, nicht taktlos, ja: ein Ausweis von übler Gesinnung, dem Kranken seine Krankheit anzukreiden? Aber sie pöbeln und pissen den sehr großen Poeten an, weil sie sich anders nicht zu helfen wissen. Einen schöneren Beleg für die eigentümliche Ausstrahlung, die Sprachmagie der »Jetztzeit«-Gedichte findst du nit als in den wütenden psychiatrischen Attesten der Gegner.

Kollege Wieland hat eher unrecht, wenn er hie und da Ironie konstatiert. Der Verfasser der »Jetztzeit« verharrt fernab aller Ironie. Und – mag es auch platt und peinlich sein, Selbstverständlichkeiten zu wiederholen, ich genehmige mir die Trivialität – der Verfasser heißt zwar Peter Hacks, er ist es freilich nicht. (Dgl. lernt der Philologe im Proseminar I a.) Der Autor der »Jetztzeit«-Couplets und -Elegien und a-b-b-a-Vierzeiler usw. glaubt jedes Wort, das er reimt, und wäre es anders, das Zeug gälte keinen Pfifferling. Wie oben geschrieben: Hier wird posiert. Aber ohne jede Koketterie. Ironisch dürfte das Verhältnis von Hacks zum Dichter »Hacks« sein. In den Versen selbst herrscht allerdings und ohne Rest die eigentliche Rede. Welch eine mimische, mimetische Leistung! Das mußt du erst mal bringen! Hacks bringt s. Und ist es, frei nach Arno Schmidt, wurscht, ob einer Marx oder die Jungfrau Maria besingt, nur: »gut sollte er singen!« – dann, bitte, erfreue man sich lieber an planvoll schrägen Endreimen wie »habendes / Abendes« oder »beträchtliche / Geschlechtliche« und an den ungebrochen-unironisch bunten Vernichtungs- oder Vögelphantasien des Poeten, als die Zeit damit zu verschwenden, ihm zuzublöken, wie zynisch (alt.: »patriarchalisch-sabbernd«) er sich schon wieder gebärde.

Zum Schluß noch dies: Die Metrik und Assonanzentechnik der »Jetztzeit«-Episoden scheint mir vehement beeinflußt von Wilhelm Busch. Ich laß mir in diesem Punkt gern widersprechen. Dennoch halte ich es für einen ernsten Mangel, daß die Gedichte c/o KONKRET unillustriert weggedruckt wurden. Die Tradition z. B. von »Denkmal für ein Denkmal (I)« weist weit zurück in die Zeiten des Bänkelsangs, und (darüber habe ich in Proseminar I b einst ein Referat absolviert) ohne »Schilder« zum Bänkelgesang (Blütejahre: vor 1800) ist die Sache schlicht unvollständig. Ob das »Politbureau« (Wieland) dem Defizit demnächst mal abhelfen könnte? Ansonsten jedoch kann ich nur bitten: Weitermachen! KONKRET sowohl wie (Tusch:) Doktor Peter Hacks!

Konkret 01/00, S. 55

Felicita Reuschling

Buch & Deckel

Simone Borowiak: Pawlows Kinder. 256 Seiten, Eichborn Verlag, Frankfurt a. M. 1999, 39,90 Mark

Das bisherige Publikum der als Satirikerin geschätzten Simone Borowiak hätte sicher keinen Entwicklungsroman über die Insassen und Lehrer eines Internats in die Hand genommen, stammte er nicht von dieser Autorin. Doch die bekannt anmutende anfängliche ironische Distanz zu den Dramatis personae und ihrem resignierten Provinzdasein weicht leider viel zu schnell einem vertraulichen Ton, der den Lesenden die Pädagogenseelen näherbringt. Das psychologisierende Moment erschöpft sich dabei in der Regel in so schlichten Einsichten wie der, daß auch jedes Arschloch letztlich doch nur um Anerkennung buhlt.

Zweifelhaft ist nicht unbedingt die persönliche Motivation der Autorin (selbst ein Internatskind), sondern die gelegentlich rührseligen Ausfälle, wenn Gemeinschaftsgefühle geschildert werden. Ab Seite 100 gerät die Leserin langsam in den Anstaltsrausch, wird der Alltagszyklen des pädagogischen Privat-Instituts teilhaftig und durch diese aufgesogen, wird Teil der Gemeinschaft, so wie die lieben schwierigen Individuen, die porträtiert werden. Schmökerqualitäten kam man dem Buch nicht ganz absprechen, doch da das Internatsleben wohl tatsächlich von langweiliger Tristesse geprägt ist, rutscht die Erzählung streckenweise auf das Niveau von harmlosen *Hanni und Nanni*-Schüleranekdoten ab. Insbesondere die Glücksphantasien von einem erfüllten Internatsleben, das die vorher erlittenen Schädigungen (selbst der sensible Junglehrer outet sich am Ende als Opfer eines Kindesmißbrauchs) lindert und für eine bessere Zukunft – im Eigenheim mit Kind und Hund – rüstet, wirken dabei selbstgestrickt familiär. Satire würde die Leserschaft über derartige Widersprüche stolpern lassen und von einfühlender Identifikation abhalten. Borowiak aber will hier weder kritische Distanz zu ihren Protagonisten noch sie der Lächerlichkeit preisgeben, sondern diese lieber zu kleinen Helden ausmalen.

Konkret 01/00, S. 55

Michael Rudolf

Buch & Deckel

Joachim Lottmann: Deutsche Einheit. Ein historischer Roman aus dem Jahr 1995. Haffmans Verlag, Zürich 1999, 384 Seiten, 39 Mark

Das Schönste am ganzen Buch ist die Umschlaggestaltung. Das mal vorneweg. Weiterhin als schön darf gelten, daß es Lottmann überzeugend gelungen ist, einen Protagonisten agieren zu lassen, den man im Osten prinzipiell hassen wird.

Ein Erzähler kommt nach Berlin, um *den* Deutschlandroman zu schreiben. Freunde stellen ihm dafür die Mittel bereit. Das ist Running gag Numero 1: Diese Freunde sind höchstvermutlich identisch mit seinem Verlag. Ein Auto besorgen sie ihm, ein Treffen mit Marcel Reich-Ranicki, ein Stipendium in der maßgeblichen Berliner Literatenvilla. Sie versorgen ihn mit Beziehungen, mit Freundinnen, allem möglichen. Vergeblich. Ein weiterer Running gag ist Bret Easton Ellis, mit dem der Erzähler nahezu jeden Gesprächspartner agitiert, und dann wäre da noch Christian Kracht. Ein weiterer Running gag. Sind jetzt drei.

Leider ist Lottmann anzumerken, daß er mit der Komik einen durch hochpastöses Venenblut besiegelten Teufelspakt geschlossen haben muß. Hochpastös meint, daß wir mit einem krachbunten Blütenstrauß aller nur erdenklichen Parodien konfrontiert werden, die wir alle schon mal woanders gelesen haben. Für sich wirken sie recht spaßig; am Stück, in einem 384-Seiten-Buch, sind sie ermüdend wie erklärte Witze. Hochpastös meint ferner, daß wir mit dem unsäglichsten Begriffspaar der letzten zehn Jahre beballert werden, so daß sehr, sehr oft der Wille zum Wiederzuklappen des Buches alle anderen Willensausbildungen im schüchternsten Keim schon erstickt. Merke: Wer heutzutage noch »Wessi« und »Ossi« gebraucht, hat eindeutig zuviel in der »Zeit« gelesen oder zuviel für sie geschrieben. Andererseits sind die ironischen Ebenen so vielgestalt, daß sich eine Kritik an *Deutsche Einheit* von vornherein verbietet, weil es Lottmann – und das sogar einigermaßen originell – gelingt, jeglichen Kritikansatz zu antizipieren, damit zu spielen, bereits im Erzählfluß des Ich-Erzählers darauf zu reagieren. Gute Idee. Die einzige.

Warum aber, so wäre abschließend zu fragen, warum, wenn man überhaupt keine deutsche Einheit haben will, warum dann noch einen Roman darüber? Und wenn er zehnmal komisch wäre.

Konkret 01/00, S. 55

Thomas Schaefer

Buch & Deckel

Sebastian Faulks: Die Liebe der Charlotte Gray. Deutsch von Karin Szpott. C. Bertelsmann Verlag, München 1999, 543 Seiten, 48 Mark

Grandios, so wurde mir von verschiedenen Seiten bedeutet, sei Sebastian Faulks' den Ersten Weltkrieg sehr realistisch thematisierendes Romandebüt *Gesang vom großen Feuer* gewesen. Entsprechend motiviert machte ich mich an die Lektüre von Faulks' neuem Roman *Die Liebe der Charlotte Gray*, der mir in die Hände geriet und diesmal im WK II angesiedelt ist. Doch schon ab dem dritten Satz der Liebesgeschichte zwischen dem RAF-Piloten Peter Gregory und der »jungen Charlotte«, die »ihren Geliebten hinter den feindlichen Linien« sucht, kam ich ins Grübeln – und Zitieren: *Der Mond stand groß und still am Himmel* (wo er doch sonst je nach Stimmung laut und vernehmlich wimmert, grummelt, keckert, summt usw.), *während weiße Wolkenfetzen vorbeiflogen und sich in der Dunkelheit auflösten wie Rauch* (naja). *Er* (der Mond?) *begann, über den Rasen zu stapfen, mit jedem Schritt kämpfte er gegen die Last des Fallschirms an, der hinter ihm bis in die Kniekehlen hing* (nicht vor ihm bis in die Kniekehlen?), *so daß er nur ruckartig und schlingernd vorwärts kam. Er* (immer noch der Mond?) *hörte das Fahrrad des Mechanikers klappern, das rechts von ihm* (wem?) *über den gefrorenen Boden schlitterte* (also klappernd samt Mechaniker in die Büsche flutschte oder was?). *Die Kette müßte geölt werden, dachte er* (damit der Boden taut und das Schlittern aufhört?). *Der Mann fuhr im falschen Gang* (den man selbstredend am falschen Klappern erkennt), *und immer wenn sich das Rad drehte* (das Fahrrad als Ganzes oder eines der Fahrradräder oder irgendein ganz anderes?), *kam der Reifen mit dem Schutzblech in Berührung und verursachte ein rhythmisches Schleifgeräusch. Vor sich konnte er die Umrisse seines Flugzeugs erkennen. Bei Nacht war es riesig* (tagsüber pflegen Flugzeuge eher klein auszufallen)*, der Dreiblattpropeller schwebte diagonal in der Luft* (wo die Dinger doch normalerweise horizontal oder vertikal durch den Äther flattern).

An diesem Punkt, mitten im nunmehr neunten Satz, habe ich resigniert. Aber vielleicht muß man diesen Sprachmüll ja gar nicht Herrn Faulks anlasten, sondern seiner Mechanikerin, pardon: Übersetzerin. Die will ich aber hier nicht mit Kritik ölen, ist sie doch allein mit ihrem Namen schon ausreichend gestraft: Karin Szpott. Deshalb genug desselben.

Konkret 01/00, S. 56

Matthias Küntzel

Kein spezifisch deutsches Problem?

Zweiter Teil eines Beitrags über die Versuche der Kritischen Theorie, den Holocaust zu verstehen

»Elemente des Antisemitismus«

Der gut 40seitige Schlußteil der Horkheimer/Adornoschen *Dialektik der Aufklärung* ist in sieben Abschnitte unterteilt, von denen die ersten sechs 1944 und der siebte 1947, unmittelbar vor der Drucklegung verfaßt worden sind. In jenen Abschnitten werden »thesenhaft«, wie es in der Einleitung von 1944 heißt, unterschiedliche Aspekte des Antisemitismus behandelt, die beziehungslos, z.T. auch sich widersprechend, nebeneinander stehen. Als Theorie in keiner Weise synthetisiert, sind diese Ausführungen in der Tat *Elemente* geblieben.

Schon im ersten Abschnitt wird die frühere Position der Autoren, derzufolge der Antisemitismus der Bevölkerung gegenüber hauptsächlich als Einschüchterung gebraucht werde, revidiert. Für die Faschisten seien die Juden »die Gegenrasse, das negative Prinzip als solches; von ihrer Ausrottung soll das Glück der Welt abhängen.«1 Die dann folgenden Abschnitte sind dem Versuch gewidmet, das Motiv jenes Ausrottungswunsches zu bestimmen. Zu diesem Zweck verabschieden sich Horkheimer und Adorno von den »bündig rationalen, ökonomischen und politischen Erklärungen und Gegenargumenten« zum Antisemitismus, da mit ihnen das »intentionslose« antisemitische Handeln nicht zu erfassen sei. Die antisemitische Tat wird nicht länger als ein Mittel zum Zweck, sondern als »wirklich autonomer Selbstzweck« dargestellt. Warum aber zielte jener Ausbruchsversuch ausgerechnet auf die Juden?

Die ökonomische Herleitung des bürgerlichen Antisemitismus, die Horkheimer und Adorno an dieser Stelle liefern, gehört zu den bis heute tragfähigsten Aspekten der *Elemente*. Die Juden werden hier nicht länger mit der Sphäre der Zirkulation identifiziert, sondern der Umstand, daß gerade die Sphäre der Zirkulation für die Ausbeutung verantwortlich gemacht wird, als gesellschaftlich notwendiger Schein entmystifiziert. Das Trugbild, wonach »die Juden« für die – der Sphäre der Zirkulation zugeschriebene – Ausbeutung verantwortlich seien, wird hier als eine zentrale Metapher bürgerlicher Vergesellschaftung identifiziert. Im konformierenden Haßausbruch gegen die Juden werde zugleich »die Rebellion der unterdrückten Natur gegen die Herrschaft unmittelbar der Herrschaft nutzbar« gemacht. Der letzte der 1944 formulierten Abschnitte konzentriert sich vollständig auf die psychologische Disposition der Antisemiten, die als eine Art Trieb zur »pathischen Projektion« charakterisiert wird: »Regungen, die vom Subjekt als dessen eigene nicht durchgelassen werden und ihm doch eigen sind, werden dem Objekt zugeschrieben: dem prospektiven Opfer. ... Stets hat der blind Mordlustige im Opfer den Verfolger gesehen, von dem er verzweifelt sich zur Notwehr treiben ließ.«

Umfassender und radikaler als je ein Text zuvor haben die *Elemente* den Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Grundlage und subjektiver Konstitution herausgearbeitet. Dennoch wird auch in diesem Text die Eigenmächtigkeit der antisemitischen Ideologie unterschätzt. In dem folgend zitierten Abschnitt aus den *Elementen* sind in komprimierter Form all diejenigen Prämissen einer Antisemitismus-Deutung enthalten, die nach heutigem Kenntnisstand, bezogen auf den Holocaust, zu revidieren sind: »Als blind Zuschlagende und blind Abwehrende gehören Verfolger und Opfer noch dem gleichen Kreis des Unheils an. Die antisemitische Verhaltensweise wird in den Situationen ausgelöst, in denen verblendete, der Subjektivität beraubte Menschen als Subjekte losgelassen werden. Was sie tun, sind – für die Beteiligten – tödliche und dabei sinnleere Reaktionen, wie Behavioristen sie feststellen, ohne sie zu deuten. ... Erst die Blindheit des Antisemitismus, seine Intentionslosigkeit verleiht der Erklärung, er sei ein Ventil, ihr Maß an Wahrheit. Die Wut entlädt sich auf den, der auffällt ohne Schutz. Und wie die Opfer untereinander auswechselbar sind, je nach der Konstellation Vagabunden, Juden, Protestanten, Katholiken, kann jedes von ihnen anstelle der Mörder treten, in derselben blinden Lust des Totschlags, sobald es als die Norm sich mächtig fühlt. ... Die Erwachsenen, denen der Ruf nach Judenblut zur zweiten Natur geworden ist«, heißt es weiter, »wissen so wenig warum, wie die Jugend, die es vergießen soll. Die hohen Auftraggeber freilich, die es wissen, hassen die Juden nicht und lieben nicht die Gefolgschaft.«

Erstens hat die These von der Auswechselbarkeit der Opfer – Juden, Protestanten oder Katholiken – mit der realen Erscheinungsform des pogromistischen wie auch des staatlich und industriell organisierten Judenmordes wenig zu tun. Es ist hinlänglich bekannt, daß die Verfolgung der Juden mit einer auf Vernichtung zielenden Radikalität praktiziert worden ist, wie sie – von Sinti und Roma abgesehen – für keine andere Opfergruppe auszumachen war. Zweitens wird mit der Behauptung von der »Intentionslosigkeit« des Antisemitismus, dessen »blinde« Wut sich auf den entlade, »der auffällt ohne Schutz«, dem Begriff des Antisemitismus jede Kontur genommen: Horkheimer und Adorno verallgemeinern damit den Antisemitismus zum Vorurteil gegenüber allem, das Differenz zum Allgemeinen in sich trägt.

Gewiß ist der Haß der gleichgerichteten Masse gegen die nicht-konforme Gruppe oder gegen das nicht-konforme Individuum eine sozialpsychologische Erscheinung, deren Evidenz nicht bestritten werden kann. Die Überschneidung dieser Erscheinung mit dem Antisemitismus des Dritten Reiches ist jedoch denkbar gering. Das Programm der Vernichtung

hatte sich unterschiedslos gegen alle als Juden markierte Menschen gerichtet; das Maß ihrer Angleichung und Konformität war vollständig egal. Zudem zeigt nicht zuletzt auch Goldhagens Analyse, daß hinsichtlich des Grades ihrer Mißhandlung die diversen Opfergruppen des Nationalsozialismus keineswegs austauschbar gewesen waren: Die Singularität des antijüdischen Verbrechens ging mit der ideologischen Singularität der antisemitischen Zuschreibung einher.

Drittens läuft gerade in Bezug auf Hitler-Deutschland die Charakterisierung der Täterinnen und Täter als »verblendete, der Subjektivität beraubte Menschen« auf eine Interpretation des Nationalsozialismus hinaus, die nicht erst seit Goldhagen mit dem Stand der Forschung über die deutsche Gesellschaft im Nationalsozialismus unvereinbar ist. Läßt sich für die Masse der Nicht-Herrschenden sagen, daß deren Vernichtungsantisemitismus in erster Linie als Ausdruck einer psychischen Deformation interpretiert werden muß, derzufolge »diejenigen, die zu schwach sind, sich der Realität entgegenzustellen, keine andere Wahl (haben), als sich auszulöschen, indem sie sich mit ihr identifizieren«?2 Keineswegs hatten die deutschen Rassistinnen und Rassisten, Antisemitinnen und Antisemiten sich als »zu schwach« erwiesen, »sich der Realität entgegenzustellen«, sondern in der Weimarer Phase und auch nach 1933 das staatliche Handeln durch pogromistischen Aktivismus nicht selten wirkungsvoll forciert. Außerdem legen Horkheimers Worte, denen zufolge die Schwachen »keine andere Wahl« gehabt hätten, als mit der Herrschaft sich zu identifizieren, eine Empathie mit den willigen Vollstreckern nahe, deren Verbrechen als gesellschaftlich und psychologisch geradezu determiniert erscheinen. Die Aporie dieser Position hat Adorno später, 1963, durchaus erkannt: »Der konsequente Determinismus hätte, so treu er die Unfreiheit der Menschen im Bestehenden ausspricht, der Praxis von Auschwitz nichts Triftiges entgegenzusetzen.«3 Die These der Subjektlosigkeit unterstellt nicht nur, daß die Identifikation mit einer barbarischen Realität eine »Auslöschung« der eigenen Natur auch dann zur Folge hat, wenn das Subjekt von jener Barbarei materiell und psychisch profitiert. Sondern sie dementiert auch fälschlich den Spielraum für individuelle Verantwortlichkeit, obwohl es »die Unfreiheit der Menschen im Bestehenden« selbst unter den Bedingungen des NS-Regimes für Deutsche nicht gab. Es existierte keine »terrorisierte deutsche Bevölkerung«, betont etwa David Bankier. Es gab keine »von Gehirnwäsche beeinflußte Gesellschaft. Ganz im Gegenteil war die Bevölkerung weder ruhig, noch war sie beeinflußt. Die Verfolgung einer antijüdischen Politik hing zu einem großen Teil von den Reaktionen der Bevölkerung ab. Es gibt überzeugende Beweise dafür, daß die Bevölkerung im großen und ganzen so lange mit den Angriffen auf die Juden einverstanden war, wie das weder die Interessen der Nichtjuden beeinträchtigte, noch die Interessen des Landes verletzte, besonders dessen Ansehen im Ausland.«4

Viertens kann von »hohen Auftraggebern«, die die Juden so wenig haßten, wie sie ihre eigene Gefolgschaft liebten, keine Rede sein: Die staatlich organisierte Vernichtung der europäischen Juden ist ohne die Besessenheit des auf Ausrottung der Juden zielenden Antisemitismus auch an der Spitze des NS-Staatsapparates nicht zu erklären. Für die Gruppe der Herrschenden war der Antisemitismus nicht taktisch, sondern todernst gemeint: »Daß die Legitimation der Ausrottung eines Volkes eingebunden ist in eine intellektuell anspruchsvoll drapierte und ›rationalen‹ Prinzipien folgende Analyse und Systematik der deutschen Besatzungspolitik, ist das Unerwartete, ja Unerträgliche: Weil es die Praxis des Völkermords einbindet in einen zwar weltanschaulich-dogmatisch hergeleiteten, aber kühl entwickelten Entwurf deutscher Großraumherrschaft.«5 Dieses »Unerwartete, ja Unerträgliche« zu sehen, waren Horkheimer und Adorno Ende der 40er Jahre noch nicht in der Lage. Ihnen galten die »hohen Auftraggeber« als die Akteure der faschistischen Politik, welche mit den psychischen Dispositionen ihrer Untertanen zum Zwecke der Herrschaftssicherung ihr böses Spiel treiben. Während vermeintlich eine Minderheit den Mord an den Juden aufgrund eines wie auch immer motivierten Herrschaftskalküls befahl, folgte die Masse diesem Ruf, da sie aufgrund ihrer dem Kapitalismus geschuldeten psychischen Deformation eine andere Wahl angeblich gar nicht hatte.

Dieser erste Versuch einer Interpretation der Vernichtung der europäischen Juden unter Heranziehung der Marxschen Theorie schlug in beide Richtungen fehl. Auch für ihre NS-Interpretation trifft somit zu, was Moishe Postone und Barbara Brick in Bezug auf die zu kurz gegriffene Kapitalismuskritik bei Pollock und Horkheimer herausgearbeitet haben: Horkheimer sei sich »der Unangemessenheit« der dem orthodoxen Marxismus zugrundeliegenden Theoreme »bewußt geworden, ohne jedoch (seine) Annahmen neu zu überdenken. Daraus entstand eine Revision und keine Überwindung der früheren marxistischen Position.«6

Leo Löwenthal, der die ersten drei Abschnitte der *Elemente* mit formulierte, war 1944 mit seiner Warnung, man dürfe die »beinahe totale Abwesenheit von praktizierter Humanität und Rebellion im Namen wirklicher Befreiung« bei den »deutschen Massen« nicht vernachlässigen, nicht durchgekommen.7 Die »Umwendung«, heißt es statt dessen apodiktisch in der Schlußpassage der *Elemente*, »hängt davon ab, ob die Beherrschten im Angesicht des absoluten Wahnsinns ihrer selbst mächtig werden und ihm Einhalt gebieten«: Es waren aber nicht jene »Beherrschten«, sondern die alliierten Streitkräfte, die jenem »absoluten Wahnsinn« Einhalt geboten. Die falsche Hoffnung verweist auf ein weiteres Moment eines zwar revidierten, jedoch nicht kritisch aufgehobenen Marxismus in der Kritischen Theorie, welcher uns im letzten Abschnitt dieser Skizze näher beschäftigen wird.

Universalisierung des Holocaust?

Vor dem Hintergrund einer Urgeschichte der Subjektivität will die *Dialektik der Aufklärung* zeigen, warum der nationalsozialistische Terror kein zufälliger Betriebsunfall der neueren Geschichte war, sondern zutiefst in den Grundzügen der abendländischen Zivilisation seine Wurzel hat. Im Faschismus sei »der unbedingte Realismus der zivilisierten Menschheit« kumuliert, heißt es dort, »der die Natur entvölkert und am Ende die Völker selbst«. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, war der Unterschied zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und den gegen Deutschland kriegführenden Staaten belanglos: Für den »Ozean der offenen Gewalt in Europa« wurden nicht Deutschland oder die Deutschen, sondern »die Herrschenden der bürgerlichen Welt«, das »neuzeitliche Bürgertum« und das »bürgerliche Individuum« verantwortlich gemacht. Die Besonderheiten Nazi-Deutschlands wurden nicht ignoriert, jedoch mit Verweis auf vergleichbare Tendenzen in westlichen Ländern relativiert. Es sei »kein bloßer Zufall, daß die große Explosion des Antisemitismus zuerst in Deutschland ausbrach«, schrieb Horkheimer 1944. »Wie dem auch sei«, fuhr er dann überraschend fort, »moderne zivilisierte Menschen haben bestimmte Züge gemeinsam. ... Die Hauptmerkmale destruktiven Hasses sind überall gleich. Sozialpolitische Prozesse bestimmen, ob sie manifest werden oder nicht.«8

Der Zusammenhang von bürgerlicher Gesellschaft und Vernichtung wird in der *Dialektik* zusätzlich radikalisiert, indem auch der millionenfache Mord an den Juden aus der abendländischen Zivilisation abgeleitet wird, die notwendig in Selbstdestruktion umgeschlagen sei. Der auf Auschwitz zulaufende Antisemitismus wird mit dem »Wesen der herrschenden Vernunft selber und der ihrem Bild entsprechenden Welt« erklärt.

Diese universalistische Interpretation des Nationalsozialismus folgte einer Prämisse, die die Kritische Theorie von Marx übernommen hatte: »Die große Industrie«, heißt es beispielsweise in der *Deutschen Ideologie*, »erzeugte im Allgemeinen überall dieselben Verhältnisse zwischen den Klassen der Gesellschaft und vernichtete dadurch die Besonderheit der einzelnen Nationalitäten.« Sie schuf »eine Klasse, die bei allen Nationen dasselbe Interesse hat und bei der die Nationalität schon vernichtet ist«.9 Der Gesichtspunkt universeller »Totalität« war zentral auch in dem legendären, von Horkheimer und Adorno rezipierten Buch *Geschichte und Klassenbewußtsein*, mit welchem Georg Lukács 1923 für die Strömung eines »westlichen Marximus« den Anstoß gab. Darin wird »den Entwicklungstendenzen der Geschichte eine höhere Wirklichkeit« beigemessen als »den ›Tatsachen‹ der bloßen Empirie«. Es habe sich gezeigt, so Lukács, »daß die Einfügung in die Totalität ... nicht nur unser Urteil über das einzelne Phänomen entscheidend ändert, sondern daß dadurch die ... inhaltliche Beschaffenheit des Einzelphänomens – als Einzelphänomen – eine grundlegende Änderung erfährt.«10 In diesem Sinne waren Horkheimer und Adorno darum bemüht, das »Einzelphänomen« des Nationalsozialismus in die Totalität eines einheitlich-universellen Geschichtsprozesses »einzufügen«: Der Sieg der NSDAP wurde nicht als das Ergebnis einer Massenbewegung interpretiert, die den marxistisch geschulten Theoretiker vor völlig neue Herausforderungen stellt, sondern als die Entscheidung »höchster Wirtschaftszweige, die zu der Überzeugung gekommen waren, der Faschismus sei der Ausweg aus ihren augenblicklichen Schwierigkeiten«.11 Der nationalsozialistische Vernichtungskrieg wurde als der Beginn einer neuen Epoche des Kapitalismus universalisiert: »In Europa bilden die Monopole mit ihrer Regierung ein undurchdringliches Dickicht gegen die Masse der Beherrschten«, schrieb Horkheimer 1942, »und die Größe und Vielfalt ihrer umspannenden Aufgaben ... schlägt ... in den Anschlag auf die Menschheit um. Dazu treibt sie unweigerlich die ökonomische Entwicklung selbst.«12

Selbst das Verbrechen an den Juden, dessen Monstrosität jedweder Verallgemeinerung im Wege steht, erscheint hier als die unabdingbare Konsequenz der die Zivilisation beherrschenden Rationalität. Die Numerierung der Häftlinge in den KZs wird mit der Einheitlichkeit der Autotypen und der Standardisierung der Radiomusik in den USA auf eine Stufe gestellt: »Was die Sadisten im Lager ihren Opfern ansagten: morgen wirst du als Rauch aus diesem Schornstein in den Himmel dich schlängeln, nennt die Gleichgültigkeit des Lebens jedes Einzelnen, auf welche Geschichte sich hinbewegt: Schon in seiner formalen Freiheit ist er so fungibel und ersetzbar wie dann unter den Tritten der Liquidatoren.«13 In den Konzentrationslagern habe sich nur fortgesetzt, »was die immanente Entwicklung der Technik ... längst entschieden hat. ... Und welchen Chauffierenden hätten nicht schon die Kräfte seines Motors in Versuchung geführt, das Ungeziefer der Straße, Passanten, Kinder und Radfahrer, zuschanden zu fahren. In den Bewegungen, welche die Maschinen von den sie Bedienenden verlangen, liegt schon das Gewaltsame, Zuschlagende, stoßweise Unaufhörliche der faschistischen Mißhandlungen.«14

Die von Goldhagen thematisierte Frage, warum die Auslöschung der Juden gerade in Deutschland und durch die Deutschen exekutiert wurde, blieb Horkheimer und Adorno hingegen Zeit ihres Lebens suspekt: »Keineswegs ist der totalitäre Antisemitismus ein spezifisch deutsches Phänomen«, erklärten sie noch 1959. »Versuche, ihn aus einer so fragwürdigen Entität wie dem Nationalcharakter ... abzuleiten, verharmlosen das zu begreifende Unbegreifliche. ... Das Rätsel verlangt nach seiner gesellschaftlichen Auflösung, und die ist in der Sphäre nationaler Besonderheiten unmöglich.«15 Zwar trifft es zu, daß der »totalitäre Antisemitismus« kein spezifisch deutsches Phänomen ist; daß aber die »gesellschaftliche Auflösung« seiner Verwirklichung »in der Sphäre nationaler Besonderheiten unmöglich« sei, ist nicht nur falsch, sondern läuft zugleich auf eine Relativierung der spezifischen Verantwortung der Deutschen für das »nationale Projekt« der Judenvernichtung hinaus. Zutreffend hat Lars Rensmann in seiner Studie *Kritische Theorie über den Antisemitismus* gerade hier »den eigentlich blinden Fleck der Kritischen Theorie« ausgemacht: »Die bedeutendste theoretische Leerstelle der Frankfurter ist,

den Besonderheiten der deutschen politischen Kultur und Geistesgeschichte, ihrer Mentalitätsbestände und spezifischen Vorurteilstraditionen nicht Rechnung getragen zu haben. ... Der vereinzelt aufscheinenden Erkenntnis Adornos, daß es kein Zufall war, daß Hitler in Deutschland hinaufgelangte, fehlt die theoretische Unterfütterung.«16

Nicht die moderne kapitalistische Gesellschaft ist im Holocaust zu sich gekommen, sondern er ist der Sonderfall, dessen gesellschaftliche Urgründe zwar in allen warenproduzierenden Gesellschaften nachzuweisen sind, dessen konkrete Form sich der Verallgemeinerung jedoch entzieht. Der Vernichtungswille gegen die Juden wurde nicht einfach nur von der »falsche(n) gesellschaftlichen Ordnung aus sich heraus produziert«, wie es in der *Dialektik* heißt, sondern hat zugleich Gründe, die mit der Spezifik der ökonomischen, politischen und kulturellen Entwicklung in Deutschland untrennbar verwoben sind. Dialektisch sind »gesellschaftliche Auflösung« und »nationale Sonderheit« ineinander verschränkt.

Fassen wir zusammen: Zwar hebt sich das Werk Horkheimers und Adornos von den Prämissen des orthodoxen Marxismus insbesondere darin ab, daß sie »Auschwitz« zum neuen Ausgangspunkt ihrer Gesellschaftstheorie erhoben und dem Nachleben des Nationalsozialismus in der postfaschistischen deutschen Demokratie eine größere Bedeutung als alle anderen Denkschulen beimaßen. Im Bewußtsein der Unangemessenheit der dem orthodoxen Marxismus zugrundeliegenden Theoreme waren sie jedoch noch nicht in der Lage, deren Annahmen vor dem Hintergrund der deutschen Vernichtungspolitik wirklich neu zu überdenken:

lDie Kritischen Theoretiker wollten sich nicht von der Grundannahme einer ökonomisch bestimmten Dichotomie zwischen Herrschenden und Beherrschten lösen, die sie gerade auch für das nationalsozialistische Deutschland glaubten festmachen zu können.

lSie unterschätzten die Eigenmächtigkeit der antisemitischen Ideologie, die von ihnen in erster Linie als funktionalistisches Herrschaftinstrument interpretiert wurde.

lIhr an Marx und Lukács anknüpfender Universalismus, der den Judenmord aus der Gesamtgeschichte abendländischer Zivilisation ableitete, hielt sie davor zurück, den Besonderheiten der deutschen politischen Kultur- und Geistesgeschichte Rechnung zu tragen.

Als Sonderfall ragt der Holocaust, um eine Metapher von Jehuda Bauer zu gebrauchen, wie ein gewaltiger Vulkan aus einer dunklen und bedrohlichen Landschaft hervor; als eine Erscheinung also, die untrennbar mit dieser Landschaft verbunden ist und sich dennoch markant von ihr abhebt.17 Die Düsternis der durch die Wertvergesellschaftung gezeichneten Ebene, aus der jener Vulkan wuchs, wurde von Horkheimer und Adorno meisterhaft beschrieben und erklärt. Der Vulkan selbst und dessen Besonderheit entzog sich jedoch ihrem Blick: Die äußerste Radikalität ihrer Gesellschaftskritik, die gegen jede Gleichschaltung sonst revoltiert, wurde gleichsam erkauft durch die brutale Einebnung all jener Besonderheiten, durch die die millionenfache Vernichtung der europäischen Juden gekennzeichnet ist.

Daniel Goldhagen wiederum, dessen bahnbrechende Studie über Hitlers willige Vollstrecker bestimmte Konturen des Vulkans detailgenauer nachzeichnete, als dies anderen Studien über den Holocaust je gelang, hat den Berg der Vernichtung von der Umgebung, aus der heraus er entstand, abgeschnitten, die Ideologiegeschichte der Deutschen also von ihren ökonomischen und politischen Voraussetzungen getrennt. Auf eine Erkenntnis der Verbindungsstränge zwischen der partikularen Verheerung und ihrem universellen Hintergrund aber käme es gerade an. Die bisher nicht beantwortete Frage lautet: Wie kann die von Marx begonnene Kritik der politischen Ökonomie mit der von Goldhagen gelieferten Empirie synthetisiert werden, ohne daß die Kritische Theorie der Empirie in den Rücken fällt?

Anmerkungen:

1 Horkheimer/Adorno: *Die Dialektik der Aufklärung*. Frankfurt/M. 1996, S. 177

2 Max Horkheimer: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*. Frankfurt/M. 1985, S. 111

3 Theodor W. Adorno: »Sexualtabus und Recht heute«, in: *Gesammelte Schriften* Bd. 10.2, Frankfurt/M. 1977, S. 550

4 David Bankier: *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die »Endlösung« und die Deutschen. Eine Berichtigung*. Berlin 1995, S. 102

5 Ulrich Herbert: *Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989.* Bonn 1996, S. 284; Herbert weist an gleicher Stelle darauf hin, daß Franz Neumann in seinem *Behemoth* jene Vernichtungstheorie, welche ihm bekannt war, unerwähnt ließ

6 Brick/Postone: »Kritischer Pessimismus und die Grenzen des traditionellen Marxismus«, in: Wolfgang Bonß/Axel Honneth (Hg.): *Sozialforschung als Kritik*. Frankfurt/M. 1982, S. 231

7 Brief von Löwenthal an Adorno vom 13.10.1944, in: Leo Löwenthal: *Judaica. Vorträge. Briefe*. Frankfurt/M. 1990, S. 160

8 Max Horkheimer: »Antisemitismus: Der soziologische Hintergrund des psychoanalytischen Forschungsansatzes«, in: *Gesammelte Schriften*, Bd. V, S. 368; ähnlich argumentiert Horkheimer in: »Die Psychologie des Nazismus. Zu Richard M. Brickners Is Germany Incurable?«, ebd., S. 354ff.

9 Karl Marx/Friedrich Engels: *Deutsche Ideologie*. MEW Bd. III, Berlin 1969, S. 60

10 Georg Lukács: *Geschichte und Klassenbewußtsein*. Darmstadt 1981, S. 314 sowie 272, Hervorhebung i. O.

11 Max Horkheimer: »Lehren aus dem Faschismus«, in: ders.: *Gesellschaft im Übergang*. Frankfurt/M. 1981, S. 43

12 Max Horkheimer: »Vernunft und Selbsterhaltung« (1942), in: *Gesammelte Schriften*. Bd. V,

S. 333

13 Theodor W. Adorno: *Negative Dialektik*. Frankfurt/M. 1994, S. 355

14 Theodor W. Adorno: *Minima Moralia*. Frankfurt/M. 1997, S. 41ff.

15 Horkheimer/Adorno: Vorwort von 1959 zu Paul W. Massing: *Vorgeschichte des politischen Antisemitismus*. Frankfurt/M. 1986, S. VII

16 Lars Rensmann: *Kritische Theorie über den Antisemitismus. Studien zu Struktur, Erklärungspotential und Aktualität*. Hamburg 1998, S. 196f.

17 Vgl. Norman Geras: »Marxists before the Holocaust«, in: »New Left Review« No. 224/1997, S. 25

Überarbeitete und leicht gekürzte Fassung eines Beitrags, der zuerst in dem von Jürgen Elsässer und Andrei S. Markovits herausgegebenen Band *Die Fratze der eigenen Geschichte. Von der Goldhagen-Debatte zum Jugoslawien-Krieg* (Elefantenpress) erschienen ist

---

Matthias Küntzel schrieb in KONKRET 2/99 über die neue deutsche Schamlosigkeit

Konkret 01/00, S. 60

Gerhard Scheit

Moral und Kritik

Anmerkungen zu Matthias Küntzels Beitrag über die Kritische Theorie

Matthias Küntzel macht darauf aufmerksam, daß die Kritische Theorie die Deutschen – vor allem was den Antisemitismus betrifft – zu wenig kritisch betrachtete, sogar exkulpierte; deren Verantwortung für die Verbrechen des Dritten Reichs nicht klar fomulierte oder verdrängte. Der Artikel zielt damit vor allem auf eine unkritische Rezeption der Kritischen Theorie, die solche »Defizite« nicht wahrhaben möchte. Das Problem aber ist, daß er dabei von einem der Kritischen Theorie äußerlichen Standpunkt argumentiert, den man als Verbindung von empirischen Fakten und moralischer Stellungnahme bezeichnen könnte, und die inneren Widersprüche der Kritischen Theorie selbst zu wenig entfaltet. Auf die aber käme es an.

So konstatiert Küntzel zu Recht, daß Neumann, Adorno und Horkheimer an bestimmten marxistischen Vorstellungen vom revolutionären Sein des Proletariats festhielten. Da er solchen ontologischen oder religiösen Vorstellungen jedoch nur die Argumentation einer Anklage entgegensetzen kann, bleibt er selbst der Logik dieser Vorstellungen verhaftet und beschreibt die nationalsozialistische Realität als eine, »in welcher der soziale Grundwiderspruch des Kapitalismus von der rassistischen und antisemitischen Herrschaft des Deutschtums überwölbt war ...« Von Überwölbung kann keine Rede sein: der »Grundwiderspruch« wurde vielmehr in der deutschen Volksgemeinschaft ein für allemal eingeschmolzen. Daniel Goldhagen spricht gelegentlich davon, daß die Juden von den Deutschen als »metaphysische Feinde« aufgefaßt wurden. Dabei handelt es sich allerdings um die »Metaphysik« des Kapitalverhältnisses, um den von diesem Verhältnis hervorgetriebenen Gegensatz des Konkreten und Abstrakten, woraus die Deutschen durch Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung der Juden die allgemeine »Physis« ihrer Volksgemeinschaft schufen.

Einem solchen radikalen Begriff des Kapitalverhältnisses versucht nun Küntzel gerade auszuweichen, wenn er den Klassenwiderspruch mit der Wertvergesellschaftung unter dem Übertitel »Ökonomismus« identifiziert und schreibt: »Der deutsche Vernichtungskrieg und die mit ihm verbundene rassistische und chauvinistische Hetze mochten als Mittel der Ablenkung von Klassenwidersprüchen und als Integrationskitt durchaus noch funktional verwendbar gewesen sein. Für den Holocaust, der weder mit herkömmlicher Kriegslogik noch mit der Logik kapitalistischer Wertvergesellschaftung in einen direkten Zusammenhang gebracht werden kann, trifft dies hingegen nicht zu. Welchen Sinn sollte die organisierte, restlose Ausrottung der Jüdinnen und Juden auch haben, wenn der Judenhaß für die Herrschenden die Funktion erfüllte, die auseinanderweisenden Gruppeninteressen zu integrieren ... Die Vernichtung der Juden war kein Mittel, sondern der Zweck.« Als wäre die Trennung von Mittel und Zweck – die so recht zur Logik des Interessengegensatzes der Klassen paßt – nicht im Nationalsozialismus selbst aufgehoben worden. Die Feststellung, daß die Vernichtung der Juden der Zweck war, ist richtig und blendet doch zugleich aus, daß es gar keine Unterscheidung von Mittel und Zweck mehr gab – und daß genau diese Aufhebung zum negativen Wesenskern der deutschen Krisenbewältigung gehört: als diejenige Art und Weise nämlich, in der die Deutschen (die Deutsch-Österreicher immer inklusive) die große Krise des Kapitals meisterten.

Solche Krisenbewältigung geht im Begriff des »Sonderfalls« nicht auf. Wenn Küntzel schreibt: »Nicht die moderne kapitalistische Gesellschaft ist im Holocaust zu sich gekommen, sondern er ist der Sonderfall, dessen gesellschaftliche Urgründe zwar in allen warenproduzierenden Gesellschaften nachzuweisen sind, dessen konkrete Form sich der Verallgemeinerung jedoch entzieht«, so wird damit gewissermaßen der Holocaust als eine Sache der Moral monopolisiert. Aber man muß, nach Adorno, immer zugleich für und gegen die Moral sein. Die moderne Gesellschaft ist nicht im Holocaust zu sich gekommen, sondern sie wurde von den Deutschen im Holocaust zu sich *gebracht*; der Holocaust war sowenig ein Sonderfall wie ein Betriebsunfall des Kapitalismus, sondern dessen Möglichkeit, die Krise zu überleben und ein Wirtschaftswunder zu stimulieren. Ohne das totale Feindbild der »Weltverschwörung des Judentums«, das – in den Vernichtungslagern in die Tat umgesetzt – die Volksgemeinschaft bis zuletzt zusammenschweißen konnte, wäre der Krieg nicht zum »totalen Krieg« geworden, nicht bis zu jener Konsequenz vom Dritten Reich führbar gewesen, die den Boden fürs Wirtschaftswunder bereitete. Das ist der ungeheuerliche Zusammenhang, den kaum jemand auszusprechen wagt, weil auf ihm die gesamte Nachkriegsentwicklung beruht; der Zusammenhang, der jede Mittel-Zweck-Rationalität als bloße Binnenrationalität eines irrationalen Ganzen zu erkennen gibt, dessen Gesetze zu exekutieren offenkundig die Deutschen sich berufen fühlten und allem Anschein nach weiterhin fühlen. Sie waren es, die diese Möglichkeit der Krisenbewältigung realisiert und eben jene »Verallgemeinerung« in der Realität betrieben haben, die Küntzel aus dem Bewußtsein zugunsten »konkreter« Empirie ausblenden möchte. »Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun« (Richard Wagner).

So verstanden, hatten Horkheimer und Adorno ganz recht, wenn sie den millionenfachen Mord aus der abendländischen Zivilisation ableiteten, die notwendig in Selbstdestruktion umschlägt, und den auf Auschwitz zulaufenden Antisemitismus mit dem Wesen der herrschenden Vernunft selber erklärten. Ihre Problematik aber lag darin, daß sie die herrschende Vernunft und die abendländische Zivilisation materialistisch im Tauschprinzip fundierten, für die Gegenwart des Nationalsozialismus jedoch dessen Ende, die Aufhebung des Wertgesetzes, behaupteten und den Übergang zur Herrschaft

von Großrackets diagnostizierten. Die Schwierigkeiten, die sich daraus ergaben, eine Herrschaft jenseits des Wertgesetzes anzunehmen, die zugleich nach der Vernunft dieses Gesetzes verfährt, hat erst Adorno in der *Negativen Dialektik* zu reflektieren begonnen. Nur um ihnen auszuweichen, wurde des öfteren auf den alten Glauben von der revolutionären Klasse zurückgegriffen und die Dichotomie von unten und oben, von guter Bevölkerung und böser Führung, reaktiviert. Dieser Rückgriff verhinderte in der Tat, daß Neumann, Adorno und Horkheimer in aller Klarheit und Konsequenz die Deutschen als die Meister der Krise des Werts erkennen konnten. »Der Tod ist ein Meister aus Deutschland.«

Die Debatte wird fortgesetzt

Gerhard Scheit schrieb in KONKRET 11/99 über die unaufhaltsame Verhaiderung Österreichs

Konkret 01/00, S. 62

Ma□ Annas

filmtheater

End of Da□ s □ Nacht ohne Morgen

Regie: Peter Hyams; mit Arnold Schwarzenegger, Gabriel Byrne; USA 1999 (Buena Vista), 122 Minuten, seit 2.12.99 im Kino

Last Action Hero Schwarzenegger hatte gerade den Hawaii-Urlaub hinter sich, als er von der »großartigen Idee« erfuhr: »Ich sollte etwas bekämpfen, was unendlich viel gewaltiger war als alles, wogegen ich bisher auf der Leinwand gekämpft hatte.« Der Teufel natürlich – hier mal in der smarten Gestalt des wahrlich diabolisch verruchten (als einziger Raucher im Film für das US-Publikum als Bösewicht leicht auszumachenden) Gabriel Byrne, mal körperlos als eine Art wabernde Frischhaltefolie (des Teufels Geist kriegten selbst die Special effects aus Stan Winstons digitalem Monsterkabinett nicht in den Griff) oder (weil man ja auch ein bißchen am Erfolg von »Jurrasic Park« mitverdienen will) als Riesendino-Fledermausmischung. Die Story selbst ist eine mystische Exegese des Jahr-2000-Problems, schließlich handelt es sich bei der Satanszahl 666 in Wirklichkeit um eine zur Tarnung auf den Kopf gestellte 999, damit wären wir bei 1999, und den Rest erklärt der Austro-Eraser und -Terminator himself, der diesmal als Granatwerfer Gottes alles wieder heil macht und die Welt rechtzeitig zu Weihnachten schon mal vorab erlöst: »Derzeit reden doch alle über das Millennium, und dies ist der einzige Film, der alle relevanten Themen behandelt: Wird das Ende der Welt kommen? Wird Satan zurückkehren? Es ist eine Geschichte von wahrhaft biblischen Ausmaßen.« Wohl wahr, als Jericho Cane (!) streckt der Mann, der in einer Trainingspause eigenhändig das Standardwerk *Encyclopedia of Modern Bodybuilding* niederschrieb, die Waffen (»Man muß sich vergegenwärtigen, daß jeder verletzlich ist, wenn er dem Teufel gegenübersteht«), betet und opfert sich, um die Unschuld jenes Mädchens zu bewahren, das auserwählt ist, den Antichristen zu gebären. Ihr fragt: Ist er noch zu retten? Ich aber sage euch: Noch bevor das neue Jahrtausend beginnt, wird ER auferstehen in »The very End of Days« resp. »Terminator 3«. Ihr aber sollt keine andere Götter haben neben IHM, den »weder Waffen noch Gewalt ... zu dem gemacht (haben), der ich heute bin – nur der Glaube an meinen Traum, meine Karriere, an Gott, an mich selbst«.

Konkret 01/00, S. 62

Dietrich Kuhlbrodt

filmtheater

eXistenZ

Regie und Buch: David Cronenberg; mit Jennifer Jason Leigh, Jude Law, Willem Dafoe; Kanada/Großbritannien 1998 (Kinowelt); 98 Minuten; seit 18.11.99 im Kino

Es gibt nichts zu überlegen. Es ist wieder Breton-Zeit. Eine Pistole in die Hand nehmen und wahllos in die Menge schießen. »Ich muß jetzt einfach jemand töten«, erklärt Praktikant Ted Pikul (Law) entschlossen und entspannt, also cool. »Aber nicht den Kellner, der ist so nett«, sagt Allegra Geller (Jason Leigh), Game-Designerin, also Chefin. Beide testen das produktionsreife Computerspiel. Der Praktikant setzt aus den Speiseresten, Knöchelchen von reptilesken Mutationen, die Waffe zusammen. Das ist ein Gepuzzel wie beim Überraschungsei. Und sehr praktisch, weil von Metalldetektoren nicht erkennbar. Das Einschußloch im Kellnerkopf ist dann so groß wie eins der beiden Praktikantenarschlöcher.

An dieser Stelle ist nachzutragen, daß sich das Denken spart, wer bioorganisch gesteuert wird. Genau das ist der Fall. Die Chefin hat für das zweite Loch gesorgt, unmittelbar über dem primären gelegen. »Beim ersten mal ist es noch etwas eng«, sorgt sie sich. Deswegen wird die neue Körperöffnung, der Bioport, mit einem entspannenden Mittel eingesprayt. Sie schiebt mit einer leichten Drehbewegung die Nabelschnur ein, den UmbyCord. Dann ist der Praktikant mit der Spielkonsole verbunden, dem MetaFlesh Game-Pod. Damit ist alles in Ordnung. Wir haben’s schwer mit kommerziellen Typenbezeichnungen.

Der Analverkehr als Metapher für die Realität des Computerspiels? Was dagegen? Die Chefin, heiter, stellt Erfreuliches in Aussicht. Regisseur Cronenberg (»Videodrome«, »Crash«) steht ihr bei. Es muß, wie bei den übrigen Realitäten, auch beim Computerspiel möglich sein, einmal wahllos in die Menge zu schießen. Im Film taucht ein Bewaffneter auf und feuert blindlings auf das Zentral-Organische-mit-schwellenden-Nippeln-dran. »Kampf dem Imperialismus!« ruft er in der deutschen Version. Die Folge des fundamentalen terroristischen Akts: Millionen von imperialistischen Sporen verteilen sich über die weiträumig verteilten Biomassen.

Das schreit nach gruppentherapeutischer Aufarbeitung. Der Film zeigt sie. Aber ist nicht diese Realität ihrerseits vom Bioport über den UmbyCord mit dem MetaFlesh Game-Pod verbunden? – Wer spielt, mit dem wird gespielt? Auch wer Amok läuft, ist Opfer. Wie wir alle. Das ist schlüssig in Cronenbergs – übrigens eXzellenTem – Film. Genau wie literarisch in Bret Easton Ellis’ neuem *Glamourama*. – Wie war das doch 1931 in Deutschland? In »M«, dem Fritz-Lang-Film? Peter Lorre: »Ich will nicht, ich muß.«

Konkret 01/00, S. 62

Dietrich Kuhlbrodt

filmtheater

Tötet Mrs. Tingle!

Regie: Kevin Williamson; mit Katie Holmes, Helen Mirren; USA 1999 (Kinowelt); 97 Minuten; seit 11.11.99 im Kino

Tötet den Vorsitzenden des Deutschen Lehrerverbandes! – könnte man die Realfarce betiteln, mit der unsere Verbandsfunktionäre live die amerikanische Filmfarce »Tötet Mrs. Tingle!« überbieten. Auf Ministerebene. Von der FSK – sie gab den spielfilmlangen Schülerstreich für Schüler ab 12 Jahren frei – forderte der Vorsitzende ultimativ das sofortige Verbot des Streifens. Der Oberpädagoge lebt seine Hysterie voll aus, den Film hat er offenbar nicht gesehen; ist er noch zu retten? Denn der löst seinen appellativen Titel mitnichten ein. Der Verleih nennt ihn inzwischen »Rettet Mrs. Tingle«.

Die Tingle-Lehrerin (Mirren) also wird gerettet, obwohl sie den Typ Anstaltsgewalt verkörpert, den die Schüler fürchten und hassen, also wir alle auf Lebenszeit. Latent hysterisch und schwer chargierend verbaut sie der sympathischen Leigh (Holmes), die doch die beste Schülerin an der Grandsboro High ist, den Weg in die Zukunft. Willkürlich und schülerverachtend verfügt sie ein Sitzenbleiben – das Aus fürs Stipendium, und das braucht eine Schülerin, wenn die Mama Kellnerin ist und damit leider nur Lower middle class: nix da fürs Schulgeld.

Dem Lehrerterror zu begegnen, gäbe es vier Lösungen: 1. die Lehrerin töten (den deutschen Real-Fall haben wir gerade gehabt), 2. sich selbst töten (über Schülerselbstmorde gleich noch ein Wort; übrigens gehört der Realfall Meißen auch dazu), 3. Amok laufen und alle töten, 4. die Lehrerin durch eine kollektive und solidarische Anstrengung dazu bringen, ihre die Schülerpsyche deformierenden und zerstörenden Machtspiele aufzugeben, ihre lower-class-feindliche Gesinnung zu ändern und Leighs Notendurchschnitt fairerweise wieder anzuheben. Für diesen gütlichen Ausgang entscheidet sich »Tötet Mrs. Tingle!«. Eine kleine Geiselnahme nebst diversen erbaulichen Statements ist hierfür völlig ausreichend.

»Tötet Mrs. Tingle!« ist pädagogisch wertvoll; in dieser Filmschule lernen Schüler fürs Leben. – Warum läuft unser deutscher Verbandsoberlehrer gegen die humane Film-Botschaft Amok? Es bliebe doch nur eine der finalen Lösungen! Tief sitzende Schuldgefühle sind zu vermuten. Tausende Schülerselbstmorde sind bei uns zu beklagen. Hat man vom Vorsitzenden der deutschen Pädagogen je gehört, daß er diese Todesserie beklagt? Daß er dagegen bis zur Ministerebene hinauf etwas unternimmt? Nein, die Verbandsgewalt wird gegen Schwächere geübt. Schüler sollen ihren Film nicht sehen dürfen. Dabei ist kollektives und solidarisches Aufbegehren nötig, um die schlimmste der denkbaren Lösungen zu verhindern, Mister Tingle: Schüler, die ihrerseits, aber nun völlig real Amok laufen, um von Pädagogen aufgestaute Aggressivität suizidal zu entladen; diese kulturell konditionierte Sonderform des Tötens/

Selbsttötens ist seit hundert Jahren bekannt; lesen Sie doch bei G. M. Fenn nach: *Running amuck* (London 1901), Mister Tingle! Good bye!

Konkret 01/00, S. 63

Max Annas

filmtheater

007 – Die Welt ist nicht genug

Regie: Michael Apted; mit Pierce Brosnan, Sophie Marceau, Robby Coltrane, Robert Carlyle; 125 Minuten; USA 1999 (UIP); seit 9.12.99 im Kino

Das Schöne an der Figur des Bond, James Bond, ist seine einfache Verfaßtheit. Welt retten, Martini trinken, Töten dürfen – das ist ja längst Teil eines eigenen Kosmos, der dieser Popfigur gehört. Die hermetische Welt des Bond ist der der Figuren des kleinen gallischen Dorfes ähnlich, und der stets vergebliche Versuch, Bond gegen Ende zu erreichen – er vergnügt sich mit der Dame, die ihn durch die erlebten Abenteuer begleitete – ist vergleichbar mit dem Wildschweinessen am Ende der Comic-Handlung, es ist Stoff für die Gemeinde. Die zumindest angedeutete (politische motivierte) Ernsthaftigkeit der Connery-Filme ist ja auch gewichen zugunsten eines selbstreferentiellen Humors, der sich auf nichts bezieht als die Geschichte der Figur und ihrer Filme. Nie wäre der Connery-Bond zum Beispiel, und genausowenig der Moore-Bond, vom Verschwörer gegen den Weltfrieden aufgezogen worden, er sei wohl wieder unterwegs, um dem Kapitalismus die Gewinne zu sichern.

Zum neuen Bond-Comic »The World is not enough« läßt sich einiges erzählen, wenn man es denn möchte. Er ist in jedem Fall stärker als der unlängst doch penetrant peinliche verlängerte BMW-Spot, das liegt unter anderem an der famos starken Besetzung mit Sophie Marceau, Denise Richards, Robbie Coltrane, Robert Carlyle und Judie Dench. Viel hat sich allerdings in den letzten Jahrzehnten am politisch-geographischen Zustand der Welt offenbar nicht geändert. Das Böse wird immer noch, auch ein knappes Jahrzehnt nach der Zerschlagung der Sowjetunion, zuallererst im Osten, im südlichen Osten, geortet – das fällt nicht schwer, gibt es doch fürs europäische Gemüt in diesen Zeiten kaum etwas Unbegreiflicheres als die Kriege und Konflikte auf dem Balkan und im Kaukasus. Hier werden ganz stimmig miteinander einhergehende Unterinformiertheit und Feindbilder des sogenannten Westens bedient. Dazu kommt die immer wirksame Angst vor dem Verlust des Zugriffs aufs liebe Öl und ein Schlag populärer Antiislamismus. Ein hübsches Handlungselement ist in jedem Fall die stärkere Einbeziehung der Figur M (Dench). Durch ihren persönlichen Einsatz gerät Bonds Chefin natürlich in Lebensgefahr und muß gerettet werden. Damit sich das Ganze dramaturgisch auch lohnt.

Nicht ganz mit dem Humor der 90er-Jahre-Bonds zurecht kommt die Werbeabteilung und Geschäftsleitung der GmbHs Umarex Sportwaffen und Carl Walther. Deren Chef Wulf-Heinz Pflaumer wird nicht müde, die überregionale Presse mit Zusendungen zu behelligen, in denen er die Vorzüge seiner Produkte preist. Bond-Darsteller Brosnan benutzt zum Retten der Welt heuer eine Walther P99 (»The name, the gun, the safety«). Mit dieser hat es Pflaumer immerhin auf die Seiten der Boulevardpresse geschafft, wo unter der Headline »007 und seine neuesten Spielzeuge« die Wumme als »Die Sicherheitspistole« gepriesen wurde. Herr Pflaumer sitzt mit seinen Traditionsfirmen im sauerländischen Arnsberg und steht »für weitere Fragen und Informationen ... unter Tel. Nr. 02932-638205 zur Verfügung«.

Konkret 01/00, S. 63

Marit Hofmann

filmtheater

Blair Witch Project

Regie: Daniel Myrick; mit Heather Donahue, Joshua Leonard, Michael Williams; USA 1998 (Arthaus); 87 Minuten; seit 25.11.99 im Kino

Ich hab keine Angst gehabt, ehrlich. Na gut, kaum. Nicht daß ich besonders abgebrüht wäre, aber in dieser zum Horrorschocker (nicht nur) für Campingfreaks gehypten Fake-Dokumentation, hab ich mich die ganze Zeit mit der Frage rumschlagen müssen, ob die Kamera eigentlich tatsächlich selbst Opfer sein kann und, vor allem, ob ich als Zuschauerin nun Voyeurin sein oder mich mit den Protagonisten vor und hinter der Kamera mitfürchten soll. Wenn sich die drei Studenten bei ihrem zunehmend aus dem Ruder laufenden Hexenforschungstrip gegenseitig filmen, scheinen für die Kamera mal die Reaktionen der Method actors in der sich zuspitzenden Krisensituation von quasi psychologischem Interesse, mal stolpert man mit ihr, gejagt von einem unsichtbaren Bösen, durch den Wald und wundert sich dabei, daß man sich in Todesangst ausgerechnet an einem sperrigen 16-mm-Gerät bzw. einem Hi-8-Camcorder festhalten und unermüdlich weiterfilmen muß. Da sich das gruppendynamische Experiment zudem ziemlich hinzog, habe ich mich schließlich einer anderen Frage gewidmet: Warum eigentlich nicht nächsten Sommer mal wieder zelten gehen?

Konkret 01/00, S. 63

Marit Hofmann

filmtheater

American Beaut

Regie: Sam Mendes; mit Kevin Spacey, Annette Benning; USA 1999 (UIP); 122 Minuten; ab 20.1. im Kino

Daß der Massengeschmack nicht immer fehlgeht, zeigt sich am US-Erfolg dieser bereits als Oscar-Kandidat gehandelten Gesellschaftssatire des Theaterregisseurs Sam Mendes aus dem Hause Dreamworks. Ein grandioser Kevin Spacey wandelt sich vom duckmäuserischen Durchschnittsfamilienvater, der vergeßlichen Partybekanntschaften zugesteht: »Schon okay, ich würde mich auch nicht an mich erinnern«, zum lebenslustigen Draufgänger, der sich in einen Teenager verguckt, seinen Bürojob kündigt und auf die bürgerlichen Wertvorstellungen pfeift. Seine Frau (Benning) reagiert höchst gereizt auf diese Eskapaden, die ihr nach außen hin scheinbar intaktes Kleinfamiliendasein heillos durcheinanderbringen, und nach ein paar Stunden Schießtraining als Ausgleichssport (»Nichts gibt dir ein größeres Machtgefühl, als eine Pistole abzufeuern«) und Dauerberieselung mit einer Erfolgstraining-Kassette für Manager beschließt die neurotische Karrierefrau mit dem Mantra »Ich weigere mich, ein Opfer zu sein« auf den Lippen, den ausgeflippten Gatten umzunieten. Unerwartete Schützenhilfe erhält sie aus der braven Nachbarschaft, die ihren Haß auf den Regelbrecher teilt. Da wäre etwa der rechtsradikale Ex-Colonel (Chris Cooper) mit videobesessenem Sohn und eindrucksvoller Waffensammlung, der die allmorgendliche Zeitungslektüre mit den Worten zu resümieren pflegt: »Dieses Land ist auf direktem Weg in die Hölle« – und damit nicht mal unrecht hat.

Statt der üblichen Mainstream-Paranoia aus den USA nimmt »American Beauty« eine ebenso amüsante wie hellsichtige Selbstdiagnose vor, die, statt in terroristischen Umtrieben und Attentaten geistesgestörter »Einzeltäter«, in der Normalität der Leistungsgesellschaft den Wahnsinn am Werke sieht.

Konkret 01/00, S. 64

Martin Büsser

Melodie & Rhythmus

Iggy Pop: Avenue B. Virgin

n n n n Der musikalische Höhepunkt von Iggy Pops Solokarriere liegt bereits lange zurück. Mit Hilfe des seinerzeit ebenfalls außergewöhnlich kreativen David Bowie als Produzenten entstanden alleine im Jahre 1977 zwei wegweisende Platten – »The Idiot« und »Lust For Life«. Bowie verstand es, dem etwas altbackenen Heavy-Rock eine unterkühlte Wave-Note zu verleihen. Mit »The Passenger« entstand zugleich Iggy Pops zeitlose Hymne, dank der er – ähnlich wie Lou Reed dank »Walk On The Wild Side« – bis heute seine Miete zahlen kann.

Das Jahr 1977 ist gleich mehrfacher Wendepunkt im Leben von Iggy Pop gewesen: Es machte ihn zu einer Legende des Rock □n□ Roll, während Iggy Pop selbst fortan der klischeehaften Rock □n□ Roll-Existenz entsagte, keine Drogen mehr nahm und Sport zu treiben begann. Allein diesen neuen asketischen Lebenswandel wurde die Presse – von »Brigitte« bis »FAZ« – nicht müde immer wieder zu beschwören, wenn es darum ging, eine Platte von Iggy Pop zu rezensieren. Und zu rezensieren gab es von ihm im Verlauf der Achtziger und Neunziger noch einiges, allerdings wenig Rühmliches. Hinter den qualitativen Stand von 1977 zurückgefallen, klang Iggy Pop nur noch nach nostalgischer Hausmannskost, mal mit stampfendem Boogie-Rhythmus, mal in Heavy-Metal-Pose. Und doch wagte sich kaum jemand, diese Musik als mehr oder weniger belangloses Echo einer längst versunkenen Epoche zu bezeichnen.

Inmitten dieser Krise erscheint »Avenue B« beinahe wie eine Erleichterung. Nur noch auf zwei Nummern mimt Iggy Pop den unverwüstlichen, ganz Mann stehenden Rock □n□ Roller, als der er auch im Innencover mit nacktem Oberkörper posiert. Der Rest ist zurückgenommen balladesk, verhalten, aber nicht kitschig. »Avenue B« markiert einen neuen Wendepunkt: Iggy Pop gesteht sich ein, daß der Rock □n□ Roll-Gestus zum Klischee geronnen ist, und gibt sich nun auch musikalisch erwachsen, das heißt im Stil von Leonard Cohen und Tom Waits. »No Shit«, der Auftakter, legt von diesem Wandel Zeugnis ab: Im Alter von fünfzig Jahren spricht Iggy Pop mehr, als daß er singt, wird das Zuhause immer wichtiger, das eigene Denken immer literarischer. Ob Literarizität so ideologisch indifferente Fehlleistungen wie »Nazi Girlfried« rechtfertigen kann, ist äußerst fragwürdig. Hier taucht ein altes, bereits von Leonard Cohen vorgeführtes Problem auf: So angenehm beruhigt die Musik auch klingen mag, schützt Alter weder vor Torheit noch vor machohafter Schlüpfrigkeit. Im Gegenteil.

Konkret 01/00, S. 64

Michael Rudolf

Melodie & Rhythmus

Mr Bungle: California. Wea

Primus: Antipop. Motor Music

Was ist eigentlich aus dem Crossover geworden, dem durchgeknallten großen Bruder des Grunge? Die einstigen Protagonisten dieser »Stilrichtung« sind schließlich »älter und reifer« geworden. Immerhin durfte man da Virtuosität thematisieren, ein bei Pop sonst eher mit enormem Igittigitt-Appeal angereicherter Orkus. Die Red Hot Chili Peppers jedenfalls haben eine psychedelische Variante der Kastelruther Spatzen vor Augen, Faith No More haben sich einfach aufgelöst. Bleiben zunächst Mr Bungle: Die als logische Fortsetzung von Faith No More zu apostrophieren, wäre überzogen, sogar schlichtweg falsch. Die College-Chaoten-Combo um Mike Patton ließ schon vor Pattons Einstieg bei Faith No More, 1988, atemberaubende Kassetten zirkulieren, und dieser tanzte späterhin, wie man so schön sagt, auf beiden Hochzeiten. In kontinuierlichem Vierjahreszyklus erscheinen Mr Bungle-Platten seit 1991, und sie sind auf eigenartige Weise eine akustische Belästigung. Die neue, »California«, ist es zuallererst für Mr Bungle-Fans. Nach einem von John Zorn produzierten formidablen Debüt-Feuerwerk und einer ziemlich orientierungslosen zwoten, »Disco Volante«, verstört »California« aus allen Rohren. Mr Bungle finden zu richtigen Songs, aber leider auch von der detonativen Soundbarbarei zum kakophonen Barbiturat. Das Songkarussell gondelt abermals durch ein zirkushaftes Ambiente: Hardcore versklavt Musical, zurückgelehnter Barjazz trifft eitlen Rhythm □n□ Blues, eruptiver Rock □n□ Roll covert Zigeunermusik (»Retrovertigo«), Slayer mit Zickezackehoihoihoi oder Duane Eddy, dann wieder die Beach Boys (»Ars Moriendi«). Darüber jault und hydrault Mike Patton wie ein Heavy Metal-Muezzin, brüllt, umschmeichelt, umschnurrt waffenscheinpflichtige Schweineorgeln oder die multiple Gitarre von Trey Spruance. Große Performer, das. Nur wirkt alles so abgeklärt, so berechnend und kühl. Aus der großen Verarsche wurde eine leptosome Karikatur der beiden ersten Alben. Für kaum eine Handvoll *explicit lyrics* hat es gereicht. Nicht mal abgedruckt sind sie. Wenn da mal nicht inoffiziell die Luft raus ist. So wie bei Faith No More ganz offiziell.

Ganz anders bei Primus, der dritten einflußreichen Bay-Area-Band des Crossover. Dem strengen Trio-Gedanken verpflichtet, hatten die Musiker um Bassist Les Claypool bisher alles ausgereizt, was ihren Fans auf die Nerven gehen könnte: eine quäkige Cartoonstimme, einen percussiven Highspeedfunkbaß, eine Gitarre, die ausgiebig in einem Säurebad aus Deathmetal, Frank Zappa und Robert Fripp geschmurgelt hat und die Klangerzeugung mit zahnarztbohrerähnlichen Dimensionen anreichert. Und Trommeln waren auch immer von der Partie, klar. Nur: Bei Bands, die ständig bis zum Anschlag operieren, drängt sich bald die Frage auf: Wie lange halten sie das durch, bzw. wann wird□s langweilig? Speziell mit ihrem letzten richtigen Down Album, dem »Brown Album« (1997), wurde es akut. Als wohlgeneigter Hörer dachte man die Bandauflösung vor. Um so verwunderlicher, was die Band mit »Antipop« anbietet. Wie bei Mr Bungle auch hier die erklärte Rückkehr zum nachvollziehbaren Song, zum holzbeinharten allerdings. Und da ist zwischen Metallica und XTC alles drin: Strophen, Refrains, sogar Bridges. Weg mit all dem Gebimmel und Geklingel, das jede frühere Platte wie verunglückte Konzeptalben klingen ließ. Antipop ist offensichtlich Programm. Zum Beispiel hören wir keinen einzigen Takt Drum □n□ Bass, dafür jede Menge guter Riffs, »intelligenter Heavy Metal« (Holger Sudau) gewinnt Gestalt. Doch keine Angst. Nicht theatralische Tortenschlachtmusik im Kaliber Queensryche oder Dream Theater steht zu befürchten. Gesinnungsgitarrist Tom Morello (Rage Against The Machine) coproduzierte und -komponierte drei Stücke. Zwei der größten Gitarrenpfeifen unserer Erdkugel, James Hetfield (Metallica) und Jim Martin (Faith No More), schrauben »Eclectic Electric« auf unnötige achteinhalb Minuten Länge. Stewart Copeland (Police) hat einen Track coproduziert, desgleichen Fred Durst von Limp Bizkit (»Laquerhead«) sowie South-Park-Schöpfer Matt Stone. Zwar wurde auf der Primus-Homepage im Vorfeld viel mit den Gästen dieser Plattenaufnahmen hausiert, doch ist nach reichlich zehn Jahren Bandgeschichte alles so atombunkersicher festgezurrt, daß eine Verwischung des Primus-Prinzips von außen kaum mehr möglich ist. Einzige, aber anbetungswürdige Ausnahme: der torkelnde Dreiviertel »Coattails Of A Dead Man« □ der Beweis dafür, daß Primus mittlerweile auch Tom-Waits-Stücke komponieren können, eine großartige Verbeugung vor dem noch großartigeren Gast. Les Claypools Stimme ist denkbar ungeeignet für Metal, dafür vermeidet er zunehmend den Angeberbaß. Ganz nebenbei orientiert Brain (vormals Godflesh/Praxis) sein Drumming deutlich an Stewart Copeland, und Larry LaLonde verzichtet fast ganz auf Gitarrensolos. Auf diesem Level läßt sich gerne wieder über Virtuosität diskutieren.

»Antipop« ist nach der 1994er (unter dem Projektnamen Sausage veröffentlichten) »Riddles Are Abound Tonight« die beste und einzig mögliche Primus-Platte. Und es trifft unser aller Lieblingssatz zu, den wir im Heavy-Metal-Klatschblättchen »Rock Hard« mit wachsender und strichlistentauglicher Begeisterung lesen können: »Die Band beweist auch mit ihrer neuen Platte wieder einmal, daß sie noch längst nicht zum alten Eisen gehört.«

Konkret 01/00, S. 65

Jan Pehrke

Buch des Monats

Mike Davis: □ kologie der Angst. Los Angeles und das Leben mit der Katastrophe. Verlag Antje Kunstmann M□ nchen 1999, 540 Seiten, 78 Mark

Im kollektiven Bewußtsein Kaliforniens verschmelzen Naturkatastrophen wie Erdbeben, Wirbelstürme oder Feuersbrünste und gesellschaftlich produzierte Schrecknisse wie die Rodney-King-Riots zu einem Ganzen. Ein Wirbelsturm ist da nicht einfach nur ein Wirbelsturm, sondern schreibt die Chronik der L.A.-Katastrophen fort und firmiert als neuerliches Zeichen dafür, daß ein göttlicher Fluch auf der Stadt lastet. Und bei den 138 in Wort und Bild erfolgten Zerstörungen von Los Angeles, die Mike Davis seit 1909 gezählt hat, liegen Natur und Kultur ebenfalls oft dicht nebeneinander, denn die Lust am fiktionalen Untergang speist sich gern aus rassistischen Säuberungsphantasien. Davis sieht im kalifornischen Katastrophen-Potpourri eine »Ökologie der Angst« am Werk. Diese Angst will die wahre Natur der Natur nicht wahrhaben, ist in einer Stadtplanung, die eine »fortschreitende Auflösung der Grenze zwischen Architektur und Verbrechensbekämpfung« betreibt, Stein geworden und verschafft sich ihre Katharsis durch angstlustvoll genossene Endzeit-Epen. Der Autor rückt dem Symptom-Komplex zu Leibe, indem er eine nüchterne politische Ökologie der Erdbeben, Großfeuer und Tornados betreibt und den realen Kern der literarisch und filmisch beschworenen Weltuntergänge bloßlegt. Sein Buch ist damit sowohl eine Naturgeschichte Kaliforniens als auch eine »cultural study« über die Endzeit-Massenkultur und eine Fortsetzung seiner mit *City of Quarz* begonnenen L.A.-Stadtgeschichtsschreibung.

Kalifornien liegt in einer mediterranen Klimazone und weist die dafür typischen topographischen und meteorologischen Extreme auf: lange Dürre- und Niederschlagsphasen, tektonische Verwerfungen, durch Erderschütterungen oder heftigste Regenfälle entstandene Gebirgsformationen und Luftströme unterschiedlichster Temperatur. Diese Gemengelage sorgt in regelmäßigen Abständen für Erdbeben, Wirbelstürme, Brände und Überschwemmungen. Im schlimmsten Fall kommt es zu öko-katastrophalen Kettenreaktionen. Dann fängt das infolge der Trockenzeit verdorrte Buschwerk Feuer, der Flächenbrand versiegelt die Erdoberfläche, der später im Jahr einsetzende Regen kann nicht mehr im Boden versickern, was zu Überschwemmungen führt. Die Kalifornier wollen das alles nicht so recht wahrhaben. Sie sind immer noch den mythischen Vorstellungen der ersten Siedler verhaftet, die sich Amerika als jungfräuliches Arkadien und Kalifornien als himmlischen Garten imaginierten. Die Meteorologen versuchen deshalb die klimatischen Ausschläge durch eine Rhetorik »durchschnittlicher Niederschlagsmengen« und anderer Normwerte zu pazifizieren. Obwohl laut Davis nichts so untypisch ist wie ein Jahr ohne Klima-Anomalien und mit »durchschnittlichen Niederschlagsmengen«, fallen die Wetterforscher jedes Mal aus allen Wolken, wenn sich Naturkatastrophen ereignen. Assistiert werden sie in ihrer Ignoranz von den großen Zeitungen der Region, die das böse Wort »Tornado« mit einem Bann belegt haben.

Doch die Kalifornier sind nicht einfach nur mit Blindheit geschlagen. Die Verkennung der Naturgegebenheiten folgt einer Verwertungslogik. Denn jene ist die Voraussetzung dafür, daß Investoren immer mehr Flächen für die Wohnbebauung versiegeln und auf den brandgefährlichen Hügeln von Malibu Enklaven für die Reichen errichten können. Im Katastrophen-Management wird der Klassenstandpunkt sogar mit bemerkenswerter Hellsichtigkeit gewahrt. Die Villen Malibus und anderer Toplagen sind nämlich 1a brandgesichert. Die Kosten dafür werden aus dem Sozialhaushalt bestritten, wo sie inzwischen den größten Posten ausmachen. Bricht wirklich mal ein Feuer aus, so reibt sich die Feuerwehr in einem regelrechten »Häuserkampf« auf, um die Vermögenswerte zu retten. Und fällt doch ein Haus den Flammen zum Opfer, so kann es der Besitzer dank der dann fälligen Versicherungssumme noch prächtiger wiederaufbauen. In South Central, der zweiten extrem brandgefährdeten Region Kaliforniens, sieht die Sache ganz anders aus. Hier leben hauptsächlich Afro- und Hispano-Amerikaner und nicht Naturgegebenheiten, sondern schlechte Wohnverhältnisse sorgen in dem Stadtteil für die Brandherde. Während sich die Brandbekämpfer in der Feuerzone Malibu, wo nach vernünftigen Maßstäben überhaupt keine Häuser stehen dürften, wacker dem Kampf gegen die Natur stellen, verharren sie untätig vor den viel leichter behebbaren sozialen Mißständen im Armenviertel South Central, wo in den meisten Häusern die einfachste Sicherheitsausstattung aus Feuermelder, Brandschutztüren, Feuerlöscher und -leitern fehlt.

Die Wiederkehr des aus geschäftlichen, psychohygienischen oder naturromantischen Gründen Verdrängten erfolgt in Büchern und Filmen. Unzählige mediale Tode ist Los Angeles schon gestorben. So vielfältig die Todesarten, so gleichförmig die Motive der Autoren. In einem Großteil der Werke macht Mike Davis Rassismus als Ursache für die Lust am Untergang aus. Eine Welt, die nicht mehr die des weißen Mannes ist, soll am besten gar nicht mehr sein. Buck Rogers zieht gegen die »unmenschliche gelbe Pest« zu Felde, während der Autor von *Secret of Power* den »ungejäteten« Menschenpark einer göttlichen Säuberung überantwortet. In *Los Angeles: A. D. 2017* stellt eine ökologische Katastrophe die Ordnung im durch »rassischen Niedergang« bedrohten Biotop wieder her. Am unverhohlensten faschistisch geben sich die *Turner Diaries*, die inzwischen zu einem Kultbuch militanter amerikanischer Neonazis avanciert sind. Autor Andrew

MacDonald entwirft darin das Szenario eines arischen Armageddon, das mit einem von der »Organisation« verübten Genozid an Juden und Afro-Amerikanern endet.

Dutzende weitere Beispiele dieser Art trägt Davis zusammen. Ob allerdings »Blade Runner« ganz in seinem Interpretationsmuster aufgeht, bleibt fraglich. Im letzten, »Jenseits von Blade Runner« überschriebenen Abschnitt distanziert sich der Autor besonders scharf von der in diesem Film beschworenen Zukunftsvision. Was L.A. dagegen bevorsteht, ist schon an gegenwärtigen Tendenzen ablesbar: die Großstadt nicht als Megalopolis, sondern als ein sich zu ihren Rändern hin immer mehr auflösendes Gebilde ohne wirkliches Zentrum, in dem über getrennte Zonen eine »räumliche Apartheid« hergestellt wird. In Davis' schematischer Zeichnung des heutigen Los Angeles setzt eine urbane Containment-Politik Obdachlose, Drogensüchtige und andere »gefährliche Klassen« in bestimmten Innenstadt-Bereichen fest, drum herum zieht sich der Kreis mit »befreiten Zonen« für die Reichen, der wiederum von einem trostlosen Vorstadt-Ring für die Mittelschicht umgeben ist. Den äußersten Ring bildet ein mit Hochsicherheitsgefängnissen bestücktes Archipel. Vor diesem Wirklichkeit gewordenen Alptraum kann man nur noch in eine urbane Simulation fliehen. So beschlossen die Stadtväter von Hollywood nach einigen Debatten, nicht den Stadtteil selber grundzusanieren, sondern lieber einen Themenpark »Hollywood« zu bauen. Und damit dieses Wasp-Arkadien nicht allzu steril gerät, kamen die Planer auf die Idee, Bonbonpapier in die Gehsteigplatten einzulassen, um den Besuchern ein wenig Belebtheit vorzugaukeln.

Davis' Buch überzeugt vor allem durch die Menge der zusammengetragenen empirischen Befunde. Die katastrophale Gemengelage läßt sich mit seiner Diagnose der »Ökologie der Angst« dagegen vollständig wohl nicht fassen, wenngleich die Kritik, die Davis in den USA entgegenschlug, dazu angetan ist, diesem Begriff zusätzliche Plausibilität zu verleihen. Nachdem *Ökologie der Angst* wochenlang auf den Bestsellerlisten stand, holte das Establishment zum Gegenschlag aus. Ohne seine wahre Identität als Grundstücksmakler preiszugeben, legte Ross Ernest Shockley im Internet unter dem Pseudonym Brady Westwater ein 22seitiges Dossier über den geschäftsschädigenden Sozialwissenschaftler an. Es gab den Anstoß zu einer Welle wüster Polemiken, die in ihrem Abwehrgestus genau von jener »Ökologie der Angst« kündeten, die das Buch beschreibt.

Konkret 01/00, S. 66

Hermann L. Gremliza

Gremlizas Express

Als Deutschland noch geteilt war, ließen sich politische Optionen an geographischen Begriffen ablesen. Wer die DDR Ostdeutschland nannte, war bereit, den Verlust der sogenannten deutschen Ostgebiete hinzunehmen. Wer Anspruch auf Ostpreußen, Schlesien, Sudetenland etc. erhob, nannte die DDR Mitteldeutschland, wer Schlesien zu Mitteldeutschland rechnete, war ein direkter Nazi. Für Leute, die keinen dritten Weltkrieg vorhatten, reichte Osteuropa zu jener Zeit von der Neiße bis zum Ural. Das ist nun auch vorbei. Zum Auftritt eines polnischen und eines ungarischen Historikers macht der geopolitische Guru des Regierungsblatts, Christian Semler, die neue Ostfront auf, mit vierfachem Ostinato:

Ostmitteleuropäische Historiker ... ostmitteleuropäische Historiker ... die beiden Wissenschaftler aus Ostmitteleuropa ... Veröffentlichungen ostmitteleuropäischer Historiker ...

Schon die Nazis hatten die Zukunft der Region, die bis dahin »osteuropäischer Wirtschaftsraum« geheißen hatte, ihrem »Mitteleuropäischen Wirtschaftstag« unterstellt, nun macht der Fall der beiden ostmitteleuropäischen Historiker plötzlich offenbar, worauf Semler schon im Frühjahr 1990 in seiner »Tageszeitung« hatte hinauswollen, als er meine Kritik an der Tätigkeit des Alfred Sohn-Rethel beim »Mitteleuropäischen Wirtschaftstag« »rufmörderisch« und »stalinistisch« nannte. Siebenbürgen ist unser.

Der Verlag Gruner + Jahr hat die »Hamburger Morgenpost« nach Begleichung eines Verlusts von 130 Millionen Mark an zwei Privatmänner abgegeben, um den fälligen Konkurs nicht selber anmelden zu müssen – ein übliches, in der Branche fast schon ehrwürdiges Verfahren, das jedoch den Chefredakteur der örtlichen Konkurrenz so umtreibt, daß er darüber geradezu ins Philosophieren gerät:

Eine Zeitung ist etwas anderes als ein x-beliebiges Produkt aus dem Regal. Hinter einer Zeitung stehen Menschen, die sich jeden Tag von neuem Gedanken über die Weltläufe machen und ihre Leser mit Nachrichten, Hintergründen und Unterhaltung in das große und kleine Geschehen der Zeit einweisen, dabei Emotionen auslösen und zum Nachdenken anregen.

Wie zum Exempel auf der Vorderseite jenes »Hamburger Abendblatts«, deren Rückseite der Chefredakteur gerade vollphilosophiert hat:

Gorbatschow sucht Trost bei der Arbeit. □ Vergangene Nacht klingelte plötzlich das Telefon, erzählt Michail Gorbatschow (68). □ Ich nahm den Hörer ab und hörte ein Hallo. Es war Raissa.□ Er habe dann gefragt, von wo sie anrufe. Dann habe das Gespräch geendet. □ Ich wachte auf.□ Gorbatschow träumt von seiner Frau □ noch einen Monat nach ihrer Beerdigur Es sei sehr schwer, nach ihrem Tod zurück an die Arbeit zu gehen, sagte der frühere sowjetische Präsident. Aber: □ Das Leben geht weiter.□

Eine Zeitung ist etwas anderes als ein x-beliebiges Produkt aus dem Regal. Hinter einer Zeitung stehen Menschen, die sich jeden Tag von neuem Gedanken über die Weltläufe machen und ihre Leser mit Nachrichten, Hintergründen und Unterhaltung in das große und kleine Geschehen der Zeit einweisen, dabei Emotionen auslösen und zum Nachdenken anregen. Und das ist leider, wie die Amerikaner sagen, fuckin' true.

Als er Lafontaines Buch gelesen hatte, rief Hamburgs Bürgermeister Ortwin Runde:

Mir bleibt die Luft weg.

Was sich aber im gleichen Atemzug als eine genauso leere Versprechung erwies wie all die andern, die Lafontaine in seine Buch aufzählt.

Hans Apel (Ältere werden sich an den sozialdemokratischen Kleinst-Schmidt erinnern) und seine Frau Ingrid sind aus der evangelischen Schweinekirche ausgetreten, weil die sich

zunehmend gleichgeschlechtlichen Paaren widmet,

nämlich nicht immer nur die Bomben segnet, die der Apel als Kriegsminister zur Rettung des christlichen Abendlands bestellt hat, sondern manchmal auch Schwule. Apel, dem Motto seines Kollegen Strauß (»Lieber ein Kalter Krieger als ein Warmer Bruder«) folgend, fürchtet falschen Schein. Und nicht ohne Grund, wie ein Foto der Apels, das die Lokalpresse beisteuert, belegt: Gleicher geschlechtlich hat nie ein Paar seine Blicke über die norddeutsche Tiefebene schweifen lassen als Ingrid und sein Hans.

Viele bekommen irgendwann einen Nachruf, manche werden siebzig, wenige erhalten den Nobelpreis. Daß einer in einer einzigen Saison alles einfährt, kommt so gut wie überhaupt nicht vor. Einem ist es gelungen: Er empfing, vor der Weltpresse, an der Seite »meines Freundes Günter Grass« den Nobelpreis, nahm, vor den Kameras aller Fernsehstationen, die Glückwünsche zu seines Freundes Peter Rühmkorf siebzigstem Geburtstag entgegen und gab im Festsaal des Springer-Verlags anläßlich einer Gedenkausstellung von Werken seines Freundes Horst Janssen sich selber jede Ehre. Der tote Maler sei nämlich, sagte er,

auch ein Meister der Sprache

gewesen, ganz wie er selbst, der siebzigjährige Nobelpreis-Maler Manfred (»So nicht, Kanzler!«) Bissinger.

Sein bester Freund aber mußte, kurz nachdem er der Bombardierung Jugoslawiens durch die Armeen der kapitalistischen Führungsmächte seinen Segen erteilt hatte, schon wieder herumnörgeln:

Günter Grass hat vor den Auswüchsen des Kapitalismus gewarnt.

Wahr ist, daß noch zur nämlichen Stund Dow Jones und Dax praktisch ins Nichts gestürzt sind. Analysten haben versucht, den Dichter mit der Meldung lächerlich zu machen, zeitgleich mit seiner Warnung sei in Kalkutta ein Sack Curry umgefallen. Da sind sie bei ihm aber an den Richtigen gekommen.

Die »Zeit« fragte den vom Anwalt der Gudrun Ensslin zum sozialdemokratischen Staatsschutz-Minister aufgestiegenen Otto Schily dennoch, wo sein Herz schlage, und holte sich eine blutige Nase:

Die Antwort ergibt sich aus der Physiologie des Menschen: in der Mitte.

Auf meine Frage, wo sein Blinddarm sitzt, wäre das nicht passiert.

Den Fall des elfjährigen Jungen, der in Colorado wegen sexueller Handlungen an seiner Schwester vor Gericht gestellt wurde, kommt dem Nonnenmacher, einem der Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen«, gerade recht:

Ein solcher Vorfall würde in Europa das Jugendamt und/

oder einen Therapeuten beschäftigen; doch keine Staatsanwaltschaft käme auf die absurde Idee, gegen einen Elfjährigen Anklage wegen schwerer Blutschande zu erheben.

Vor Gericht steht er wegen Inzest, »Blutschande« gibt es nur im deutschen Wörterbuch. Aber die Gelegenheit ist zu günstig, die Rassenschande, derentwegen mitten in Europa nicht nur der Staatsanwalt auf Ideen gekommen ist, den Befreiern assoziativ rüberzuschieben.